

# **Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 9.1958**

Landesgeschichtl. Vereinigung  
Berlin  
1958

Jahrbuch  
für  
brandenburgische  
Landesgeschichte

1958

# Jahrbuch

für

## brandenburgische Landesgeschichte

### 9. Band

Herausgegeben  
im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung  
für die Mark Brandenburg e. V.

von  
Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt

Berlin  
1 9 5 8

Auslieferung durch die Fontane-Buchhandlung  
Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54



# I N H A L T

Hans Zopf:	
Karl Theophil Guichard gen. v. Quintus Icilius (mit 3 Abbildungen im Text) . . . . .	5
Friedrich Gustav Bernhard:	
Emil von Arnstedt . . . . .	15
Dr. Berthold Schulze:	
Geist von Beeren (mit 2 Abbildungen im Text) . . . . .	17
Dr. Hermann Fricke:	
Erinnerungen an Theodor Storm von Theodor Fontane. Ein nicht vollendeter Nekrolog, mitgeteilt von -- (mit 3 Abbildungen im Text)	26
Karl Thiemel:	
Zwei Brandenburg-Preussische Verordnungen über „Eximierte“ aus dem Jahre 1748 . . . . .	37
Dr. Hermann Schall:	
Der Name Potsdam und die „Insel des Chotěmysl“ (mit 2 Abbildungen im Text und zwei Kunstdrucktafeln) . . .	39
Dr. Günter Stein:	
Ofenkeramik der Gotik und Renaissance auf der Spandauer Zitadelle (mit 2 Kunstdrucktafeln) . . . . .	47
Dr. Emil Schwartz:	
Im Prenzlauer Posthaus zur Franzosenzeit 1806-1815 (mit 2 Abbildungen im Text) . . . . .	53
Bücherschau:	
B. Brilling, Zur Geschichte der hebräischen Buchdruckerei in Frankfurt a. d. Oder	
Ders., Jüdische Verleger in Frankfurt a. d. Oder im 18. Jahrhundert	
Ders., Jüdische Buchdruckerfamilien in Frankfurt a. d. Oder (E. Schirrmacher)	
E. Schwartz, Geschichte der St. Marienkirche zu Prenzlau (H. Methling)	
H. Grimm, Dietrich von Bülow, Bischof von Lebus, in seinem Leben und Wirken (1460-1523)	
H.-D. Kahl, Zum Ergebnis des Wendenkreuzzuges 1147, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des sächsischen Frühchristentums	
W. Hoppe, Drei lutherische Landesfürsten in Brandenburg (M. Henning)	
C. Ph. Melms, Chronik von Dahlem (W. Rust) . . . . .	62
Martin Henning:	
Aus dem Leben der Vereinigung . . . . .	66
Personen- und Ortsverzeichnis . . . . .	67



# Karl Theophil Guichard

## gen. v. Quintus Icilius

(mit 3 Abb. im Text)

«Le pauvre Quintus vient d'être emporté. Cela dérange mes petites études domestiques». Mit diesen Worten teilte König Friedrich der Große in einem besonderen Briefe seinem Bruder Heinrich am 17. Mai 1775 den Tod seines Favoriten Guichard gen. v. Quintus Icilius mit, der durch eine merkwürdige Mischung von Gelehrsamkeit und Betriebsamkeit auf den verschiedensten Gebieten in Krieg und Frieden zu seiner einflußreichen Stellung beim preussischen Hofe aufgestiegen ist und vielleicht nicht mit Unrecht in der Zahl der großen Abenteurer des 18. Jahrhunderts mitgenannt werden darf.

Karl Theophil (Gottlieb) Gui(s)chard(t) ist am 27. September 1724 als zweiter Sohn des späteren preussischen Hofrats, Richters und Syndikus der pfälzischen Kolonie in Magdeburg Johann Philipp Guichard und seiner Ehefrau Henriette Steinhäuser, einer Bürgerstochter aus gleicher Stadt, ebendort geboren worden<sup>1)</sup>. Die Familie des Vaters, deren erste Spuren als „Guiscards“ in der Normandie tief in das Mittelalter zu reichen scheinen, stammte aus Savoyen, wo sie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nachweisbar ist; sie wanderte von hier ihres evangelischen Glaubens wegen aus und gelangte nach längeren Unterbrechungen in Straßburg i. E. und Neustadt a. d. Haardt, wo Johann Philipp Guichard 1684 geboren wurde, schließlich nach Magdeburg, wo das Geschlecht sesshaft wurde und es zu Ansehen und Wohlstand brachte.

Der junge Guichard ging in Magdeburg auf die Schule; er wählte dann als Lebensberuf den eines evangelischen Theologen, da sein Vater ihn wohl gern später einmal als Pfarrer der reformierten Gemeinde in Magdeburg gesehen hätte. Schon mit 16 Jahren bezog er die Universität Halle und studierte dann weiter in Marburg und Herborn Theologie, daneben aber auch, was für ihn später so wichtig werden sollte, klassische Philologie und Orientalistik, in der er in syrisch, arabisch und chaldäisch sich hervortat. Guichard muß von früher Jugend an für Sprachen sehr begabt gewesen sein; in Holland ließ er u. a. später einen Band selbstverfaßter lateinischer Gedichte drucken! — In Marburg und Herborn hat dann der angehende junge Theologe schon auf der Kanzel gestanden und gepredigt! Doch die mit dem geistlichen Stand damals im allgemeinen verbundenen kargen Berufsaussichten müssen wohl den sich später so geschäftstüchtig zeigenden jungen Mann von seinem eben begonnenen Berufe abgeschreckt haben, denn er wandte sich jetzt von der Gottesgelahrtheit ab und zog nach der hoch- und weitberühmten holländischen Universität Leiden, einer der Hauptzentren der Wissenschaft der damaligen Zeit, seien es Geistes- oder Naturwissenschaften, um hier sein Glück zu machen und vielleicht in Holland Professor oder Bibliothekar zu werden. Hier in Leiden hat er die Vorlesungen des noch heute anerkannten Hebraisten und Arabisten Schultens gehört und eine Streitschrift „De fama Salomonis inter exteros“ geschrieben. Im Haag, wo er sich einige Zeit aufhielt, lernte der unternehmende Studiosus durch den dortigen einflußreichen „Stadtschreiber“ (Stadtsyndikus) den Sekretär des Prinzen von Oranien kennen, der gerade damals zum Erbstatthalter der sieben vereinigten niederländischen Provinzen ernannt worden war. Der Prinz wählte Guichard dann, nachdem er eine lateinische Universitätsrede von ihm gehört hatte, zum Erzieher seines Sohnes. Guichard suchte diese Vertrauensstelle als Sprungbrett für die erstrebte Universitätslaufbahn zu benutzen. Eine Professur wurde auch zu günstiger Zeit in Utrecht frei, und er machte sich dorthin eilig auf den Weg, um sich mit dem Erbstatthalter unterwegs zu treffen und sich von diesem persönlich bei den maßgebenden Profes-

soren der dortigen Universität einführen zu lassen. Doch dieses so aussichtsreiche Unternehmen wurde für den ehrgeizigen jungen Magdeburger zu einem großen Fehlschlag! Durch einen Zufall nämlich verpaßte er den Prinzen bei dem vorgesehenen Treffpunkt und wurde gezwungen, auf dem Dachboden eines überfüllten Wirtshauses in Utrecht zu übernachten. Hier hörte er fröhlichen Gesang unten kneipender Professoren und Studenten; er ging hinunter, wurde auch freundlich allgemein begrüßt, mußte aber zu seiner unangenehmen Überraschung erfahren, daß die Feiernden ihren neuen Professor hochleben ließen, der soeben den für Guichard vorgesehenen Lehrstuhl erhalten hatte. Er brachte die Nacht voller Wut und Enttäuschung schlaflos zu. Am nächsten Tage mußte er als Begründung für seine fehlgeschlagene Kandidatur erfahren, daß der Statthalter wegen höherer politischer Interessen seine Zusage nicht halten können. Erbittert wandte sich der frühere Theologe und jetzt so kurz vor dem Ziel gescheiterte Philologe von den theoretischen Wissenschaften ab und bat den Prinzen um eine militärische Verwendung als Fähnrich in einem holländischen Regiment.

Guichard hatte sich nämlich neben seinen theologischen und philologischen Studien in seinem Unterricht für den Sohn des Oraniers auch mit der antiken Kriegswissenschaft beschäftigen müssen und dadurch großes Interesse an militärischen Fragen der unruhigen politischen Gegenwart gewonnen. Der Statthalter gewährte bald seinen Wunsch; nach seiner Bestallung als holländischer Offizier im Infanterieregiment des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen nahm Guichard noch an der letzten Phase des Österreichischen Erbfolgekrieges teil, der 1748 mit dem Frieden von Aachen sein Ende fand. Vier Jahre später wurde er als Kapitän im Regiment Baden-Durlach aus holländischen Diensten abgedankt.

Nach seiner Verabschiedung kehrte Guichard mit 800 Gulden „Wartegeld“ nach Magdeburg zurück, wo sich seine Familie in guten wirtschaftlichen Verhältnissen befand. Dann ging er für einige Zeit nach London; hier durfte er mit Recht hoffen, reiche Hilfsmittel für seine immer emsiger betriebenen kriegsgeschichtlichen Forschungen finden zu können. Guichard hatte in den letzten Jahren seiner holländischen Militärzeit in der kleinen niederländischen Universitätsstadt Franeker in Garnison gestanden und hier seine früheren Studien über die Kriegskunst der Alten wiederaufnehmen können. In London vollendete er das Manuskript seines großangelegten Werkes: «Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains où l'on a fidèlement retabli sur le texte de Polybe et autres Taciticiens grecs et latins la plupart des ordres de bataille et de grandes Opérations . . . en relevant les erreurs du Chev. de Folard et des autres commentateurs. On y a joint une dissertation sur l'Attaque et la Défense des Places des Anciens, la Traduction d'Onosander et de la Tactique d'Arrien et l'Analyse de la campagne de Jules César en Afrique» Hag. (1758), das in mehreren Auflagen erschien und ihm den Weg zu seinem erstaunlichen Aufstieg in Preußen ebnen sollte.

Die Beschäftigung mit den Quellen der antiken Kriegswissenschaft in dem Bestreben, aus ihnen für aktuelle militärische Probleme der Zeit praktische Folgerungen herzuleiten, ist seit der Zeit der Renaissance und des Humanismus, in der an erster Stelle zu diesen Fragen der große Florentiner Niccolò Machiavelli zu nennen wäre, fast bis zur Gegenwart nicht abgerissen. Erst seit dieser literarischen Wiedergeburt der Kriegskunst aus den Werken der alten Historiker — der schon genannte Polybios,

Caesar, Livius, Vegetius, der Kaiser Leo (VI.?) von Byzanz wären in der beträchtlichen Zahl der antiken Militärschriftsteller hervorzuheben — kann man von einer systematischen Kriegswissenschaft in der europäischen Kulturgeschichte sprechen. Besonders in den Niederlanden — u. a. in der 1575 gegründeten Universität Leiden — wurde unter dem Zwang des schweren Kampfes gegen die erdrückende Übermacht des spanischen Weltreichs eine emsige und erfolgreiche Forschungsarbeit in der Überlieferung der antiken Kriegskunst geleistet. Auf Betreiben des genialen Moritz von Oranien fanden sich Professoren der klassischen Philologie mit kampfgeübten Landsknechtsführern der niederländischen Feldtruppen zusammen und entwickelten gemeinsam mit Hilfe von Bleisoldaten neue taktische Formen aus den antiken Quellen für die Gegenwart. Diese Zusammenarbeit zwischen Theoretikern und Praktikern trug dazu bei, daß sich das kleine, aber nun wohlgeschulte und disziplinierte Heer der Niederländer gegen die viel stärkere, aber noch auf den alten herkömmlichen militärischen Gewohnheiten und taktischen Evolutionen aufbauende spanische Kriegsmacht behaupten konnte. Die Niederlande sind um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts die große Kriegs- und Pflanzschule des sich dann langsam entwickelnden modernen Offizierskorps geworden. — In dem umfangreichen militärischen Schrifttum des ganzen 18. Jahrhunderts spielt dann das Studium der Antike weiter eine sehr gewichtige Rolle<sup>2)</sup>. Im Mittelpunkt dieser zahlreichen und umfangreichen Untersuchungen steht der erwähnte griechische Historiker Polybios (um 201—120 v. Chr.). Bei ihm ist, wie später ähnlich bei Guichard, die in anderen hochgelehrten Geschichtswerken oft fehlende notwendige Verbindung zwischen praktischer Kriegserfahrung und historischer Gründlichkeit nachzuweisen. Polybios ist der Meister der sogenannten „pragmatischen Geschichtsschreibung“, d. h. einer Geschichtsdarstellung, die in ihrer belehrenden, stets die Bedeutung von Einzelpersonlichkeiten für die geschichtliche Entwicklung hervorhebenden Betrachtungsweise, dem sich entwickelnden Rationalismus und damit ganz allgemein der Zeitströmung des 18. Jahrhunderts entgegenkam. Mit dem bedeutenden Werke des Franzosen Jean Charles de Folard: *«Histoire de Polybe, nouvellement traduite du Grec par Dom Vincent de Thuillier. Avec un Commentaire où un corps de science militaire, enrichi de notes critiques, où toutes les grandes parties de la guerre sont expliquées, démontrées et représentées en Figures par M. de Folard. Vol. 1—6»* (1727 bis 1730) war eine Flut von Kritiken und Bearbeitungen dieses Stoffes angeregt worden, zu deren wichtigsten dann die erwähnte Arbeit von Guichard gehört. Folard hatte durch sein umfangreiches Werk die Bedeutung der Kriegskunst der Alten für die Gegenwart beweisen wollen; er trat darin u. a. für die sogenannte „Kolonnentaktik“ ein, womit dann in der zeitgenössischen militärischen Literatur der jahrzehntelange Streit über das aktuelle Problem der Vorzüge der „Linear“- und „Kolonnentaktik“ anhub. Welche Bedeutung der König Friedrich II. selbst diesen Fragen beilegte, ist daraus ersichtlich, daß er aus dem großen sechsbändigen Werk des Folard durch den preussischen Ingenieurobersten v. Seers einen Auszug machen ließ, den er selbst überarbeitete und der mit einer Vorrede von ihm 1753 unter dem Titel: *«Extrait tiré des Commentaires du Chevalier Folard sur l'histoire de Polybe»* in 110 Exemplaren abgezogen wurde. Es sei auch erwähnt, um die Bedeutung, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts allgemein dem Polybios im militärischen Schrifttum zugebilligt wurde, zu unterstreichen, daß der nicht zum wenigsten durch seine romantische Herkunft — er war dem Liebesbund der schönen Gräfin Aurora von Königsmarck mit dem Kurfürsten und König von Polen August dem Starken entsprossen — bekannte Graf Moritz von Sachsen, Marschall von Frankreich und berühmter Heerführer im Österreichischen Erbfolgekrieg, sich in seinen allgemein von den Zeitgenossen bewunderten militärwissenschaftlichen Werken eifrig mit Folard, bzw. Polybios, den er seinen Lieblingsschriftsteller nannte, beschäftigt hat.

Guichard zeigte sich mit seinem Werk über Polybios ebenfalls als ein ausgezeichnete Kenner der antiken Kriegswissenschaft; er verband damit in seinem Buch — wie schon gesagt — ähnlich dem griechischen Autor praktische Kriegserfahrungen, die er im Österreichischen Erbfolgekrieg hatte sammeln können. Daß Guichard eine hohe Wertschätzung schon in der gelehrten Welt seiner Zeit genoß, dafür steht das Zeugnis des noch heute oft zitierten englischen Historikers Edward Gibbon (gest. 1794), der in seinem berühmten und immer wieder neu aufgelegten Werk: *“History of the decline and fall of the Roman Empire”* freimütig bekennt, daß er sich in den Stellen über das römische Kriegswesen auf Guichards Untersuchungen darüber stützt. Guichard kam mit seinem Werk über Polybios und den später noch zu erwähnenden Schriften ganz den militärwissenschaftlichen Interessen seiner Zeit entgegen; seine Veröffentlichungen werden stets Marksteine gediegener deutscher Gelehrsamkeit bleiben, auch wenn sie in französischer Sprache geschrieben sind.

1756 war der dritte schlesische Krieg ausgebrochen, der zum „Siebenjährigen“ werden sollte. Der Krieg war — abgesehen von der schweren und so folgenreichen Niederlage der friderizianischen Armee in der Schlacht bei Kolin, durch die der König den Erfolg seiner bisherigen strategischen Offensive verlor, so daß er nun hinfort in die Defensive gedrängt wurde — bis zum Ende des Jahres 1757 für die preussischen Waffen günstig verlaufen. Guichard schickte sofort beim Erscheinen seines Werkes Ende 1757 ein Exemplar davon an König Friedrich mit der gleichzeitig geäußerten Bitte, preussische Kriegsdienste nehmen zu können. Da keine umgehende Antwort erfolgte, trat er als Volontäroffizier bei der Heeresabteilung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig ein, der mit einem aus Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen und einigen preussischen Kontingenten bestehenden Korps dem König in Westdeutschland den Rücken gegen Franzosen und Reichsarmee deckte. Mit des Herzogs Empfehlungen reiste dann aber Guichard schon bald in den ersten Wochen des nächsten Jahres nach Breslau in das Winterquartier König Friedrichs. Der König wollte sich hier in Breslau nach dem schweren Kriegsjahr 1757, das ihm zwar die großen Siege von Roßbach und Leuthen, aber eben auch die erwähnte Niederlage von Kolin gebracht hatte, für den bevorstehenden Feldzug 1758 gründlich erholen; war ihm doch klar, daß seine große Gegnerin, die Kaiserin Maria Theresia, fest entschlossen war, den Krieg unter allen Umständen fortzusetzen. Friedrich sehnte sich von Herzen nach Ruhe und Abwechslung vom militärischen Einerlei des Feldzugelebens. Das fand er nun beides hier in Breslau, nachdem die Truppen ihre Winterquartiere bezogen hatten. Jetzt lud er alt und jung, Behörde und Bürgerschaft zu Festen, Maskeraden und Tanz. Bald stellte sich auch gern gesehener Besuch in Breslau ein, darunter seine Schwester Amalie, sein späterer Vorleser Henri de Catt, der Marquis d'Argens aus den unvergessenen Tagen der Tafelrunde in Sanssouci und schließlich im Februar der aus holländischen Diensten verabschiedete Kapitän Guichard mit seinem eben erschienenen Werk über Polybios und die Kriegskunst der Alten. Guichard kam dem König hier in der Ruhe des Winterquartiers hochwillkommen! Friedrich war stets darauf bedacht, sich an den Klassikern der militärischen Wissenschaften auch im Felde weiterzubilden, so daß ihn der Umgang mit einem gelehrten Militär, wie er in dem neuangekommenen ehemaligen holländischen Kapitän auf Grund seines eben erschienenen Buches mit Sicherheit zu erwarten war, ungemein reizen mußte. Der König hatte bald großes Vergnügen an dem witzigen und ausgezeichnet belesenen Offizier, der über ein so vorzügliches Gedächtnis verfügte, daß er in Zweifelsfragen sogar die Seitenzahl in einem Buche anzugeben wußte. Schon im Mai des Jahres versah Guichard den Dienst eines Flügeladjutanten bei Friedrich und bezog „Kapitänstraktament, akkordiert mit Schärpe und Portepée“.

Im ganzen Rest des Jahres 1758 — es ist die Zeit des Sieges über die Russen bei Zorndorf und der Niederlage

**M E M O I R E S  
M I L I T A I R E S,**  
SUR LES  
**GRECS ET LES ROMAINS;**  
OÙ L'ON A FIDÉLEMENT RETABLI,  
**SUR LE TEXTE DE POLYBE ET DES TACTICIENS .**  
**G R E C S E T L A T I N S,**

La plupart des Ordres de Bataille & des grandes Opérations de la Guerre, en les expliquant  
suivant les Principes & la Pratique constante des Anciens, & en relévant les  
Erreurs du Chevalier de FOLARD, & des autres Commentateurs.

*On y a joint,*

**UNE DISSERTATION SUR**  
**L'ATTAQUE ET LA DEFENSE DES PLACES DES ANCIENS;**  
**LA TRADUCTION D'ONOSANDER ET DE LA TACTIQUE D'ARRIEN,**  
**E T**  
**L'ANALYSE DE LA**  
**CAMPAGNE DE JULES CESAR EN AFRIQUE**

Avec des NOTES CRITIQUES & des OBSERVATIONS MILITAIRES répandues dans  
tout le Cours de l'Ouvrage.

**P A R**

**C H A R L E S G U I S C H A R D T,**

Capitaine au Bataillon de S. A. Sm<sup>e</sup>. M<sup>gr</sup>. le Margrave de Bade-Dourlach, au Service  
de LL. HH. PP. les Seigneurs Etats Généraux des Provinces-Unies.

*Avec quantité de PLANS & de FIGURES.*

**T O M E P R E M I E R**



**A L A H A T E,**  
**CHEZ PIERRE DE HONDT,**  
**M. DCC. LVIII.**



bei Hochkirch gegen die Österreicher — wird sich Guichard in der Nähe des Königs befunden haben. Der Winter 1758/59 fand ihn wieder mit Friedrich zusammen in Breslau. Diesmal war der König nicht mehr der großzügige und voller Vertrauen in die Zukunft blickende heitere Gastgeber des vorigen Winters. Das Leben hatte sich für ihn durch die geringe Aussicht auf einen erträglichen Friedensschluß mehr und mehr im Laufe des verfloßenen Jahres verdüstert, und die Zukunft lag voll schwerer Sorgen vor ihm; hinzu kam der Verlust seiner innig geliebten Schwester Wilhelmine von Bayreuth. Guichard arbeitete jetzt in der königlichen Feldkanzlei; er sammelte und ordnete die Berichte, die der König von seinen Generalen usw. erhielt. Nach diesen Eingängen fertigte Guichard Auszüge an, die Friedrich später bei der Abfassung seines großen Geschichtswerkes *«Histoire de la guerre de sept ans»* als Quellen gedient haben. Als Muster der Aufbereitung dieser Berichte hatte der König seinem Flügeladjutanten die Schriften des kaiserlichen Feldherrn aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, des Grafen Raimund von Montecuccoli (1609—1681), genannt, der über alle wichtigen Ereignisse im politischen und militärischen Leben seiner Zeit „Gedächtnisblätter“ geführt hatte, auf Grund deren er später seine umfangreichen Werke schreiben konnte.

Guichards Stellung im königlichen Hauptquartier scheint nicht immer ganz einfach gewesen zu sein; er hatte sich wegen seiner unbestrittenen Gelehrsamkeit, aber auch großen Rechthaberei den Spottnamen „der holländische Professor“ zugezogen. Dies und anderes ärgerte ihn so, daß er beim König um Verleihung des preußischen Adels bat, was ihm dann auch noch im Jahre 1759, freilich unter einem gänzlich unerwarteten Zusatz zu seinem Namen, unter dem er dann in die preußische Staats- und Heeresgeschichte eingegangen ist, gewährt wurde.

Guichard hatte dem König schon seit längerer Zeit einen Plan für die Errichtung einer neuen leichten Truppe vorgelegt, die unter der Bezeichnung „Römische Freilegionen“ unter Anlehnung an antike Vorbilder aufgestellt werden sollte. Während der langwierigen und tatenlosen Wochen im Feldlager in Landsbut in Schlesien im Mai 1759 entwickelte sich an einem Abend wieder einmal ein Gespräch zwischen dem König und Guichard über antike Kriegsgeschichte, und zwar über die Schlacht von Pharsalus im Jahre 48 v. Chr., in der Pompeius von Caesar im Kampf um die Hegemonie im römischen Staate vernichtend geschlagen worden war; diese Schlacht bei Pharsalus gilt allgemein als eins der interessantesten militärischen Beispiele aus der Kriegsgeschichte des Altertums, da auf beiden Seiten römische Truppen mit gleicher Ausbildung und Taktik kämpften. Friedrich erwähnte im Gespräch u. a. einen Centurio der berühmten X. Legion aus Caesars Heere, der durch eine schräge Aufstellung seiner Abteilung — mit einer gleichen Taktik hatte der König seinen großen Sieg bei Leuthen errungen — den linken Flügel des Pompeius in der Flanke gefaßt und geschlagen hatte. Der König nannte den Centurio Quintus Caecilius. Friedrich Nicolai, der in seinen 1788—92 erschienenen „Anekdoten von Friedrich II.“ diese Szene ausführlich erzählt, läßt darauf Guichard dem König antworten, daß der Centurio nicht Quintus Caecilius, sondern Quintus Icilius geheißen habe. Nicolai behauptet, daß er die Geschichte von Guichard selbst so erzählt gehört hat; er berichtet weiter, daß Guichard auch, anstatt das Gespräch über einen so unwichtigen Gegenstand wie den Namen eines römischen Centurio aus längst vergangenen Zeiten mit hofmännischer Gewandtheit geschickt fallenzulassen, in seiner schon erwähnten, öfters unangenehm hervortretenden Rechthaberei bei dem Streitpunkt über den richtigen Namen des Centurio verharrete, so daß der König seinem Kontrahenten befahl, ein Buch zu bringen, in dem der strittige Namen aufgeführt sei. Am nächsten Tage erschien Guichard auch mit einem solchen Belegstück, aus dem ersichtlich gewesen sein soll, daß er mit dem zweifelhaften Namen des Centurio im Recht gewesen wäre. So erzählt Nicolai! Und damit fängt nun

das Rätselraten um den Namen Quintus Icilius und um das Buch an, das Guichard dem König als entscheidenden Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung vorgelegt hat. Nicolai selbst bedauerte schon, als er diese Episode erzählt, daß es ihm trotz großer Mühe nicht gelungen sei, einen Centurio namens Quintus Icilius in der antiken Literatur zu ermitteln; er läßt die Hoffnung offen, daß ein anderer glücklicher sein möge. Auch Thomas Carlyle wies später darauf hin<sup>3)</sup>, daß es in dieser Frage Unklarheiten gäbe, die noch niemals geklärt worden wären. Auch bis zur Gegenwart ist die Quelle im antiken Schrifttum, die einen Centurio Quintus Icilius aufführen soll, nicht entdeckt worden. In dem z. Z. maßgeblichen Standard-Nachschlagewerk zur klassischen Philologie: „Pauly's Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Neu bearb. v. Wissowa. Bd. 9. 1914“ heißt es nämlich: „Quintus Icilius kommt im Altertum nicht vor, sondern dankt nur einem Irrtum und einer Laune Friedrichs des Großen seine Existenz“. Es kann deshalb, wenn man an der Darstellung von Nicolai festhalten will, die Annahme nicht ganz von der Hand gewiesen werden, daß der König bei der Prüfung des ihm von Guichard als Beweis vorgelegten Werkes durch seine schlechten Kenntnisse der alten Sprachen einer bewußten Mystifikation Guichards zum Opfer gefallen ist, die bei dem dubiosen Charakter seines Günstlings nicht unmöglich erscheint. Vielleicht liegt eine grobe Verballhornung eines römischen Namens im Trubel des Feldlagers vor, die kaum mehr richtig gestellt werden kann. Es wird auch erwähnt, daß dem König aus der römischen Geschichte ein *Volkstribun Icilius*, dessen Namen quellenmäßig<sup>4)</sup> belegt werden kann, bekannt gewesen sein soll, der ein Gesetz durchgebracht hatte, daß niemand einem Tribun in einer Volksversammlung widersprechen dürfe. An diesen Tribun hätte sich vielleicht Friedrich in dem Augenblick, als ihm sein gelehrter Flügeladjutant das bis zur Stunde unauffindbare Buch mit dem fraglichen Namen präsentierte, erinnert, als er nach Nicolai's Darstellung entgegnete: „Nun gut, Er mag recht haben. Er soll aber dafür auch selbst zeit- lebens Quintus Icilius heißen.“<sup>5)</sup>

Guichard glaubte mit Recht, daß damit die so unwichtige Angelegenheit erledigt sei. Zu seinem großen Erstaunen erhielt er aber wenige Tage später eine Kabinettsorder des Königs, die ihn zum Major und Chef eines Freibataillons, das hauptsächlich aus französischen Überläufern bestand und dessen bisheriger Kommandeur Kensing der Verger zu einer Festungsstrafe verurteilt worden war, ernannte. Die Beförderung Guichards war mit dem Datum vom 2. Mai 1759, freilich rückdatiert auf den 10. April 1758, auf den seltsamen Namen eines Majors Quintus Icilius ausgestellt. Die königlich-preussische Kriegskanzlei wird bei der Bearbeitung dieses „Vorgangs“ erstaunt gewesen sein, daß jetzt ein alt-römischer Name für den Chef eines Bataillons in den Ranglisten geführt werden sollte. Seit dieser Zeit aber stand bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges ein Freibataillon, später sogar ein Freiregiment Quintus Icilius in den Armeelisten. Der Scherz, für den Guichard anfangs seine Umtaufe gehalten hatte, war also jetzt amtlich beglaubigte Tatsache geworden.<sup>6)</sup>

Zur Uniformierung dieser Guichardschen Truppe wäre zu sagen, daß sie wie alle preußischen Freibataillone hellblaue „Unterkleidung“, d. h. uniformtechnisch ausgedrückt, daß diese „Freipartisten“ hellblaue Hosen und Westen trugen zum auffallenden Unterschied von der regulären preußischen Infanterie, die nur rote, gelbe oder weiße „Unterkleidung“ kannte. Wegen dieser charakteristischen ganz blauen Uniformierung der Freibataillone und ihrer gleich zu erwähnenden häufigen Zuchtlosigkeit ging über sie in der preußischen Armee der Spruch um: „Dreimal blau und dreimal des Teufels“<sup>7)</sup>. Um Guichard und seine ferneren Taten verstehen zu können, ist es notwendig, hier einen kurzen Blick auf diese preußischen Formationen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges zu werfen. Die geringe Zuverlässigkeit der zu einem großen Teil geworbenen und gepreßten Soldaten in den Heeren

des 18. Jahrhunderts, von der ein klassisches Beispiel die bekannte Selbstdarstellung des „Armen Mannes in Tokkenburg“ Ulrik Bräker ist, verlangte eine starre, fest geschlossene Lineartaktik der regulären Truppen unter Vermeidung jeden Gefechts in aufgelöster Ordnung. Doch der Kleinkrieg — heute würde man dafür Partisanenkrieg sagen — verlangte leichte Truppen, die nach Jägerart fechten konnten. Österreich verfügte mit seinen in jahrhundertelangen Grenzkämpfen mit den Türken erprobten Kroaten und Panduren über ganz vorzügliche leichte Verbände, denen Preußen anfangs nichts Gleichwertiges entgegenzustellen vermochte. Bald nach Beginn des Siebenjährigen Krieges sah sich Friedrich aber zur Aufstellung derartiger leichter Truppen genötigt, da seine wenigen Jägerformationen nicht zur erfolgreichen Bekämpfung der Kroaten ausreichten. Es wird nun eine ganze Anzahl von Freibataillonen aufgestellt; sie bestanden aus Infanteristen, Jägern, aber auch zugeteilten Husaren und Dragonern. Der Ersatz bei Offizieren und Mannschaften war, weil diese Formationen nicht sehr angesehen waren, sogar von der regulären Armee oftmals verachtet wurden, nicht immer der beste. Die Freibataillone setzten sich zum größten Teil aus geworbenen Ausländern aller Nationalitäten, Kriegsgefangenen, zweifelhaften Elementen aller Art und den zahlreichen Deserteuren, die sich der strengen Zucht regulärer Truppen nicht beugen wollten, zusammen. Diese Bataillone, die man in ihrer Eigenart mit den Husaren der damaligen Zeit, d. h. der leichten Reiterei, vergleichen kann, fanden immer wieder reichlichen Ersatz, sei es, daß die Aussicht auf gewisse Freiheiten, Beute und Abenteuerlust lockten, sei es, daß sich auch gutes Soldatenblut anwerben ließ, das der große Name des Preußenkönigs angelockt hatte. Friedrich spricht von ihnen in seinen 1770 erschienenen: „Elements de catramétrie et de tactique“, deutsch unter dem Titel „Grundsätze der Lager-Kunst u. Tactik“ (1771), Artikel 35: „Von den Frey-Bataillons. Bey den Attaquen lasst sie das erste Treffen ausmachen... Sie müssen... gerade auf den Feind los gehen, um dessen Feuer auf sich zu ziehen, und vielleicht eine Unordnung unter den feindlichen Truppen zu veranlassen, welches der zweyten Attaque, die da geschlossen und in guter Ordnung anrückt, den Weg erleichtert. Hinter ihnen reguläre Infanterie, die sie, durch die Furcht vor dem Bajonet zu einer... nachdrücklichen Attaque zwingt... Ich weise die ersten Attaquen den Freibataillonen zu; ich lasse sie anstürmen ohne Ordnung, aufgelöst und tirailirend, je mehr diese das Feuer des Feindes auf sich ziehen in um so besserer Ordnung können die regulären Truppen angreifen“<sup>8)</sup>, d. h. also nach heutigem militärischem Sprachgebrauch: Freibataillone galten als Kanonenfutter.

Zwar sollten keine Offiziere eingestellt werden, „die eine Infamie auf sich haben“, aber das wurde nicht immer in einer Zeit beachtet, in der es so viele vagabundierende adlige oder wenigstens adlig sein wollende Abenteuer gab. Es ist doch eben die Zeit der großen Abenteuer, um nur den bekannten Frauenhelden Casanova, den „preußischen“ und den „österreichischen“ Trenck, den Geisterseher Cagliostro, den geheimnisvollen Grafen von Saint Germain aus der großen Schar dieser Glücksritter zu nennen. Als Lebenskünstler auf allen Gebieten, als politische Agenten, Spieler, Frauenhelden und Militärs tauchten sie damals in allen Brennpunkten des öffentlichen Lebens der Welt, ebenso in Berlin und Wien wie in Madrid und Petersburg auf, und über das Leben von manchen von ihnen liegt bis zur Gegenwart ein geheimnisvolles Dunkel, das noch nicht erhellt ist. Am charakteristischsten hat wohl Lessing in seiner „Minna von Barnhelm“ den Typ des skrupellosen militärischen Glücksritters dieser Zeit in der bekannten Gestalt des Riccaut de la Marlinière gezeichnet. Dieser ist schon in Polen und Holland, beim Papst und in St. Marino „Parteigänger“ gewesen und ist jetzt zum Betrüger im Glückspiel geworden, der das aber „corriger la fortune“ nennt, das Wort „betrügen“ aber als einen schlechten Ausdruck der „plumpen“ deutschen Sprache bezeichnet. Man muß allerdings bei einer Beurteilung des Offizierskorps aller europäischen

Armeen dieser Zeit beachten, daß es ein Nationalgefühl im heutigen Sinne noch kaum gibt, daß der Adel und damit der überwiegende Teil der damaligen Offiziere sich noch wie in der Ritterzeit des Mittelalters als eine internationale Standesorganisation ansieht und daß Träger besten Klanges in der deutschen Heeresgeschichte wie Jakob Keith, Blücher, Yorck von Wartenburg u. a. das Fahmentuch des Landes, dem sie einstmalig geschworen hatten, ohne Bedenken gewechselt haben. Wie wenig noch sogar in der Zeit des erwachenden Nationalgefühls, d. h. im Zeitalter der französischen Revolution der Sinn für ein mit der Heimat verwachsenenes Vaterland vorhanden gewesen sein muß, dafür ist wohl der beste Beweis, daß der revolutionäre Wohlfahrtsausschuß in Paris 1792 einem deutschen Potentaten, der dazu noch preußischer General war, dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand zu Braunschweig-Lüneburg, den Oberbefehl über die Revolutionstruppen in Frankreich angeboten hat. Aus den Reihen der preußischen Freibataillone sind aber auch hervorragende Offiziere hervorgegangen, u. a. L'Homme de Courbière, der oft genannte Gouverneur der Festung Graudenz in den preußischen Unglückstagen von 1806/07, und der Baron Friedrich Wilhelm von Steuben, der militärische Berater von George Washington und Reformator der amerikanischen Armee im Unabhängigkeitskrieg gegen England (1775—83), an den die Erinnerung in Deutschland und in den Vereinigten Staaten noch heute lebendig ist und durch die „Steuben-Schurz-Gesellschaft“ gepflegt wird. Die Freibataillone haben sich im allgemeinen an der Front gut bewährt, doch fast niemals in der Öffentlichkeit dafür wirklich Anerkennung gefunden. Sie bildeten eben in einer so geschlossenen Armee, wie es die alt-preußische unter Friedrich II. war, einen Fremdkörper, der mit dem Friedensschluß 1763 auch schnell wieder verschwand.

Das Freibataillon Quintus Icilius zeichnete sich bald unter seinem energischen und tüchtigen Chef, meistens in Sachsen, so aus, daß Guichard der hohe Orden „Pour le mérite“<sup>9)</sup> verliehen wurde und er mit seinen „Freipartisten“ in Friedrichs Geschichte des Siebenjährigen Krieges besonders erwähnt wird.

Im Winter 1760/61 lag der König in Leipzig im Winterquartier. Hier fand sich dann bald ein Rest des alten Freundeskreises aus der Breslauer Zeit zusammen, u. a. wieder der Marquis d'Argens und Guichard. Es wurde etwas musiziert und viel zusammen gelesen. Der König war durch die noch immer fehlende Aussicht auf einen für Preußen günstigen Ausgang des nun schon Jahre währenden blutigen Ringens schwer bedrückt und in sich gekehrt; nur mit den Professoren der Universität pflegte er einen geringen Verkehr. Guichard versuchte öfters den König von seinen schweren Sorgen dadurch abzulenken, daß er ihn auf die sich in Deutschland regenden neuen literarischen Strömungen hinwies. Das Verdienst, hier im Leipziger Winterquartier die Verbindung zwischen Friedrich und dem bescheidenen und zaghaften Professor der Poesie und Beredsamkeit Christian Fürchtegott Gellert hergestellt zu haben, gebührt nicht zum wenigsten Guichard. Der König, der eigenwillig in seiner Vorliebe für das französische Schrifttum die glückliche jüngste Entwicklung der deutschen Literatur nicht bemerken und anerkennen wollte, hat noch in seinem 1780 erschienenen Buche: „De la littérature allemande“ Gellert besonders hervorgehoben und seine Bedeutung als Fabeldichter der von Phädrus und Äsop aus der antiken Klassik ebenbürtig an die Seite gestellt.

Von Februar bis April 1761 spielte sich dann der Vorgang ab, der den Namen Guichards, nommé Quintus Icilius, bis zur Gegenwart<sup>10)</sup> bekannt, bzw. berüchtigt gemacht hat, der aber gleichzeitig stets ein Ruhmesblatt für die im regulären Offizierskorps der friderizianischen Armee geltende Ehrauffassung bleiben wird.

1751 war von dem prunkliebenden sächsischen Kurfürsten Friedrich August II., König von Polen, dem Sohne August des Starken, das Jagdschloß Hubertusburg bei

Oschatz in Sachsen vollendet worden. Allgemein wurden der Bau und die pompöse Einrichtung des Schlosses bewundert, das seinesgleichen in Deutschland kaum hatte und das treffend als die letzte Erfüllung des sächsischen Spätbarocks bezeichnet worden ist. Bei der zweiten Besetzung Berlins im Siebenjährigen Kriege 1760 durch österreichische, russische und sächsische Streifscharen unter Führung des österreichischen Generals Lacy und des Russen Totleben waren die Schlösser in Charlottenburg und Schönhausen in barbarischer Weise ausgeplündert worden; dabei hatten sich die sächsischen Soldaten in Charlottenburg besonders unrühmlich hervorgetan. Dies empfand Friedrich, ganz im Geist der damaligen Kabinettskriege, in dem man Krieg und Kriegführung mehr oder weniger nur als eine Angelegenheit der regierenden Potentaten ansah, als eine persönliche Beleidigung; als Repressalie dafür beschloß er, das eben erwähnte Schloß Hubertusburg durch preußische Truppen ausplündern zu lassen. Hinzu kam, daß die durch den langen Krieg schwierig gewordene Kassenlage des preußischen Staates dem König verbot, seinen bewährten Offizieren außer den beiden hohen Orden „Pour le mérite“ und „Schwarzer Adlerorden“ auch einmal eine größere Geldzuwendung als Belohnung zu geben. Mit der Ausplünderung des reichen Schlosses Hubertusburg wollte er also einen verdienten Offizier belohnen. Der König wandte sich zuerst mit seinem Angebot an den General von Saldern, der als der berühmteste Exerziermeister in der preußischen Heeresgeschichte gilt. Saldern sollte alles, was er bei der Plünderung aus dem Schlosse herausholen könnte, behalten, nur 100 000 Taler von der Beute sollten an die Lazarette abgeführt werden. Doch zum großen Erstaunen des Königs erklärte Saldern, daß der Auftrag gegen seine Ehre sei und von ihm nicht ausgeführt werden könnte. Da auch weitere Versuche, ihn umzustimmen, scheiterten, mußte der König schließlich seine Anträge einstellen. Seine neue Wahl für die delicate Aufgabe fiel nun auf den Oberstleutnant von der Marwitz, den damaligen Kommandeur des mit der Berliner Geschichte so eng verbundenen Regiments Gens d'armes; Alexis, Fontane u. a. haben dieses berühmte, 1691 errichtete alt-preußische Kürassierregiment, nach dem der Gendarmenmarkt seinen Namen hatte, weil hier die Ställe und Unterkünfte des Regiments lagen, dichterisch behandelt. Friedrich glaubte in Marwitz den geeigneten Mann für die beabsichtigte Schloßplünderung gefunden zu haben, weil die Russen auf seinem Gut Friedersdorf im Oderbruch wüst gehaust hatten. Doch Marwitz gab auf alle Aufforderungen des Königs nur ausweichende Antworten, und als Friedrich ihn schließlich energisch zur Rede stellte, antwortete er freimütig, der Auftrag würde sich für einen Offizier der Freibataillone schicken, aber nicht für den Kommandeur des Regiments Gens d'armes! Der König fühlte sich durch diese gerade Antwort des Oberstleutnants tief verletzt; Marwitz wurde hinfort im Avancement übergangen und forderte dann seinen Abschied aus dem preußischen Dienst, der ihm schließlich auch gewährt wurde. Er zog sich auf sein Gut Friedersdorf zurück und hat dort seine Tage mehr oder weniger mit Kartenspiel usw. verbracht. Auf seinem Grabstein in der Friedersdorfer Kirche steht (stand?) geschrieben: „Johann Friedrich Adolf. Er sah Friedrichs Heldenzeit und kämpfte mit ihm in allen seinen Kriegen. Wählte Ungnade, wo Gehorsam nicht Ehre brachte“<sup>11)</sup>.

Bei der Erwähnung der Freibataillonsoffiziere durch Marwitz wird der König wahrscheinlich sich sofort an seinen vielgewandten Major Guichard, nommé Quintus Icilius, erinnern haben. Dieser zögerte auch nicht, die heikle Aufgabe zu übernehmen, die zwei Ehrenmänner trotz lockenden Reichtums als unvereinbar mit der Ehre eines preußischen Offiziers der regulären Armee zurückgewiesen hatten. Am 18. Januar 1761 wurde das Zerstörungswerk in Schloß Hubertusburg begonnen und drei Monate hindurch fortgesetzt. Alles, was wegzuschleppen war und Wert hatte, wurde ausgeräumt und abtransportiert. Fußböden und Fenster wurden ausgehoben, die Schlösser aus

den Türen geschraubt und die schweren Vergoldungen in den Zimmern und Fluren mit chemischen Säuren aus den Verschalungen gelöst; sogar die großen Glocken, die Turmuhr und das kupferne Dach wurden abgerissen. Nur die prachtvolle Schloßkapelle mit den Altargeräten verschonte man auf Fürbitten des Hofkaplans. Gobelins, Tapeten, Gemälde und die umfangreiche Bibliothek wurden fortgeführt und später mit Hilfe der Berliner Judenschaft vom Mühlendamm verkauft. Das angefallene Metall soll auch zu den bekannten Dritteltalern benutzt worden sein, die Friedrich in der Geldnot des Siebenjährigen Krieges in Leipzig von seinem Münzmeister Veitel Ephraim als minderwertiges Geld herstellen ließ und die bekanntlich unter dem Vers: „Von außen schön, von innen schlimm, von außen Friedrich, von innen Ephraim“ kursierten. Als im Jahre 1763 in Hubertusburg die Friedensverhandlungen beginnen sollten, fand man in dem Schloß nicht einmal mehr Stühle und Tische vor; die Verhandlungen mußten deshalb in einem nur noch leidlich erhaltenen Saale, der zur Amtswohnung des Schloßgeistlichen gehörte, beginnen<sup>10)</sup>.

Abgesehen von den 100 000 Talern, die Guichard an die Lazarette hatte abführen müssen, hat er ungefähr 60 000 bis 70 000 Taler, was nach damaligem Geldwert heute ungefähr einer Million Mark entspricht, an dem unsauberen Vorgang verdient. Friedrich hat seinen mehr als geschäftstüchtigen Freipartisten später noch oft mit diesem Beutestück aufgezo-gen: Er verdiene in die Annalen aller berühmten Plünderer der Weltgeschichte aufgenommen zu werden. Kam Guichard in seine Nähe, so pflegte der König schützend die Hände über seine Taschen zu decken<sup>7)</sup>.

Guichard zeichnete sich nach der unrühmlichen Plünderung von Hubertusburg mit seinen laut Ordre vom 6. April 1761 durch zwei neue Bataillone, die in Oschatz und Torgau errichtet wurden, zu einem Regiment von 63 Offizieren, 105 Unteroffizieren, 15 Spielleuten und 2250 Mann, wozu noch eine Jägerabteilung<sup>12)</sup> kam, verstärkten Freipartisten auch weiterhin in den folgenden Kriegsjahren aus. Nach eingetretenem Friedensschluß (16. Februar 1763) — wie weit Guichard in seiner Stellung als erfolgreicher Freiregimentschef von „Fortune“ ihn begrüßte, sei dahingestellt, wenn man sich erinnert, mit welchem Zorn manche Generale im Dreißigjährigen Krieg das Ende des jahrzehntelangen Ringens begrüßt hatten — marschierte das Freiregiment Quintus Icilius nach Berlin zurück, wo es aufgelöst wurde, bzw. zur Ergänzung Berliner und Magdeburger Infanterieregimenter diente. Guichard wurde als „Offizier von der Armee“ in die königliche Suite wieder aufgenommen. Er versuchte noch für seine zur Entlassung kommenden Offiziere Geldzuwendungen vom König zu erhalten, doch Friedrich lehnte das mit den Worten brüsk ab: „Seine Officiers haben wie die Raben gestollen, sie Kriegen nichts.“

Am 20. Mai 1765 wurde Guichard zum Oberstleutnant, sieben Jahre später, am 20. Mai 1772, zum Oberst befördert. 1774 erschien ein weiteres wichtiges kriegsgeschichtliches Werk von ihm<sup>13)</sup> über den Feldzug Caesars in Spanien gegen die Söhne und Anhänger des Pompeius; dieses Buch, das bei der alten Berliner Buchhandlung von Haude & Spener herauskam, zeigt den Verfasser wiederum als ausgezeichneten Kenner der antiken Kriegswissenschaft und erregte großes Aufsehen bei der zeitgenössischen militärischen Fachwelt. Auf dem Titelblatt nannte sich Guichard: «Charles Guichard, nommé Quintus Icilius, Colonel d'infanterie au service du Roi de Prusse & Membre de l'Académie Royale des Sciences & Belles Lettres de Berlin». Guichard war nämlich schon seit dem 5. Januar 1764 „ordentliches“ Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Es gab zu dieser Zeit keinen amtierenden Präsidenten der Akademie; der König hatte sich selbst das Recht vorbehalten, Mitglieder zu ernennen. So hatte er Guichard als Mitglied berufen lassen; sicherlich war auch der gelehrte Militär auf Grund seiner kriegswissenschaftlichen Arbeiten durchaus würdig, in



**Preussische Frei-Corps des Siebenjährigen Krieges**  
 Aus: Eduard Lange, Heerschau der Soldaten Friedrichs des Großen.  
 Mit 31 Originalzeichnungen von Adolph Menzel. Leipzig 1856

diese gelehrte Gesellschaft aufgenommen zu werden. Als Mitglied der Akademie hat Guichard 1770 eine Abhandlung über die römische Zeitrechnung in ihrer Bedeutung für die Datierung der antiken Kriegsüberlieferung veröffentlicht<sup>14)</sup>. Die häufigen literarischen Fehden, in die Guichard durch seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen verwickelt wurde, haben den König sehr interessiert und ihm auch manchen Anlaß zum Spott gegeben.

Guichard kann in dieser auf den Siebenjährigen Krieg folgenden Zeit als der gute Anwalt deutscher Bildung und Literatur am preußischen Hofe angesehen werden. In seinem vielseitigen Verkehr mit dem Buchhändler Friedrich Nicolai, dem Haupt der Aufklärung in Berlin, dessen früher oft unterschätzte Bedeutung für die kulturelle Entwicklung Berlins in letzter Zeit immer mehr gewürdigt wird<sup>15)</sup>, war Guichard auf Lessing aufmerksam

geworden und trat für dessen Berufung zum Direktor der „Königlichen Bibliothek“ bei Friedrich ein. Doch dieser erinnerte sich wohl daran, als er den Namen Lessing hörte, daß dieser einen schweren Konflikt mit dem von ihm trotz aller Mißbilligungen noch immer hochgeschätzten Voltaire gehabt hatte. Lessing hatte nämlich als Sekretär bei Voltaire gearbeitet; es kam aber bald zum dauernden Bruch zwischen beiden, als Voltaire den Verdacht äußerte, daß Lessing das Manuskript seines Werkes *«Siècle de Louis XIV.»* vor der Veröffentlichung schon an andere interessierte Stellen weitergegeben habe. Wegen dieses ihm bekannten und nicht vergessenen Vorfalles und seiner allgemeinen schon erwähnten Abneigung gegen die sich gerade so schön entfaltende deutsche Literatur und ihre Vertreter lehnte Friedrich die Berufung Lessings an die Bibliothek ab. — Inzwischen war ein anderer berühmter Zeitgenosse für diese Stellung in Aussicht genommen worden, das war Johann Joachim Winckelmann, der durch seine 1764 erschienene „Geschichte der Kunst des Altertums“ schon weitbekannt geworden war. Auch Winckelmann war Guichard kein Fremder; beide waren in ihrer gemeinsamen Studienzeit in Halle eng befreundet gewesen. Guichard riet dem früheren Freunde, 2000 Taler Jahresgehalt bei seiner Bewerbung als Direktor der Bibliothek zu fordern. Die Antwort des Königs auf diese Forderung war, daß für einen Deutschen die Hälfte genug wäre! Winckelmann glaubte dies mit seiner Ehre nicht vereinbaren zu können und zog seine Bewerbung zurück, obwohl er später diesen Schritt bereute. Nun schlug Guichard dem König noch einmal Lessing als Direktor vor. Er hatte es sich zum Gesetz gemacht, bei allen sich bietenden Gelegenheiten Deutsche für wichtige Staatsstellen vorzuschlagen. Er stellte Friedrich noch einmal eindringlich vor, daß Lessing einer der gelehrtesten Männer der Gegenwart wäre und deshalb alle Voraussetzungen für die Leitung der Berliner Bibliothek hätte. Guichard soll sich durch die Hartnäckigkeit, mit der er immer wieder auf Lessing hinwies, sogar eine Weile die Ungnade des Königs zugezogen haben. Doch seine Vorstellungen blieben wiederum umsonst; auf Voltaires Empfehlung erhielt ein gänzlich ungeeigneter ehemaliger französischer Benediktinermönch namens Pernetty die für die kulturelle Entwicklung Berlins und Preußens so wichtige Stelle, wobei noch die beinahe tragikomisch anmutende Verwechslung mit einem gleichnamigen Bewerber unterlief. Vom heutigen Standpunkt des Bibliothekars ist allerdings die fehlgeschlagene Kandidatur Lessings für den Posten eines Leiters der „Königlichen Bibliothek“ dahin zu beurteilen, daß die Entscheidung gegen ihn keinen großen Verlust für die Zukunft dieses ehrwürdigen wissenschaftlichen Instituts bedeutet hat, wenn man die etwas fragwürdige Tätigkeit Lessings in seiner späteren Wirkungsstätte, der Wolfenbütteler Bibliothek, kritisch betrachtet und an das so erfolgreiche Wirken des Nachfolgers von Pernetty, Johann Erich Biester (gest. 1816), seit 1784 an der Berliner Bibliothek erinnert. Das vorstehende Urteil über Lessing als Bibliothekar setzt natürlich in keiner Weise die große Bedeutung von Lessing für die Entwicklung der deutschen Literatur und Kultur herab!

Mit der „Königlichen Bibliothek“, die unter Friedrichs Regierung in dem von Unger und Boumann d. J. neu erbauten Gebäude (1775–80), das der Berliner Volksmund wegen der Ungewöhnlichkeit der geschweiften Linien dieses Hauses treffend als „Kommode“ bezeichnete, bis zum Jahre 1914 ihre Unterkunft fand, bleibt Guichards Namen auch noch anderweitig verbunden. Über dem mittleren Bogenfenster befindet sich die bekannte Inschrift „Nutrimentum spiritus“, über die viel gerätselt worden ist. Sie scheint nicht aus ciceronianischem Latein geboren zu sein, sondern klingt an das sogenannte „Küchen- und Töpferlatein“ an. Die Inschrift geht auf ein von Friedrich in seiner Ruppiner-Rheinsberger Zeit gelesenes, heute längst vergessenes französisches Buch des Abbé Jean Terrasson: *«Sethos, Histoire ou vie tirée des monuments anecdotes de l'ancienne Égypte»* (1732), das Alt-Ägypten behandelt, zurück, in dem die Worte *«Nourriture de l'âme»* als In-

schrift über einem angeblichen Bibliotheksgebäude in Memphis erwähnt werden. Friedrich hat immer eine große Vorliebe für die lateinische Sprache gehabt; da er aber niemals geregelten Unterricht in den alten Sprachen gehabt hatte, so waren seine Kenntnisse darin nicht groß. Sein gelehrter Tischgenosse Guichard aber war ein ausgezeichnete Kenner der klassischen Philologie, so daß, als der Wunsch des Königs — er gebrauchte in der Zeit des Neubaus der Bibliothek gerne für sie die Bezeichnung *«aliment de l'esprit»* — laut wurde, die eben erwähnte Inschrift aus dem Französischen ins Lateinische zu übersetzen, Guichard sich gegen die allzu wörtliche Übersetzung mit „Nutrimentum spiritus“ ausgesprochen hat<sup>16)</sup>. Die von Streckfuß ohne Beleg aufgestellte Behauptung<sup>17)</sup>, daß Guichard der Urheber und Verfasser der Inschrift wäre, ist deshalb sehr unwahrscheinlich.

Durch Witz, Schlagfertigkeit und Gelehrsamkeit war Guichard zum unentbehrlichen Gesellschafter für den alternden König geworden, obwohl Friedrich seinen Favoriten auch jetzt noch nicht trotz Aufnahme in die Akademie als Wissenschaftler und höheren Offizier ganz voll genommen zu haben scheint. Gelegentliche kleine Differenzen zwischen beiden, die bei ihren Charaktereigenschaften und häufigen Diskussionen über fragliche Gebiete des militärischen, öffentlichen und literarischen Lebens nicht ausbleiben konnten — einmal, nach einem scharfen Wortwechsel, konnte der Frieden zwischen den beiden Kontrahenten nur durch Vermittlung des Marquis d'Argens und Gewährung einer Badereise nach Karlsbad für den gelehrten Freipartisten wieder hergestellt werden — fanden doch immer ihren Ausgleich. Guichard ist auch häufig Gast bei der königlichen Mittagstafel; bei den abendlichen Konversationen in Sanssouci scheint er ständiger Teilnehmer gewesen zu sein. Der Potsdamer Kreis des Königs in dieser Zeit bestand fast nur noch aus Militärs, die wahrscheinlich auch für derbere Späße empfänglich waren, an denen Guichard reich war. Nicolai, der viel mit ihm verkehrte, betont immer wieder seinen beißenden, nicht immer ganz feinen Witz bei großer Gutmütigkeit; dabei erwähnt er aber auch, daß er oft vorschnell und unbesonnen in seinen Urteilen war.

Zu seiner ausgebreiteten regen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit gehörte auch die Bearbeitung von Anliegen der Universitäten<sup>18)</sup>. So hat Guichard bei der Berufung des Archäologen und Philologen Klotz, des „lateinischen Gottsched“, der ihm aus den Kreisen um Nicolai bekannt war, an die Universität Halle mitgewirkt; freilich hat er auch keine Bedenken gehabt, als durch Lessings archäologische Streitschriften: „Briefe antiquarischen Inhalts“ und „Wie die Alten den Tod gebildet“ der wissenschaftliche Bankrott von Klotz offenkundig wurde, selbst den König bei der geplanten Reform der preußischen Universitäten auf die geringen wissenschaftlichen und moralischen Qualitäten des Hallenser Professors hinzuweisen. Guichard hat sich in dieser Zeit noch in mehreren anderen Zweigen des öffentlichen wirtschaftlichen Lebens im Königreich Preußen betätigt. So leistete er dem König bei der Gründung der Preussischen Staatsbank (Seehandlung) 1772, bei der Einrichtung eines Lotterieunternehmens, des Tabakmonopols und der „Regie“ oder, wie sie amtlich hieß, der „Administration générale des Accises et Péages“ (Verbrauchs- und Verkehrssteuern), die so viel böses Blut in Stadt und Land machen sollte, mit Rat und Tat wertvolle Hilfe. Bei den meisten der erwähnten öffentlichen Unternehmungen und in anderen privaten Geldangelegenheiten hat er immer wieder mit mehr oder weniger großem Erfolg wirtschaftliche Vorteile für sich zu buchen versucht, aber seine dabei gezeigten, oft nicht ganz einwandfreien Verbindungen zu dunklen Ehrenmännern werden seinem Ansehen in der Öffentlichkeit nicht dienlich gewesen sein.

So kam das Jahr 1770 heran! Da vertraute Guichard dem König an, daß er sich mit der 24jährigen Henriette Helene Albertine v. Schlabrendorff, geb. am 23. Februar 1747,



Tochter des Generalmajors Gustav Albrecht v. Schlabrendorff auf Gröben bei Trebbin, verehelichen wollte. Das Fräulein v. Schlabrendorff wird als eine höchst anmutige junge Schönheit und als sehr reich geschildert, entsprach also damit den Wünschen des nicht mehr ganz jugendlichen Freiersmann — er war nun schon 46 Jahre alt —. Der König war wenig erbaut von diesem Vorhaben seines Günstlings, da er ja bei seiner bekannten Stellung zu Frauen nicht gern verheiratete Männer in seiner nächsten Umgebung sah. Friedrich wies Guichard auf den großen Altersunterschied zu seiner Auserwählten hin; als dies ohne Erfolg blieb, sagte er, daß ein Mann, dessen Vater nur „Töpfer“ sei, sich nicht mit einer Dame aus gräflichem Hause verehelichen könnte. Der König hatte nämlich 1763 dem Vater von Guichard ein Privileg zur Anlage einer Fayence-Fabrik in Magdeburg erteilt. Diese Fabrik der Guichards in Magdeburg hat dort bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden; ihre Erzeugnisse waren in Deutschland weit verbreitet, besonders in Schlesien, wo die sogenannten „Hochzeitsteller“ aus Guichards Fabrik eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Aber der angehende Ehemann wußte auch diesmal auf den königlichen Spott mit dem „Töpfer“ schlagend zu erwidern, daß Friedrich ja ebenfalls „Töpfer“ sei, nur mit dem Unterschied, daß der König Porzellan, die Guichards aber Fayencen herstellten. Das war eine Anspielung auf den vor einigen Jahren erfolgten Erwerb der Berliner Porzellanmanufaktur durch den König. Nicolai berichtet, daß Friedrich aber erst seine Einwilligung zur Hochzeit gab, nachdem Guichard bei Nichtgewährung seines Wunsches mit seinem Abschied aus dem königlichen Dienst gedroht hatte. Am 3. Januar 1771 wurde in Gröben die Ehe geschlossen. Fontane<sup>19)</sup> erwähnt die Aufzeichnungen des dortigen Pastors Redde darüber: „1771 am 3. Januar ist hier zu Gröben der Hochwohlgeborene Herr Charles Guichard, genannt Quintus Icilius, im Kriege gewesener Chef eines Freibataillons Sr. K. Majestät in Preußen, jetzo K. Obristleutnant bei seiner Suite, mit dem Hochwohlgeborenen Fräulein Henriette Albertine von Schlabrendorff, des weiland Herrn Gustav Albrecht von Schlabrendorff, königlichen Generalmajors nachgelassener Tochter getraut worden. Alter dreiundvierzig (vielmehr: sechsundvierzig) und vierundzwanzig.“ Die Ehe gestaltete sich sehr glücklich. Das Verhältnis zum König blieb zwar noch eine Weile nach der Heirat gespannt. Der junge Ehemann lebte deshalb zuerst ganz seiner neuen Häuslichkeit, der Gelehrsamkeit, seiner ausgezeichneten Bibliothek und seinen Münz- und Kunstsammlungen. Die Gelegenheit zur endgültigen Aussöhnung mit dem König ergab sich aber dann doch bei der Aufstellung einiger Statuen in Sanssouci, die Guichard für seinen königlichen Gönner in Rom bestellt hatte.

Guichard kaufte sich jetzt das Gut Wassersuppe in der Nähe von Rathenow; damit hatte der König natürlich wieder neuen Stoff zu seinem Spott, konnte er doch nun Guichard als „Seigneur de Wassersuppe“ begrüßen. Aber der „Seigneur“ sollte nicht mehr viele Lebensjahre vor sich haben, am 13. Mai 1775 ist er schon gestorben. Wieder läßt Fontane an gleicher Stelle wie oben<sup>19)</sup> den Pastor Redde darüber berichten: „1775 am 13. Mai starb in Potsdam der Hochwohlgeborene Herr Charles Guichard, genannt Quintus Icilius, Sr. Königl. Majestät Wohlbestallter Oberster von der Infanterie und Adjutant bei Dero Suite, nach einem zweitägigen Krankenlager an einer Kolik und Inflammation (Entzündung), nachdem er mit seiner Gemahlin, der Hochwohlgeborenen Frau Henriette Helene Albertine geborenen von Schlabrendorff, aus dem Hause Gröben, beinahe vierundeinhalb Jahr in der Ehe gelebt und mit derselben eine Tochter und einen Sohn, mit Namen Friedrich Quintus Icilius gezeugt. — Er war ein Herr, der in diesem Jahrhundert seines Gleichen nicht gehabt, noch haben wird, und ein jeder, der seine Geburt, Wissenschaften und Ehren bedenket, muß sagen: Er hat große Dinge an ihm getan, der da mächtig ist, und daß Name heilig ist. Seine Eltern waren bürgerlichen Standes zu Magdeburg, woselbst sein Vater das Amt eines Syndikus bei der französischen Kolonie bekleidete. In seiner

Jugend widmete er sich der Gelehrsamkeit und studierte zu Halle Theologie, danach auch auf einigen holländischen Universitäten und predigte mehrere Male zu Marburg und Heilbronn (vielmehr Herborn). Zu gleicher Zeit erwarb er sich Kenntnis in den Antiquitäten und nützte diese zur Explikation des Kriegswesens der Alten, sonderlich der Griechen und Römer. Wieviel er darin vermocht, bezeugen unter anderm seine Schriften über die Taktik der Alten und sein Kommentar über den Julius Cäsar. Eine natürliche Folge seines Geschmacks am Militär und seiner Kenntnis desselben war es, daß er sich diesem Stande widmete. Zuerst trat er in holländische Dienste. Bei Beginn des letzten Krieges aber ward er von Sr. Majestät in Preußen, so seine Bücher über Taktik gelesen, ins Lager und zur Armee berufen. Hier war er, soweit es der Krieg gestattete, beständig um und an der Seite des Königs, der an ihm einen Mann zu seinem Umgang und Vergnügen fand, einen Mann, den er als Soldaten und Philosophen und zugleich auch in politicis jederzeit gebrauchen konnte. Kurz, er war der Favorit unseres großen Monarchen, und kein Tag verging, an dem er nicht um ihn gewesen wäre. Soweit man Friedrichs Namen kannte, soweit kannte man auch den des Quintus Icilius, mit welchem Namen ihn der König selbst beehrt hatte.

Wer Alexander ehrte, der sah auch freundlich auf Hephästion, und als Quintus Icilius seinen Kommentar zum Julius Cäsar an Kaiser Joseph überreicht hatte, ward ihm ein Gegengeschenk: ein rotes Etui mit zweiundzwanzig goldenen Medaillen, auf deren jeder das Bildnis eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie befindlich war. Alles in einem Gesamtwert von mehr als 1000 Thaler.

Sein Körper ward auf Befehl des Königs, der den Sitz der Krankheit und die Todesursache erfahren wollte, geöffnet und danach erst hierher nach Gröben gebracht, allwo der Sarg unter dem Kirchenstuhle, daran die Predigers-Frau ihren Sitz hat, beigesetzt wurde.

Charles Guichard war am 27. September 1724 geboren und achtzehn Jahre lang in Königs Diensten gewesen. Sein Alter hat er folglich gebracht auf fünfzig und ein halbes Jahr. Sein moralischer Charakter war guttätig und freundlich gegen seine Nächsten, ohne Hochmut und Geiz, übrigens aber von deistischem Glauben.“

In der Berliner Akademie der Wissenschaften wurde des Verstorbenen in einer „Eloge“ (1776) durch den Sekretär und Historiographen dieses Instituts, Johann Heinrich Samuel Formey, ehrenvoll gedacht. Der Berliner Literar- und Kunsthistoriker Ludwig Geiger hat ein beim Tode Guichards erschienenenes anonymes Gedicht, betitelt: „Quintus Icilius vor dem Himmelsthor“, veröffentlicht<sup>20)</sup>, das so charakteristisch für die damals im scharfen Gegensatz zueinander stehenden Zeitströmungen ist, daß daraus einige Verse hier angeführt seien. Der unbekannte Verfasser muß im orthodoxen protestantischen Lager gestanden haben, das die freigeistigen Strömungen der Aufklärung, wie sie am Hofe Friedrichs II. in Sanssouci gepflegt wurden, aufs heftigste bekämpfte.

„Quintus Icilius vordem Guichard genannt,  
Als Autor und Soldat in aller Welt bekannt,  
Ein Thor aus jener Zahl der stolz und frechen Rotten  
Die von der Religion und Ehre spotten,  
Quintus Icilius stirbt, komt vor das Himmelsthor;  
Ein Cherub stehet da und zieht den Schlagbaum vor.  
„Sagt an, Wer seid ihr Kerl?“ „Mit Ehren es zu melden  
Ich bin ein Obrister, Knecht eines großen Helden.“  
„Ein Obrister von wem und wo kommt ihr jetzt her?“  
„Aus Potsdam komm ich her, heraus, Bursch, ins Gewehr!“  
Bey diesem Thore hat ein Leutnant stets die Wache  
Und der Herr Petrus heißt, der untersucht die Sache  
Examiniert den Geist, „Thr kommet auf mein Wort,  
Mein guter Obrister, von sehr verdachtem Ort.  
Zu Potsdam glaubet man nicht viel, und ohne Zweifel  
Seyd ihr ein Obrister, drum packet Euch zum Teufel!“



**Quintus Icilius**

Nach einem Gemälde in Familienbesitz

Der Schatten Quintus flieht, verbarg sich in ein Grab,  
Schickt eine Ordonnanz von da zum Kön'ge ab,  
Mit dem Rapport, wie's ihm am Himmelsthor ergangen.  
„Ey was! Der Narr wußt' es nur nicht recht anzufangen.  
Zwar Bücher schrieb er gut...  
Allein wie's Paradies vermehret werden soll,  
Davon versteht er nichts; ein Chef von tausend Sündern  
Kann Schlösser in der Welt, nur nicht den Himmel plündern.  
Is hier kein General, brutal, verwegen, stark,  
Den Cherub attaquirt. ...

(Das Gedicht schildert dann weiter, wie der König Guichard mehrere Vertraute aus seiner Umgebung zu Hilfe schickt, um den Eintritt in den Himmel zu erzwingen. Doch die Versuche mißlingen, Petrus läßt sogar alle zusammen noch arretieren, und das Gedicht schließt mit den Worten:)

„Laßt“ — sprach er (Petrus) — ihn (Guichard) und die  
vier Arrestanten gehn,  
Den Himmel können sie in Ewigkeit nicht erben  
Wer lebt, wie sie gelebt, der kann nicht selig sterben.“  
Sie gehen, nun gequält von dem Gewissenbiß,  
Der Himmel war versperrt, ihr Schicksal nun gewiß.  
Drauf kommt Beelzebub mit etlichen Gesellen,  
Ergriff sie bey dem Zopf, und schleppt sie mit zur Höllen.“

Der König machte der Witwe ein Geschenk von 3000 Talern und kaufte ihr die Münzsammlung und die umfangreiche Bibliothek — ungefähr 5300 Bände — für 12 000 Taler ab. Ein Teil dieser Bücher stammte wohl noch aus dem geplünderten Schloß Hubertusburg. Die Bücher wurden der Königlichen Bibliothek in Berlin überwiesen und bildeten hier mit den Grundstock zum Aufbau der sich in der Folge so erfolgreich zur größten Bibliothek Deutschlands entwickelnden Büchersammlung<sup>21)</sup>. Die Bücher wurden in dem Neubau erst gesondert aufgestellt, später aber in die übrigen Bestände miteingereiht. Nicolai schreibt über Guichards Büchersammlung folgendes:

„(Die Bibliothek) enthält vortreffliche Werke im Fache der Antiquitäten, Philologie, Geschichte, Kriegskunst, Geographie, Philosophie, schöne Wissenschaften, Kameralwissenschaften usw. Sie beträgt an 5300 Bände, enthält außerdem noch einige Manuskripte, und 30 große Bände von Landkarten und Plänen“<sup>22)</sup>. Eine gründliche Untersuchung dieses Schrifttums würde interessante Einblicke in die geistigen Interessen eines gelehrten Offiziers der friderizianischen Zeit ermöglichen. Das Bildungsstreben der preußischen Offiziere war damals allgemein im Wachsen. Das Beispiel des Königs, dessen literarisches Schaffen in der Armee nicht verborgen bleiben konnte, wirkte jetzt auf größere Kreise des Offizierskorps. Militärwissenschaftliche Vereinigungen, die später durch das Wirken von Scharnhorst in der „Militärischen Gesellschaft“ in Berlin ihren Mittelpunkt gefunden haben, und Lesegesellschaften finden sich unter den Offizieren zusammen; die ersten Regimentsbibliotheken entstanden, von denen Nicolai die des Artilleriekorps mit 800 Bänden im „Königl. Gießhause“ in Berlin erwähnt, die jährlich vermehrt und durch Beiträge der Offiziere unterhalten wurde<sup>23)</sup>. Militärische Fachzeitschriften beginnen zu erscheinen, und unter den Mitarbeitern der von Nicolai herausgegebenen kritischen Zeitschrift der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ befand sich auch eine Anzahl von Offizieren der Berliner und Potsdamer Garnison. Der Begriff des „gebildeten Kriegers“, des durch „Lektüre“ — einem gerade damals aufkommenden Modewort — unterrichteten Soldaten entstand, zu dessen Prägung Guichards kriegswissenschaftliche Werke ihren gewichtigen Beitrag geliefert haben.

Schon 1783 verstarb Guichards Witwe, der der König zur Erziehung ihrer beiden Kinder eine jährliche Pension von 1000 Talern ausgesetzt hatte, im Alter von 36 Jahren in Potsdam; der schon vorher erwähnte Pastor Redde aus Gröben berichtet wieder darüber<sup>19)</sup>: „1783 am 1. Mai starb zu Potsdam die Hochwohlgeborene Frau und Witwe Henriette Helene Albertine von Schlabrendorff aus dem Hause Gröben, verwitwete Quintus Icilius an einem Friesel (Fieber) und zwölftägigem Lager, und ward am 3. selbigen Monats in der Gruft ihres seligen Gemahls, unter dem Kirchenstuhl der Predigersfrau früh um vier Uhr beigesetzt. Aetate sechsunddreißig Jahr.“ Goethe hat bei dem Besuch, den er im Jahre 1778 mit dem Herzog Karl August in Berlin und Potsdam machte, am 22. Mai der verwitweten Madame Quintus Icilius in Potsdam seine Aufwartung gemacht und berichtet darüber in seinem über die Reise geführten Tagebuche. Der Besuch sollte wohl eine Aufmerksamkeit für ihren verstorbenen Gatten sein, da Guichard sich einstmals für Goethes Freund Karl von Knebel, der am Weimarer Musenhof als Prinzen-erzieher und Schöngestirnte bekannt war, bei seinem Eintritt in das Regiment Garde in Potsdam beim König verwandt hatte. Freilich hatte der fromme und mehr den Musen als dem Kriegshandwerk zugewandte Knebel, der Guichard aus den Kreisen um Nicolai bekannt war und den schon das damalige häufig rohe Studentenleben abgestoßen hatte, hier in Potsdam bei der preußischen Garde wenig Erfolg gehabt, denn er hatte es in zehnjähriger Dienstzeit nur bis zum Fähnrich gebracht; er hatte deshalb wohl den Militärdienst nicht ungern quittiert und war nach Weimar übergesiedelt.

Guichards Sohn Friedrich war in Potsdam am 18. Februar 1773 geboren worden. Er wurde im Kadettenkorps erzogen und trat dann in das Bosniakenregiment ein, der Stammtroop aller preußischen Ulanenregimenter, wo er als „aggregierter Cornet“ (Fähnrich) nachgewiesen werden kann<sup>7)</sup>. Er hatte wohl von seinem Vater neben der Bücherliebhabelei auch die Rechthaberei geerbt, denn er fiel am 16. Oktober 1799 als Leutnant im Leib(Kürassier)-Regiment nach einem erbittertem Wortwechsel mit einem Kameraden in der Nähe von Wesel in einem mit Pistolen ausgetragenen Duell. Von ihm hat sich die Familie Guichard gen. v. Quintus Icilius bis zur Gegenwart fortgepflanzt<sup>1)</sup>. Fontane berichtet<sup>23)</sup>, daß auf dem Schlachtfelde von Langensalza, wo am 27. Juni 1866 der

blutige Zusammenstoß zwischen Preußen und Hannoveranern erfolgte, der mit der Kapitulation der letzteren endigte, ein Denkmal für die in diesem Gefecht gefallenen hannoverschen Artillerieoffiziere steht (stand?), auf dem auch ein Hauptmann Friedrich Guichard, genannt Quintus Icilius aufgeführt ist.

Karl Theophil Guichard's gen. Quintus Icilius, Seigneur de Wassersuppe's Leben ist ein nicht unwichtiger Beitrag zu der Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, die so viele interessante Gestalten unter den Zeitgenossen zählt; sein Name ist eng mit der preußischen Geschichte, bzw. friderizianischen Heeresgeschichte verbunden. Aber auch in dem kulturellen Werden Berlins hat Guichard durch seine

Beziehungen zu dem literarischen Kreis um Friedrich Nicolai, zur Akademie der Wissenschaften u. a. eine größere Bedeutung als allgemein bekannt zu sein pflegt. Sein überraschender Aufstieg vom Studenten der Gottesgelehrtheit zum Oberst und Favoriten des Königs von Preußen, den man zu seiner Zeit „den Großen“ nannte, setzt ein ungewöhnliches Können und Wissen bei ihm voraus, das schon von den Zeitgenossen anerkannt wurde. Sein mannigfaches Wirken in der Umgebung Friedrichs des Großen bringt aber auch eine gewisse anekdotische, ja vielleicht trotz der barbarischen Plünderung des Schlosses Hubertusburg, die einen so schweren Schlagschatten auf sein Leben wirft, eine heitere Note in Preußens heroische Zeit, die man nicht gern missen möchte.

<sup>1)</sup> Genealogisches Handbuch der adeligen Häuser, Adelige Häuser Bd. 1. 1954; Harnack: „Geschichte der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften“ (Bd. 1. 1900) nennt als Geburtsdatum den 24. September 1724. — <sup>2)</sup> Jähns: Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland. Bd. 1—3. 1889—91; Basler: Wehrwissenschaftliches Schrifttum im 18. Jahrhundert. 1933. — <sup>3)</sup> Carlyle: History of Frederick II. 1858 u. ö. — <sup>4)</sup> Dionysios von Halikarnass (gest. um das Jahr 8 v. Chr. Geb.). — <sup>5)</sup> In mehreren biographischen Nachschlagewerken, so z. B. in der „Allgemeinen Deutschen Biographie. Bd. 10. 1879“ wird angegeben, daß die Quelle für den Namen des gesuchten Centurio vom Jahre 48 v. Chr. Geb. Polybios sei; dieser aber ist schon um das Jahr 120 v. Chr. Geb. gestorben! — <sup>6)</sup> Guichard hat später auch Urkunden etc. mit „Quintus Icilius“ unterzeichnet. — <sup>7)</sup> Lezius: Gloria-Viktoria. 1937. — <sup>8)</sup> Sander: Antikes und Germanisches in der Taktik des Mittelalters u. der Neuzeit. (Archiv f. Kulturgeschichte. Bd. 31. 1942.) — <sup>9)</sup> Das genaue Datum dieser Verleihung ist nicht mehr festzustellen. (Lehmann, G.: Die Ritter des Ordens pour le mérite. 1913.). — <sup>10)</sup> Heuss, Th.: 20. Juli 1944. 1954. — <sup>11)</sup> Fontane: Das Oderland. — <sup>12)</sup> Jany:

Geschichte der Kgl. Preuß. Armee. 1928. — <sup>13)</sup> Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'antiquités militaires. T. 1—4. 1773. — <sup>14)</sup> Sur le vrai rapport des Années Romaines avec les Années Julien-nes pour servir d'éclaircissement à plusieurs faits de guerre et autres événements arrivés dans les quatre dernières années avant la réforme du Calendrier faite par Jules-César. — <sup>15)</sup> Kaerber: Friedrich Nicolais Reise durch Deutschland im Jahre 1781. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik. (Der Bär von Berlin. Folge 6. 1956.). — <sup>16)</sup> Thiébault: Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin. 1804 u. ö. — <sup>17)</sup> Streckfuss: 500 Jahre Berliner Geschichte. 1863 u. ö. — <sup>18)</sup> Fricke: Gesicht u. Maske der Viadrina. 1957. — <sup>19)</sup> Fontane: Spreeland. — <sup>20)</sup> Berliner Gedichte 1763—1806. [Erweiterte Ausg.] (Berliner Neudrucke. 1890.) — <sup>21)</sup> Im Jahre 1942 war der Bestand der „Preuß. Staatsbibliothek“, frühere „Königliche Bibliothek“, an Büchern etc. weit über 3 000 000 Bden. — <sup>22)</sup> Nicolai: Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin u. Potsdam. Bd. 2, 3. Aufl. 1786. — <sup>23)</sup> Fontane: Der deutsche Krieg 1866. Bd. 2. 1871.

## Friedrich Gustav Bernhard:

## Emil von Arnstedt

Am 25. April 1837 erschien in den Straßen von Frankfurt a. O. folgende Warnungsanzeige:

„Der Portepéefähnrich Emil Otto Friedrich Alexander von Arnstedt des 8. Infanterie-Regiments, 21 Jahre alt, aus Ballenstedt im Herzogtum Anhalt-Bernburg gebürtig, hatte — aus Rache für angeblich von seinem Lehrer an der hiesigen Divisions-Schule, dem Leutnant Wenzel, unverdient erhaltene Zurechtweisungen und vermeintliche, aber unbegründet befundene Verleumdungen bei den höheren Vorgesetzten — am 5. Dezember v. J. morgens, mit schon tags vorher überlegtem Vorsatze, den Wenzel im Gange der Kaserne durch einen Pistolenschuß getötet.

Das in der Untersuchungssache wider den von Arnstedt am 7. Januar d. J. angeordnete Kriegsgericht hatte seinerzeit dahin erkannt:

daß der Angeschuldigte wegen Ermordung des Vorgesetzten mit dem Rade von oben herab vom Leben zum Tode zu bringen, welcher Ausspruch durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 14. d. M. dahin mildernd bestätigt worden:

daß der Angeschuldigte wegen Ermordung des Vorgesetzten, statt der verwirkten Strafe des Rades von oben, durch das Beil vom Leben zum Tode zu bringen sei, und ist diese Todesstrafe heute öffentlich an dem von Arnstedt vollzogen worden.

Frankfurt, den 25. April 1837.

Königl. Gericht der 5. Division.“

Das war das Ende folgenden Geschehnisses:

Der 21jährige Fähnrich Emil von Arnstedt fühlte sich durch das Verhalten seines Inspektions-Offiziers, des Leutnants Wenzel, ständig schikaniert und durch ihn

bei seinen höheren Vorgesetzten verleumdet. Diese unverdient erhaltenen Zurechtweisungen, „nicht die Worte selbst, sondern die Art und der Ton haben mich so in Wut gesetzt“, sagt Arnstedt selbst, ebenso die vermeintlichen, aber unbegründeten Verleumdungen, daß er beschloß, diesem Zustand ein Ende zu setzen. Einen zunächst erwogenen Selbstmord verwarf er. Als der Leutnant Wenzel am 5. Dezember 1836 früh ihn wieder zur Rede gestellt hatte, griff er zur Pistole und erschoss ihn.

Theodor Fontane hat diese Begebenheit in dem Band „Fünf Schlösser“ seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ festgehalten.

Dabei kommt er zu einem vernichtenden Urteil über diesen jungen Mann. Er spricht „von der berückenden Macht einer dämonisch sinnlichen Persönlichkeit“. Er nennt es „die schändliche, schändliche Tat eines reichbegabten, aber durchaus bösen und von Anfang an den finsternen Mächten verfallenen Menschen. . . . Er hatte nur einen Mitschuldigen: die Halbheit, Zerrissenheit und Verwirrung der Zeit, in der er lebte. Nichts war innerlich in Ordnung, ein Bovist, alles hohl und faul“.

Offenbar fußt Fontane im wesentlichen auf einem Briefwechsel zwischen dem Emil v. A. und seinem Freund und Vetter Adalbert v. L., der keinen guten Einfluß auf Emil ausgeübt zu haben scheint. Daraus gelangt Fontane zu einem etwas einseitigen Urteil.

So aber lagen die Dinge doch nicht ganz.

Fontane hat sich keine Gedanken über die Entwicklung des jungen Mannes gemacht. Emil war der älteste von sieben Kindern des Hauptmanns a. D. Emil von Arnstedt. Als sein Vater starb, war er zwölf Jahre alt, also in einem Alter, in dem die väterliche Erziehung in verstärktem Maße hätte einsetzen müssen. Sein jüngster Bruder war gerade ein Jahr alt geworden. Seine Mutter

war also von den Kleinen voll in Anspruch genommen. So wuchs der sensible und auch labile Junge ohne die väterliche Zügelführung heran. Das aber ist zur Beurteilung des jungen Mannes wesentlich.

Fontane hatte wohl auch keinen Einblick gehabt in die Briefe, die Emil v. Arnstedt aus der Haft an seine Mutter geschrieben hat. Er hat wohl auch nicht den Brief gekannt, den die Mutter des erschossenen Leutnants Wenzel an Emils Mutter geschrieben hat. Anderenfalls wäre sein Urteil nicht so kraß ausgefallen und er hätte sich nicht zu der Behauptung verstiegen, daß Arnstedt mit dem „Kommersbuch“ statt dem „Gesangbuch“ aus der Welt ging. Deshalb möchte ich diese Briefabschriften, die in meinem Besitz sind, hier veröffentlichen.

Was geschehen ist, war klarer Mord, der gesühnt werden mußte. Daran ändern auch diese Briefe nichts. Sie sollen nur das schiefe Bild der Persönlichkeit des Emil von Arnstedt, wie Fontane es gezeichnet hat, wieder gerade richten. Denn dem Mord lagen keine bösen und materiellen Antriebe eines „den finsternen Mächten verfallenen Menschen“ zu Grunde, sondern jugendliche Verwirrungen.

#### 14. 12. 1836 Emil v. Arnstedt an seine Mutter.

Liebe, gute Mutter! Mit welchen Gefühlen ich heute an Dich schreibe, kannst Du Dir wohl denken, wenn Du Dir nur irgend einen Begriff meines Zustandes machen kannst. Zwar werde ich mit der größten Schonung behandelt, doch mein Inneres sagt es mir nur zu laut, wessen ich mich schuldig gemacht habe. Auch Du, liebe Mutter, bist so liebevoll, so schonend gegen mich; kein Wort des Vorwurfs, keine Silbe der Verachtung geht über Deine Lippen; Du denkst im Gegenteil mit Liebe an mich, Du willst für mich beten, für mich dem König zu Füßen fallen, Du verzeihst mir. Ach, was bedarf ich jetzt wohl mehr, als dessen, Verzeihung von Dir, unglückliche Mutter, ist mir jetzt das Einzige, das Höchste. An Dir und meiner Familie habe ich hart gefrevelt, ich habe einen unverlöschbaren Schandfleck auf sie gebracht, und doch verzeihst Ihr mir. Nicht die Ursache von dem Fall selbst laß mir Dir erzählen. Er ist geschehen und kein Gebet, kein Flehen kann ihn ungeschehen machen! Meiner unausbleiblichen Strafe sehe ich mit Fassung entgegen, wie ich mit Ruhe und Fassung bis jetzt alles ertragen habe. Möge mein Los fallen, wie es will, ich werde nicht verzweifeln und verzagen. Glaube mir, liebe Mutter, dieses Schweben in peiniger Ungewißheit ist schrecklicher als die furchtbarste Gewißheit, Tag und Nacht läßt es mir keine Ruhe. Doch ich will Dir keine Qualen bereiten. Mein Los für den Augenblick ist zu ertragen. Es gibt hier in Frankfurt so gute Leute, die mir meine Lage dadurch zu erleichtern suchen, daß sie mich mit kräftigen Speisen versehen, auch nehmen sie einen so warmen Anteil an meinem Schicksal, daß ich für nötig halte, Dir den Namen dieser Edlen zu nennen. Es ist der Packhof-Inspektor Landvoigt. Nur geringen Dank kann ich den Leuten bringen, mehr steht für jetzt nicht in meiner Kraft, möge Gott ihnen das vergelten, was sie tun. Ach, Gott muß ja so viele Schulden abtragen, er wird auch diese auf sich nehmen.

Der einzige Wunsch, den ich jetzt hege, ist die Beschleunigung meines Urteils. Hier in Frankfurt möchte ich nicht lange bleiben. Ach, es ist gar zu schmerzhaft mit so vielen bekannten Menschen als Verbrecher dazustehen, jedes Kind, möchte ich sagen, spricht von mir. Denn Du kennst das Treiben in den Städten, wie alles besprochen und verdreht wird. Daher fort, weit, weit von hier, wenn es in meinen Kräften stünde. — Ich selbst habe mein Steuerruder gelenkt und werde ertragen, was mir Gott und die Menschen aufliegen. Ich werde weder durch Selbstmord dem Urteilspruch vorgeifen noch durch Flucht mich der Strafe zu entziehen suchen. Da ich weiß, daß Du, gute Mutter, mir verzeihen hast, sehe ich meinem Schicksal mit doppeltem Mute entgegen. Sei Du meine Fürsprecherin bei Gott, bete mit

meinen Geschwistern für mich, dann bin ich beruhigt. Diesen liebevollen Brief hatte ich nicht von Dir erwartet, aber, Mutter, Du bist so unaussprechlich gut, ich verdiene wohl eigentlich gar nicht, Dein Sohn zu heißen, und Du verstößest mich nicht, Du wendest Dich nicht von mir. Jetzt, da es zu spät ist, wünsche ich wohl, daß Alles ungeschehen sei; aber es ist vergebens. — Und nun, liebe Mutter, rufe ich Dir noch ein herzliches Lebewohl zu; möge ich bald von Dir Nachricht erhalten. Dein Brief vom 9. ist mir zugekommen, ich sage Dir tausend Dank. Bete für mich und überlaß Gott das Übrige. Grüße meine Geschwister, Gott erhalte Dich wohl, damit ich vielleicht Dir einst noch Deine Güte und die Tat vergelten kann. Lebe wohl!

#### 25. 12. 1836 Emil von Arnstedt an seine Mutter.

Meine liebe, gute Mutter! Nicht Worte kann ich finden, Dir die Gefühle meines Herzens bei Lesung Deines lieben Briefes zu schildern. Nicht ein-, nein zehnmal habe ich ihn durchgelesen, und immer noch wollte ich es für einen süßen Traum halten, was ich las. Du bist so gut und wohlthuend gegen mich, Du hast mir aufs Neue einen Beweis Deiner unaussprechlichen Güte gegeben, so reich hast Du mich beschenkt, da ich doch nichts verdiente. Ach, würde mir doch das Glück zu Teil, Dir dies einst tätig zu vergelten; aber das, liebe Mutter, steht nicht zu erwarten; hoffe das Beste für mich, doch erwarte das Schlimmste. Gottes Wege, liebe Mutter, sind dunkel, doch er führt sie herrlich hinaus, vielleicht habe ich vor seinen Augen Gnade gefunden, vielleicht blühen mir einst noch schöne Tage, die zwar immer durch das Andenken an diese Tat getrübt werden müssen. Doch diesen hoffnungsreichen Gedanken hege ich nur sehr entfernt und erwarte mit Zuversicht die härteste Strafe. Mutter, glaube mir, so wenig ich mich vor meinem letzten Gang fürchte, so sehr würde ich mich freuen, wenn Gnade mir würde. Die Zeit, welche ich ganz einsam zubringe, benutze ich, mich mit Gott zu versöhnen, da ich es mit den Menschen nicht kann. Der hiesige Divisions-Prediger Buchholz unterstützt mich hierin mit seinem Wissen und seiner Kraft. Er ist so gütig, mich wöchentlich einige Mal zu besuchen und mit mir über religiöse Gegenstände zu sprechen. Seiner guten Fürsorge verdanke ich viel in geistiger Hinsicht; er war früher mein Lehrer und ist jetzt mein Tröster.

Um meinen Unterhalt, liebe Mutter, kannst Du ohne alle Sorge sein, denn man reicht mir so viel, daß ich vollkommen zur Genüge habe. Durch die Güte unseres Divisionskommandeurs habe ich die ganze Schachtel erhalten und kann Dir dafür nicht genug danken. Möge Gott Dir dafür vergelten, da ich es nicht kann. —

Nochmals meinen Dank. Bete mit meinen Geschwistern für mich und laß Gott lenken. Nun, gute Mutter, lebe wohl, Gott tröste Dich und Deinen armen Sohn Emil.

#### 24. 4. 1837 Abschiedsbrief Emils v. Arnstedt an seine Mutter.

Liebe, gute, tiefgekränkte Mutter! Es ist heute der letzte Gruß, den ich Dir senden kann, bald ist das Schrecklichste in Erfüllung gegangen, das ich zwar ahndete, das ich mir aber nie mit recht lebhaften Farben vorgestellt habe. Der Tag, ja der Augenblick ist bestimmt, wo der Tod meinem Leben ein Ende machen soll. Kein rettender Genius ist erschienen, der denselben von mir wendete, obgleich Du, gute Mutter, Dich übermenschlich angestrengt, meinem Leben noch die Frist einiger Jahre zu gewähren. Daß ich Dir dafür tätige Dankbarkeit erweisen kann, ist jetzt unmöglich, da ich in wenigen Stunden vor dem Richter jener Welt stehen werde; nur noch die Vergünstigung genieße ich, schriftlich meinen schwachen Dank zu lassen und Abschied von Dir und allen Lieben zu nehmen. Wie oft habe ich Dich, liebe gute Mutter, gekränkt (Randbemerkung: Er meint wohl seine Kinderjahre, er hat mir nie, nie Kummer gemacht). Wie oft habe ich Dir Gelegenheit zur Unzufriedenheit gegeben, wie habe ich vorzüglich durch meine

letzte schreckliche Tat Dein mütterliches Herz im tiefsten Innern schmerzhaft erschüttert und Dir den größten Schmerz bereitet, den je eine Mutter empfinden kann! Doch Dein Mund hat schon oft mir aus vollem Herzen Vergebung gewährt, und auch heute wirst Du mir gewiß verzeihen. Aber, liebe Mutter, ich habe noch eine Mutter, wenngleich nicht die meinige, auch tief, sehr tief gekränkt, — ich habe ihr den einzigen Sohn, das Einzige, was sie vielleicht auf dieser Erde voll Gram und Not besaß, den habe ich ihr geraubt. Auch der Verzeihung dieser tiefgekränkten Frau bedarf ich, um ruhig aus diesem Leben zu scheiden. — Nie dürfen wir uns hier auf Erden wiedersehen, nur jenseits werde ich Dich erwarten, wenn Gott mir so wie Du meine schweren Sünden vergeben will. — Gestern empfing ich den letzten Brief und den letzten Gruß, aber Dich sah ich nicht. Betrübe Dich deshalb nicht; denn so gern ich Dich noch einmal vor meinem Ende gesehen hätte, so schwer würde es mir aber auch gefallen sein, von dieser Welt in der Blüte meines Lebens zu scheiden. Daher sei getrost und versichert, daß kein schmerzhafter Tod meinem Leben ein Ende macht. Die Hand des Nachrichters wird sicher auf eine unfehlbare Art mich richten, und der Gedanke an Dich soll der letzte meines Lebens sein. Es wird mir zwar schwer, zu scheiden, und ich lese auch auf den Gesichtern der mich umgebenden Personen eine Traurigkeit, welche mich tief betrifft; doch sehe ich dem Tode mit festem Auge ins Gesicht, um als Mann zu sterben. In wenigen Augenblicken erhalte ich das Abendmahl und habe dann die Rechnung mit Gott und Menschen geschlossen. —

Nun leb denn wohl, meine liebe, gute Mutter. Laß mich mit dem Bewußtsein scheiden, daß Du mir gern verzeihst. Ich danke Dir aus dem Innersten meines Herzens für alles, was Du von Kindesbeinen an an mir getan hast. Ich habe es Dir freilich mit dem schwärzesten Undank bezahlt und kann jetzt in dieser Hinsicht Nichts bessern. Doch sieh nur mit lieben Augen auf mich, da ich eine Strafe erleiden muß, die alle irdischen Verbindungen löst. — Und ihr, meine lieben Geschwister, die Ihr Zeugen meiner frohen Kindheit waret, verzeiht dem reuigen Sünder, die Schande, die er auf Euren Namen gebracht, da ich denselben doch wohl auf unrechtmäßige Art der Welt Preis gab. Verzeiht mir und betet für das

Heil meiner Seele. — So lebt denn wohl, liebe Brüder und Schwestern, und behaltet mich im Andenken. Laßt auch Ihr mich scheiden mit der Überzeugung, daß wir versöhnt sind. — Gute, herzgeliebte Mutter, die Trennung von Dir fällt mir am schwersten, da Du die Einzige bist, die mit Liebe, mit aufopfernder Liebe für mich gesorgt hat. Ziehe Dir meinen Verlust nicht so zu Herzen, da leicht meine lieben Geschwister die sorgende Mutter verlieren würden. Lebe lange und sei glücklich, dies ist mein einziger Wunsch. Mögten doch meine Brüder und Schwestern Dir durch Teilnahme und Liebe meinen Verlust ersetzen, damit bald die Wunde des Schmerzes verarbe, die geschlagen durch einen ungeratenen Sohn der Mutter Herzblut angreift. Leb wohl, leb wohl für dieses Leben, auf diese zeitige Trennung folgt ein ewiges Wiedersehen. Sei ruhig, so wie ich ruhig der Stunde des Todes entgegensiehe. Gott schütze Dich — Leb wohl, Du einzige gute Mutter. Adieu, liebe Mutter, es küßt im Scheiden Dich Dein bald scheidender Sohn Emil von Arnstedt.

31. 12. 1836 Brief der Mutter des Leutnants Wenzel an die Mutter des Emil von Arnstedt.

Gnädige Frau! Ehe eine Ahndung dieser unglücklichen Begebenheit Ihr Ohr erreichte, habe ich schon Ihren Schmerz empfunden und mit Ihnen geteilt. Wie unersetzlich groß auch mein Verlust ist, da ich mit meinem einzigen Sohn alles, alles verliere, — so ist doch keine Verwünschung für Ihren unglücklichen Sohn über meine Lippen gegangen, und wohl fühlend, wie wir alle der Verzeihung unseres himmlischen Vaters bedürfen, habe auch ich ihm verziehen. Wenn seelige Geister sich uns Sterblichen noch nähern können, so bin ich überzeugt, daß ich ganz im Sinne meines guten Sohnes handle; denn sein Herz war so gut und edel und gewiß jeder Rache fremd. Kann Sie, gnädige Frau, diese Gesinnung beruhigen und Ihren Schmerz lindern, so habe ich weiter nichts getan, als daß ich meinem Herzen gefolgt bin, weil Ihr Kummer nach dem meinigen wiegt. — Vertrauen Sie auf Gott, nur bei ihm können wir Trost finden, Menschen vermögen nichts für solchen Schmerz. Erhört Gott meine herzliche Bitte für Sie, so wird er Sie an Ihren noch lebenden Kindern Ersatz geben für das Leid, das Ihnen das eine bereitet hat.

## Berthold Schulze:

### Geist von Beeren

(mit 2 Abb. im Text)

Die von Beeren sind brandenburgischer Uradel und gehören wahrscheinlich zu jenen Lokatorenfamilien, die schon vor 1230 die Nuthelinie ostwärts überschritten hatten. 1267 erscheint der Name erstmalig mit Theoderich von Beeren in den Urkunden<sup>1)</sup>. Im 17. Jahrhundert haben sich die Teltower Beerens in zwei Linien geteilt. Geist von Beeren gehörte der Linie an, die die namengebenden Güter Groß- und Klein-Beeren zu Lehen trug. Er ist am 17. April 1747 in Klein-Beeren geboren und wurde unter dem Namen Hans Heinrich Arnold von Beeren getauft. Sein Vater, ein ehrbarer Junker, hat zeitweilig auch das benachbarte Lichterfelde besessen<sup>2)</sup>. Geists Mutter entstammte dem alten Teltower Grundherrengeschlecht von Otterstedt. Vettern der im Teltowischen Kreise ansässigen Familie saßen auf Stolzenhagen, Sydow und Schönefeld im Barnim. Zu seinem zweiten Namen Geist ist Hans Heinrich Arnold erst beim Tode des seiner Familie nahestehenden Generalmajors Carl Ferdinand Freiherrn Geist von Hagen, auch nur von Hagen genannt, im Jahre 1786 gelangt<sup>3)</sup>. Der General hatte den von Beeren zum Universalerben eingesetzt unter der Bedin-

gung der Vereinigung von Namen und Wappen der von Beeren und der von Geist. Das ursprünglich mecklenburgische Geschlecht kann seinen Namen vom niederdeutschen Worte Geest erhalten haben<sup>4)</sup>.

Die Hauptperson dieser Studie wird in der Folge auch schon für die Zeit Geist genannt, in der er diesen Namen noch nicht trug, da er unter dem Namen Geist in die Landesgeschichtsschreibung eingegangen ist. Er hat in Frankfurt an der Oder die Rechte studiert und ist Kgl. Preußischer Referendar gewesen<sup>5)</sup>. Nachrichten über sein Verhalten als Student oder als Referendar liegen leider nicht vor. Er hat sich nach dem Tode seines Vaters auf seine Güter zurückgezogen, während sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Karl Friedrich Erdmann als Soldat bis zum Generalmajor und Chef eines Kürassierregiments aufstieg. Im Alter von 60 Jahren hat Geist geheiratet. Seine Frau, eine geborene Eisenberg, war bei der Eheschließung 20 Jahre alt und schenkte ihm eine Tochter, die jedoch den Vater, der im Jahre 1812 starb, nicht lange überlebt hat.



Diese Daten erscheinen recht langweilig. Enthalten sie doch für ihre Zeit nichts Außergewöhnliches. Und doch ist ja bekanntlich das, was sich zwischen diesem Gerippe von Daten verbirgt, recht interessant: Ein ganz absonderliches Leben und Treiben. Das Bild Geists vor der Geschichte hat Theodor Fontane geformt, indem er ihm in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ zu permanentem Nachruhm verhalf. Obwohl die Ausführungen Fontanes weithin bekannt sind, müssen sie hier doch wenigstens im Auszug zitiert werden.

Vorweg schickte Fontane dem „Geist von Beeren“ betitelten Abschnitt das Wort aus Goethes Faust, 1. Teil: „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten verhaßt.“ Dann schilderte er Geist folgendermaßen: „Er war ein kleiner, schmächtiger, lebhafter Mann, witzig, sarkastisch, hämisch. Zwietracht anstiften, zanken, streiten und opponieren war seine Lust. Von seinen unzähligen Schnurren, Injurien und Prozessen lebt noch einzelnes in der Erinnerung des Volkes, und ich erzähle, was ich davon erfahren konnte. Die meisten dieser Geschichten setzen sich freilich bloß aus Alberheit, Übermut und Schikane zusammen, manches indes ist wirklich gut und treffend, und jedenfalls entsprach all und jedes dem nicht sehr verfeinerten Bedürfnis seiner Zeit und Umgebung.“

Zwei Gruppen von Personen waren es besonders, mit denen der streitlustige Geist eine unausgesetzte Fehde unterhielt: seine Gutsnachbarn und die Regierungsbeamten. Unter den ersteren hatte er sich besonders den Herrn von Hake auf Genshagen zum Gegenstand nicht endenwollender Anzüglichkeiten und Verhöhnungen auszersehen.

Die Korrespondenz, die er mit diesem seinem Nachbarn in einem Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren geführt hat, soll ein wahrer Anekdotenschatz und für die Freunde des Hakeschen Hauses eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung gewesen sein. Leider ist diese Korrespondenz verbrannt. Zwei Geschichten indes aus der langen Reihe dieser gutsnachbarlichen Rankünen und Streitigkeiten existieren noch. Geist, im übrigen kein Freund der Jagd, ließ sich eine Jagd- und Schießhütte bauen, wenige Schritte von dem Punkt entfernt, wo seine eigene Feldmark mit der Genshagener Forst zusammenstieß. Die Front der Hütte ging auf feindliches Gebiet hinaus, und die Absicht lag klar zutage. Hier saß er halbe Nächte lang und schoß von seinem Territorium aus dem Herrn von Hake die Rehe tot — ein Wilddieb aus purer Malice. Als Hake Beschwerde führte und auf Abbrechen der Hütte antrug, antwortete Geist: Die Hütte habe keinen offensiven Character; er (Geist) habe von Jugend auf immer rückwärts geschossen und müsse es ablehnen, in seinen alten Tagen nach einem neuen Prinzip auf Jagd zu gehen.

Bei einer anderen Gelegenheit beschwerte sich Herr von Hake, daß er bei Passierung einer Brücke, für deren Unterhaltung Geist Sorge tragen mußte, mit seinem Justitiarius Buchholz eingebrochen sei. Geist replizierte: „Über die Brücke würden täglich sechsundzwanzig seiner schwersten Ochsen getrieben, und niemals habe er gehört, daß einer derselben irgendwie Schaden genommen habe; es sei mindestens eine auffallende Erscheinung, daß gerade Herr von Hake mit seinem Justitiarius durchgebrochen sei.“ Herr von Hake hatte nicht Lust, den Streit ruhen zu lassen und ging an die Gerichte. Als Geist eine Vorladung empfing, ließ er den Brückensteg ohne weiteres abtragen und auf einen Holzwagen setzen und erschien nun damit vorm Kammergericht in Berlin, die Räte desselben allergehorsamst ersuchend, sich durch Okular-Inspektion von der Richtigkeit seiner Aussagen und der Haltbarkeit des Brückenstegs überzeugen zu wollen.

Einen viel lebhafteren Groll unterhielt er gegen alles, was sich „Regierung“ oder „Behörde“ nannte und mit der Miene der Autorität gegen ihn auftreten wollte. Die alte Registratur des Kammergerichts, das er in seinen Eingaben gelegentlich als „hochpreisliches Jammergericht“

anzureden liebte, soll davon zu erzählen wissen. Seine Fehden mit dem Pupillen-Collegium, dessen Namen er nicht müde ward in der wunderlichsten Weise zu kürzen oder zu verunstalten, sind teils allgemeiner bekannt geworden, teils liegen sie jenseits aller Mitteilungsmöglichkeit — wiewohl man dem humoristischen Übermut gegenüber, der sich in allen seinen Schnurren ausspricht, eigentlich jedes Anstandsbedenken aufgeben und der derben Laune sich freuen sollte.

Neben dem Pupillen-Collegium hatte niemand mehr als die Potsdamer Regierung unter seinen Sarkasmen zu leiden. Jede Schwäche, jedes Versehen fand einen unerbittlichen Kritiker in ihm. Bei Abschätzung des Gutes waren Wert und Ertragsfähigkeit desselben zu hoch oder zu niedrig taxiert worden und die Regierung, den Streit endlich zu schlichten, schickte eine Untersuchungs- und Begutachtungs-Kommission. Die Zeit, Mitte Dezember, war allerdings nicht allzu günstig gewählt, und Geist faßte nunmehr in seinem nächsten Schreiben an die Regierung alles, was er zu sagen hatte, in folgendem Reim zusammen:

Gerechter Gott des Himmels und der Erden,  
Was soll aus Deiner heiligen Justitia werden?  
Die Erde ist bedeckt mit Eis und Schnee.  
Da untersuchen sie die Bonité!  
O weh, o weh, o weh! —

Unter den Personen, gegen die seine Spöttereien sich richteten, war unter andern auch der Reformator unserer Landwirtschaft, der berühmte Thaer. Die Prinzipien, die dieser einzuführen trachtete, hatten nicht die Zustimmung unseres Geist von Beeren, vielmehr machte letzterer seinem Unmut in einer kleinen Broschüre Luft, die den Titel führte: „Die preußische Landwirtschaft ohne Theer“. Alles lachte. Der kleine Tückebold aber hatte sich diesmal verrechnet, und es erschien eine Gegenschrift unter dem Titel: „Die preußische Landwirtschaft ohne Geist“. Solchem Reparti war er nicht gewachsen und er gab die Fortsetzung des Kampfes auf.

Sein bester weit treffendster Streich war vielleicht der folgende. Wir hatten ein Kienraupenjahr und die Forstheiden der Mark Brandenburg befanden sich in einem allertraurigsten Zustande. Die Potsdamer Regierung sah sich deshalb veranlaßt, eine Verfügung zu treffen, in der sie mitteilte, wie den Raupen am besten beizukommen und weiterer Schaden zu vermeiden sei. Die Verfügung schmeckte freilich etwas nach „grünem Tisch“ und war unpraktisch. Geist antwortete wenige Tage später: „Probaturum est! Ich bin in den Wald gegangen, habe den Kienraupen das Reskript einer Kgl. Regierung vorgelesen und siehe da, die Raupen haben sich sämtlich totgelacht.“

Soweit der Dichter! Er sagt anschließend, daß solche und ähnliche Scherze den Geist bei allem, was sonst auch gegen ihn zu sagen gewesen sei, beim Landvolk, „auch wohl bei manchem Gutsbesitzer“ beliebt gemacht hätten. Fontane erwähnt auch sein sittenloses Leben und spricht von der „Auflösung seines Harems“ bei seiner Eheschließung 1807. Am Ende des Kapitels berichtet der „Märkische Wanderer“, wie man sich in den Beeren-Dörfern noch zu seiner Zeit abends bei Biere gern von dem kleinen Kobold, dem tollen Geist von Beeren erzählt habe.

Richard Kieser ist der erste gewesen, der diese im ganzen nach Fontanescher Art konziliante Darstellung auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen versucht hat. Wenn die Klarstellung des geschichtlichen Bildes hier nochmals bezweckt wird, so darf nicht verkannt werden, daß auch Legenden — ob sie nun das Volk selbst bildet oder nur annimmt — eine historische Wahrheit darstellen, oft gewichtigere Factoren sind als die von Forschern später einmal wieder ausgegrabene relativ unbestechliche Erkenntnis wirklich gewesener Verhältnisse. Auch wenn also Zweifel bestehen, ob der „Wanderer“ Fontane wirklich die von ihm erzählten Dinge auch nur zu einem kleinen Teil in den Krügen und anderwärts dem Volksmunde abgelauscht hat, auch wenn sein ad majorem



**Gutshaus Kleinbeeren**

Aufn. von Br. Stephan vor 1924

gloriam Geists angenommener Tiefstand der Umgangsformen der damaligen ländlichen Gesellschaft — es wimmelt bei Geist von Zoten und Unflat — auch wenn diese Annahme Fontanes unrichtig ist, so hat dieser Dichter doch auch hier sicherlich wie so oft den inneren Kern der Überlieferung getroffen, die das Gute behielt und das Üble vergaß.

Die märkische Überlieferung ist reich an solchen zweifelhaften oder unwahren Traditionen, deren Inhalt nur deswegen wertvoll ist, weil er Wunsch und Absicht des Traditionsträgers erkennen läßt. So ist die Geschichte von Hake von Stülpe, der im Fläming den Tetzel überfiel, auf eine internationale Wandersage zurückzuführen<sup>6)</sup>. Der Michael Kohlhaas Heinrich von Kleists ist weit über den geschichtlichen Hans Kohlhaas hinausgewachsen. Eine besonders interessante Umgestaltung eines recht nüchternen Vorganges mag hier noch vorweg erwähnt werden. Sie steht in Heinrich Berghaus' Landbuch der Mark Brandenburg<sup>7)</sup>. Als Paul Gerhardt 1666 im Gefolge der Auseinandersetzung des reformierten Großen Kurfürsten mit der lutherischen Geistlichkeit sein Berliner Archidiakonat aufgeben mußte, hatte er es nicht nötig, allzu eilig ein neues Amt zu suchen, da er von Haus aus nicht unvermögend war. Aus den Lübbener Ratsakten weiß man heute, daß sich die Verhandlungen zwischen dem Lübbener Rat und Paul Gerhardt in Berlin lange hingezogen haben<sup>8)</sup>. Dabei ging es um die Besoldung, die Wohnung und unter anderem auch um das besondere Anliegen Paul Gerhardts, „fremd Bier einlegen“ zu dürfen für sich und sein Haus. Er bat um das Recht, Zerbster, Bernauer, Torgauisch und dergleichen mehr Biere halten zu dürfen. Zu den Verhandlungen ist Paul Gerhardt im Kutschwagen, den ihm der Lübbener Rat stellte, wiederholt über Wendisch-Buchholz nach Lübben gefahren, ehe er schließlich 1769 ganz nach Lübben übersiedelte. Heinrich Berghaus aber wußte von dem, was die Akten später verrieten, nichts und schilderte bei Gelegenheit der Kennzeichnung der trostlosen Brandheide südlich von Märkisch-Buchholz, durch die die Berlin—Lübbener Straße führte, wie der fromme Sänger dort 1666 auf trauriger Flucht in einsamer Schenke verzweifelt Zuflucht gesucht habe, „als ihn Herzog Christian von Sachsen-Merseburg suchen ließ, um ihm eine Pension zu verleihen, und ihn dann später, 1669, zum Archidiakonus nach Lübben ernannte“. In der jammervollen „Todtenschenke“ in der Einöde des Brandt soll Paul Ger-

hardt, so berichtet Berghaus, das Lied „Befiehl Du Deine Wege“ gedichtet haben, „wozu seine höchst unglückliche Lage in der schaurigen Einöde ihm wohl diese Stimmung eingegeben haben möchte“. Das ist unzweifelhaft eine schöne Erzählung — aber eben eine Erzählung. Sie verkent gefühlsbetont die wirklichen Verhältnisse und übertreibt. Um Paul Gerhardt hatten sich viele Legenden gewoben. Auch der fromme Dichter und berühmte Kanzelredner trug in Wirklichkeit die Züge eines Menschen seiner Zeit, des Barocks.

Der Historiker will aber doch um jeden Preis und in jedem Falle wissen, wie es gewesen ist. Und das hat betreffs Geists von Beeren, wie schon bemerkt, erstmalig Richard Kieser gewollt<sup>9)</sup>.

Er hat Mitte der dreißiger Jahre die von Fontane erwähnten Akten des Kammergerichts einsehen können. Diese Akten sind seither zugrunde gegangen. Daher mußte Kiesers Arbeit in wesentlichen Zügen meiner Darstellung zugrunde gelegt werden, so besonders bei der Erörterung des Verhältnisses des Junkers Geist zu seinen Untertanen. Für die Schilderung und Beurteilung seines Verhaltens als Patron zu seinem Pfarrer, zur Religion überhaupt hingegen standen die bisher unbekannt gebliebenen Akten des Oberkonsistoriums der Kurmark zur Verfügung<sup>10)</sup>. Sie zwingen zu einer etwas veränderten Beurteilung der Person Geists. Darüber hinaus aber erscheint es hier notwendig, das Verhältnis von Patron und Kirche im ländlichen Bezirk in Beziehung zu setzen zu den damaligen geistig-religiösen Strömungen in Preußen.

Hier soll zunächst das Bild kurz nachgezeichnet werden, das die Kammergerichtsakten der verschiedenen von oder gegen Geist angestrengten Prozesse ergeben hatten. Ich habe in meinen „Neuen Siedlungen“ seinerzeit dargelegt, daß Friedrich der Große wohl am liebsten die Gutsuntertänigkeit beseitigt hätte. „Als Realpolitiker und König“ aber hat er sie geduldet, sagte Otto Hintze<sup>11)</sup>. Befohlen hat Friedrich die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den Domänen; aber durchgeführt hat er sein Gebot nicht einmal auf den Domänen, geschweige denn auf den adligen Gütern. Das 18. Jahrhundert war auch nicht reif dafür. Aber besonders der alte König hat sich doch bemüht, das Los der Bauern zu erleichtern, vor allem die Dienste herabzusetzen, die Zahl der Wirte

allenthalben zu erhalten. Wie verhielt sich hierin der Junker von Beeren? Als er den Besitz seines Vaters geerbt hatte, vor allem aber nach Antritt der von Geist-Hagenschen Erbschaft war er ein wohlhabender Mann und hätte es bleiben können, wenn er sein Vermögen nicht durch unmäßiges Leben und kostspielige Prozeßsucht mit der Zeit ruiniert hätte. Aber auch gerade in den Dingen, die seinem Könige besonders am Herzen lagen, handelte er gänzlich „unfritztisch“. Hatte sein braver Vater um 1750 auf der im Mittelalter wüst gewordenen Feldmark Melvendorf bei Groß-Beeren ein Vorwerk Neu-Beeren begründet und dabei dann ganz im Sinne der fridericianischen Peuplierungsidee Kolonisten angesiedelt, so hat von Beeren junior nichts Eiligeres zu tun gehabt, als diese Neuwirte wieder zu verjagen, die Arbeit auf dem Vorwerk aber den Groß-Beerenern aufzubürden. Geist von Beeren hielt Hof in Klein-Beeren; Groß-Beeren hatte er verpachtet. Da nun aber das Gutshaus in Klein-Beeren seinen Ansprüchen nicht genügte, hat er es 1777 umbauen lassen. Dabei mußten die Klein-Beerener Untertanen helfen. Aber er verlangte entgegen aller Observanz auch von den Groß-Beerenern Strohführen, obwohl diese ja schon dem Pächter in ihrem eigenen Dorfe fronden mußten. Darüber kam es zu einem förmlichen Aufruhr, den Richard Kieser anschaulich geschildert hat<sup>12)</sup>. Als die Groß-Beerener sich unter Führung des „mannhaften“ Schulzen Christian Puhlmann weigerten, der herrschaftlichen Anordnung nachzukommen, ließ von Beeren den Schulzen in den „Spanischen Mantel“ schließen, eine Art „Tonne, aus der nur der Kopf beim Sitzen guckt“. Nach Krünitz' Encyclopädie<sup>13)</sup> ist der Spanische Mantel „eine Art Leibesstrafe, welche in einem tiefen und schweren Zober besteht, welchen der Schuldige vermittelst eines im Boden befindlichen Loches auf den Achseln trägt“. Diese Art Strafe sei, so bemerkt Krünitz, „unter anderem in Schlesien als eine der Gesundheit schädliche und gefährliche abgeschafft. Notabene: Sie ist in Schlesien von den Preußen 1751 abgeschafft worden! Geist sperrte zwei weitere Bauern ins Dorfgängnis. Da kamen die übrigen Bauern zu Hilfe, verprügelten den Gerichtsdiener und befreiten die zwei. Offensichtlich in vollstem Vertrauen auf die Gerechtigkeit des Königs führten alsdann die Bauern den Spanischen Mantel mit dem Schulzen Puhlmann darin vor das Kammergericht in Berlin, schließlich gar vor das Haus des Großkanzlers von Fürst. Die armen Bauern hatten sich getäuscht. Aufruhr war Aufruhr, auch wenn die Obrigkeit Geist von Beeren hieß. Sie wurden eingesperrt und zu Festung, schließlich zu allerdings sehr kurzen Zuchthausstrafen verurteilt.

Nach diesem „Erfolg“ glaubte der Groß-Beerener Junker die Schraube der Dienste und sonstigen Leistungen mehr anziehen zu können. Der König selbst aber, dessen Ohr die Kunde aus dem verlorenen Dorfe doch wohl erreicht hatte, hat ihn nach Kieser zurechtgewiesen. Da in den Kabinettsminuten nicht nachgeschlagen werden kann, muß ich mich auch hier wieder auf die Literatur berufen. Der König hat 1782 eine Untersuchung der Groß-Beerener Dienste und ihre Festlegung in einem Urbar angeordnet<sup>14)</sup>. Das hinderte Geist keineswegs, erhöhte Hofdienste vormittags zu verlangen. Die Nachmittage seien zu kurz. Als aber der Charlottenburger Bürgermeister Krull Ordre erhielt, die Dienste zu untersuchen und schriftlich festzulegen, da hat Geist das zu verhindern versucht und dabei, soweit zu ersehen ist, auch Erfolg gehabt. Die Groß-Beerener haben sich ferner 1800 geweigert, auf dem Vorwerke Neu-Beeren Dienste zu leisten — Neu-Beeren stand auf dem Grund und Boden eines anderen erloschenen Dorfes — woraufhin der Gutsherr Zwangsmaßnahmen forderte. Wieder hat ein König, Friedrich Wilhelm III., Geist abgewiesen. Das Kammergericht aber hat die Bauern zur Dienstleistung auf Neu-Beeren/Melvendorp verurteilt. Die Zeiten, in denen ein König den Großkanzler abgesetzt und drei Kammergerichtsräte gefangenengesetzt hatte, weil sie einem Wassermüller zu Unrecht mit einer Klage gegen seinen gräflichen Grundherrn abgewiesen hatten, waren längst vorüber. Zu solchem Durchgreifen war Friedrich Wilhelm III.

nicht der Mann. Es ist sehr zu bedauern, daß die Kammergerichtsakten über die zahlreichen Prozesse des Groß-Beerener Herrn nicht mehr erhalten sind. Ohne Zweifel wären diese Akten ein ganz allgemein interessantes Zeitmaterial. Bei der Behandlung des Themas Geist von Beeren aber scheidet dadurch vor allem die Betrachtung seiner Streitigkeiten mit seinen Gutsnachbarn aus.

In den von Beerenschen Dörfern war die Atmosphäre alles andere als patriarchalisch. Es kam schließlich dahin, daß 1802 mehrere Brände ausbrachen, 1803 gar das herrschaftliche Wirtschaftsgebäude, 3 Einliegerhäuser, der Stall des Kruges und mehrere Bauernhöfe gebrannt haben<sup>15)</sup>. Die Untertanen haben den Herrn beschuldigt, der sie seinerseits der Mordbrennerei zieh. Eine gerichtliche Untersuchung hat nichts ergeben. Geist zog nur die Konsequenz aus diesen Vorkommnissen, als er 1804 verkaufte und nach Berlin verzog.

Das war der Herr über märkische Bauern Geist von Beeren. Friedrich August Ludwig von der Marwitz hat geschrieben, daß die märkischen Edelleute vorzüglich dahin erzogen worden seien, daß sie nichts Unanständiges begehen oder leiden durften<sup>16)</sup>. Von einer Einstellung, wie sie der Herr auf Friedersdorf hatte, hat der letzte Sproß des alten Groß-Beerener Herrengeschlechts nichts gewußt. Die hier folgende auf Grund der Akten gebotene Darstellung seines Verhältnisses zu Pfarrer und Religion ist geeignet, auch seine Haltung gegenüber seinen Untertanen noch weiter zu klären. Da die neu herangezogenen Akten zahlreiche Schriftstücke aus Geists Feder enthalten, muß sich schließlich die Frage erheben, ob es angängig ist, von einem Schalk, ja auch nur einem Original zu reden, ob die Ausdrücke Neck- und Feuerteufel ihm gerecht werden.

Um der Gerechtigkeit willen jedoch sei es erlaubt, einige Betrachtungen zur Charakterisierung der allgemeinen Situation des Verhältnisses von Staat und Kirche in diesen Jahrzehnten vorwegzunehmen. Die Geistlichkeit war unter Friedrich dem Großen in eine schwierige Lage gedrängt. Denn der König, der summus episcopus der Landeskirche, stand dieser Kirche innerhalb fremd gegenüber. Wie es dazu gekommen ist — sicherlich hat seine übertrieben streng-religiöse Erziehung dazu beigetragen — kann hier nicht erörtert werden. Friedrich II. besuchte den Gottesdienst nicht und blieb sogar kirchlichen Feiern seiner Familie oft ostentativ fern<sup>17)</sup>. Sein Beispiel wirkte sich für die Kirche verhängnisvoll aus. Unkirchlichkeit hat in starkem Maße zunächst gerade beim Adel eingesetzt. Auch auf dem Lande sogar in der weiteren Umgebung Berlins habe man bald den neuen unkirchlichen Zug der Zeit gespürt, schrieb der gute Kenner dieser Verhältnisse Walther Wendland. Freilich haben diese Dinge sich in großen Teilen Deutschlands damals ähnlich verhalten. Über Berlin aber hat Lessing 1769 in einem Brief an Friedrich Nicolai gemeint, es gäbe eine berühmte Berlinische Freiheit, nämlich die, „gegen die Religion soviel Sottisen (Flegelisen, Dummheiten) zu Markt zu bringen, als man will“<sup>18)</sup>. Waren solche Spötteleien bei Hofe üblich, so mehrte sich im Bürgertum die Zahl der Ungläubigen, der Freigeister. Viele Geistliche huldigten der Aufklärung, darunter der für Groß-Beeren und den Streit Geists mit seinem Prediger zuständige Propst Wilhelm Abraham Teller von St. Petri in Cölln. Viele vornehme Leute freilich gingen nur deshalb nicht in die Kirche, weil es der König ihnen so vormachte. Jeder konnte in der 1766 in Berlin erschienenen Vorrede Friedrichs zur Kirchengeschichte von Fleury die Ansicht des Landesherrn lesen, daß das Christentum dem höchsten Wesen, Gott, eine erbärmliche Rolle zuteile; trotz des Opfers des Gottessohnes bleibe die Welt so verderbt, wie sie vor Christi Ankunft gewesen sei<sup>19)</sup>. Christus ist für Friedrich „ein Jude aus der Hefe des Volkes, von zweifelhafter Herkunft, der in die Abgeschmacktheiten der alten hebräischen Weissagungen gute Morallehren flicht, dem man Wunder zuschreibt, und der am Ende zu schimpflichem Tode verurteilt wird.

Zwölf Schwärmer verbreiten seine Lehre vom Morgenland bis nach Italien, gewinnen die Geister durch die reine und heilige Moral, die sie predigen...“ und so fort<sup>20</sup>). Schon in seinem politischen Testament von 1752 hatte der König ganz allgemein über die Religionen geurteilt: „Geht man allen Religionen auf den Grund, so beruhen sie auf einem mehr oder minder widersinnigen System von Fabeln...“, „allein“, so fährt er später fort, „man muß auf die große Masse soweit Rücksicht nehmen, daß man ihre religiösen Gefühle nicht verletzt, einerlei, welchem Glauben sie angehören“<sup>21</sup>). In der furchtbaren Lage vor der Schlacht bei Hochkirch hat Friedrich zu seinem Vorleser Heinrich de Catt gesagt: „Um das Volk in Zaum zu halten, haben alle Gesetzgeber Götter und Gespräche mit Göttern ersonnen. Glauben Sie mir, wenn wir Angst haben, denken wir uns Teufel aus und glauben, der Himmel zürne: Furcht schuf die Götter, Kraft die Könige“<sup>22</sup>). So hielt de Catt die unerhörten Worte des Königs fest.

Auch solche gesprächsweisen Äußerungen sind nicht geheim geblieben; sie haben sich vielmehr sehr schnell herumgeprochen. Und es bleibt zweifelhaft, ob die Umgebung des Königs, die Umwelt sein Ringen mit diesen Fragen gesehen hat, ob sie überhaupt bemerkt hat, daß er das einermal die Existenz eines höchsten Wesens negierte, ein andermal von dessen Walten ausging. Umgebung und Umwelt haben wohl nur die Negierung, die Kritik gesehen. Und deshalb war die Wirkung so verhängnisvoll. Er, der sich selbst den „Papst der Lutheraner“ nannte und „Sittenreinheit und Versöhnlichkeit“ von den Predigern, die er ernannte, forderte, bejahte die christliche Vorstellung von Gott nicht. Toleranz war alles, wozu er sich zu bekennen vermochte, die er gegen jedermann wahrte und auch vom Priester gegen den Priester gewahrt sehen wollte. „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist“, hat der alte König gesagt<sup>23</sup>). Ein früheres Wort ist: „Gute mores ist das erste vor einen Dorfpriester, und wenn er den Bauern gefällt, so muß man sie nicht chicanieren“. Der Seelsorger hatte nach ihm vor allem, wenn nicht ausschließlich, die Aufgabe, die Gemeindemitglieder zu gutgesinnten Menschen zu bilden und ihnen mit eigenem gutem Wandel voranzugehen<sup>24</sup>).

Nach diesen Grundsätzen hat sich König Friedrich selbst auch verhalten und sich niemals in Glaubensdinge eingemischt. Daß diese königliche Toleranz wahrhaft königlicher Gesinnung ebenso sehr wie humanitären und staatspolitischen Erwägungen entsprang, hat nicht hindern können, daß üble Elemente gerade in den gesellschaftlich führenden Schichten nunmehr einen Freibrief zu schlechtem Betragen gegen die Kirche und ihre Diener zu haben glaubten. Diese Voraussetzungen muß man kennen, wenn man die Vorgänge im ländlichen Groß-Beeren verstehen will. Denn für die Entartung freiheitlicher Gesinnung und Haltung in schamlose Zügellosigkeit, dafür ist Geist von Beeren ein Beispiel.

Er fand bei Übernahme der Güter den vom Vater angestellten Magister Kortum als Geistlichen beider Orte vor. Kortum hatte schon seit 1752 dort amtiert und sich während dieser Zeit von 17 Jahren mit dem alten Herrn von Beeren gut vertragen. Kortum war verheiratet mit der Tochter eines Archidiakons an der Petrikirche in Cölln<sup>25</sup>). Kieser kennzeichnet ihn als eine leicht erregbare, temperamentvolle und allzu eigenmächtige Natur<sup>26</sup>). Es wird sich zeigen, daß dieses Urteil, soweit es absprechend ist, heute gemildert werden kann, daß positiv aber gesagt werden muß, daß dieser Pastor eine überaus lautere Persönlichkeit gewesen ist.

Es kann angenommen werden — belegen ließ es sich nicht — daß Kortum den jungen Beeren in der Christenlehre unterwiesen hat. Während aber der alte Marwitz-Friedersdorf in seinen Erinnerungen über die christliche Unterweisung durch den Pfarrer von Dolgelin schreibt, daß er es diesem Manne schuldig sei, sein ganzes Leben

lang einen festen Stab gehabt zu haben<sup>27</sup>, ist Hans Heinrich Arnold von Beeren wohl bereits in seinen Jungenjahren Religion und Pfarrer nur mit Spott begegnet. Was und wie er es auf der Universität getrieben hat, darüber wissen wir, wie gesagt, nichts. Und leider schweigen die Akten heute auch über den königlichen Referendar, der er ja nur ganz kurze Zeit gewesen sein kann. Sicher ist nur, daß der offene Krieg zwischen dem jugendlichen Patron und dem vom Vater übernommenen Geistlichen im Jahre 1771 ausgebrochen ist. Geist war damals 24 Jahre alt. Der Titel eines königlich preußischen Referendars hat ihn nicht gehindert, sich an den Geldern des Groß-Beerener Kirchenkastens zu vergreifen. 1783 schrieb darüber Kortum: „Ich stellte solches seiner Mutter vor, wie ich solches bei dem Consistorium melden müßte, wofür die Wiedererstattung nicht erfolgte. Sie (die Mutter) bat aber sehr, es nicht zu tun...“ Das ist nach den Akten zeitlich so ungefähr das erste Auftreten des jungen Beeren im Licht der rekonstruierenden Geschichte.

Man kann sich schwerlich erklären, was den damals höchstens zeitweilig in Geldverlegenheit befindlichen jungen von Beeren zu seinem Griff in den Kirchenkasten veranlaßt haben könnte, zumal dieser ja keine wirklich große Summe enthalten haben dürfte. Aber das merkwürdigste an Geist von Beeren bleibt auch weiterhin, daß sein Tun und Lassen mit dem Maßstab der Vernunft nicht gemessen werden kann. Sicher hat er oft unter der Einwirkung von Alkohol gehandelt und seine merkwürdigen Briefe geschrieben.

Schon bei der Lektüre der ersten in den Akten erhaltenen Epistel dieses Patrons an seinen Prediger ergreift einen Entsetzen, erhebt sich die Frage, ob er normal, ob er nur betrunken war, als er schrieb. Da belehrt er eingangs den Pfarrer<sup>28</sup>), er dürfe keinen der weiblichen Untertanen ohne seine, des Gutsherrn, Erlaubnis aufbieten, wie er das getan habe, und fährt dann scheinbar sinnlos fort: „Könnten auch dieselben (nämlich der Pfarrer) mit mir aus Erfahrung sagen, wie wohltschmeckend das Blut sei, was aus den Nägeln der Untertanen und zwar — was den Geschmack noch mehr erhöht — unter dem Schein der Gerechtigkeit gesauget wird.“ Es kann sein, daß sich diese Bemerkung auf die für den Heiratsconsens zu entrichtende Gebühr bezieht. Darauf folgt in dem Schreiben ein so obszöner Passus, daß er hier nur übergangen werden kann. Weiter aber heißt es im Hinblick auf eine gerade überstandene Krankheit des Pfarrers: „Mein Gebet für Ew. Wohl Ehrwürden Wiedergenesung ist erhört worden. Möglich ist es, daß es vermisch mit dem Ihrigen gekommen ist; wirklich aber glaube ich, daß Gott nicht hat zugeben wollen, daß die auf Ihren Abtritt schon fertige Leichenrede gehalten werden solle. Beide Gründe werden bewegend genug vor Ihnen (für Sie) sein, Gott und mir vor Ihre Erhaltung zu danken.“ Es folgen Äußerungen über die Natur des Teufels, die nicht zum Amüsement, sondern zur Kennzeichnung des Schreibers hier zum Teil Platz finden mögen. Es heißt dort: „Glauben Sie, was man vor kurzem mir hat versichern wollen, daß nämlich der Teufel eine Prediger-Hure sei“ — es folgen zotigste Ausführlichkeiten — „ein Skandalvogel, der dem Geistlichen auf der Kanzel zur Rechten, unser Herr Jesus aber zur Linken stünde. Ein Mörser, aus dem nur Postillen<sup>29</sup>) geworfen würden. Eine Petarde<sup>30</sup>), durch welche felsenharte Herzen leichter als diamantene Stadttore gesprengt werden“. Dann folgen weitere unlogische Dumm- und Albernheiten. Alsdann: „Gern will ich ihn, den Teufel, in seinen Würden lassen und ihn weniger als ein altes Weib fürchten, wenn er nur nicht schuld hat an der Verzögerung der Abnahme der Groß-Beerenschen Kirchenrechnung. Sollte er es aber in derselben wie mit Besen gekehrt finden, so bitte mir solches mit ehesten zu melden, damit nach dessen Vertreibung durch Beelzebub ich ihm in eine Herde Säue zu fahren erlauben kann.“

Ich bin des Herrn Predigers  
erbeugener Kirchenpatron  
v. Beeren.“

Auf allen im diesem Brief abgeladenen Unflat folgt also im Gewande eines nicht ganz so üblen, ja sogar ein wenig echten Humor verratenden Bildes eine sehr reale Forderung: Legen Sie mir baldmöglichst die Kirchenrechnung zur Abnahme vor!

Folgende Dinge haben viele Jahre hindurch den realen Anlaß für Streitigkeiten gegeben: Pfarrer Kortum verfuhr in den ersten Jahren des jungen Herrn recht säumig mit der Vorlage der Kirchenrechnung. Hatte und erhielt auch der Patron hier recht, so war das Recht in einer anderen schwerer wiegenden Sache auf seiten des Geistlichen: Die 1760 von den Russen abgebrannte Groß-Beerener Kirche sollte wiederaufgebaut werden. Da das nicht geschah, mußte Kortum in einem dafür hergerichteten kleinen Haus für 70 bis 80 Personen Gottesdienst abhalten. Das war natürlich eine Qual für den Hirten ebenso wie für die Gemeinde. Weiterhin legte es von Beeren darauf an, die geistlichen Einkünfte an allen Ecken und Enden zu schmälern. Davon wird noch eingehender die Rede sein. Auch sei er „ein solcher Verächter und Spötter der Religion, daß er seinen Leuten das Kirchengehen verbietet“.

Was die Pfarreinkünfte anbelangt, so können wohl die ständigen gravamina des Pfarrers über die Vorenthaltung dieser oder jener Bezüge, so z. B. einer Mahlzeit am herrschaftlichen Tische nach jeder Predigt in Klein-Beeren, auf den modernen Leser als kleinlich wirken. Doch waren sie es damals keineswegs. Setzten sie doch noch vielerorts bis in unsere Tage die Einkünfte der Geistlichen aus solchen vielen kleinen Einzeltiteln zusammen. Um deren Eingang mußte sich der arme Pfarrer selbst kümmern. Bekanntlich haben auch viele Landpastoren ihr Kirchenland selbst gepflügt. Sie mußten darauf achten, und wenn nötig, mahnen, daß die Stolgebühren für Taufen, Konfirmationen, Trauungen, Beerdigungen auch bezahlt wurden. Sie mußten das tun, um leben zu können. Diese Pflichten der Pfarrer in alter Zeit erscheinen uns heute kaum noch vereinbar mit der Würde des geistlichen Amtes. Die Zeitgenossen freilich haben da realer gedacht, und nur in Zeiten, wie sie hier beschrieben werden, in denen ohnehin alle religiösen Begriffe wankend wurden, in solchen Zeiten drohte in der Tat die Sorge um das tägliche Brot für den Pfarrer eine harte Pflicht zu werden. Denn Gebühren, die ein Geistlicher nicht einzog, erhielt mit Bestimmtheit auch sein Nachfolger nicht mehr. Es gehörte also zu den Berufspflichten eines Pfarrers, den Verfall der kirchlichen Gerechtsame zu verhindern.

Ein Hauptgravamen der Prediger war allenthalben der schlechte Zustand der Pfarrgebäude, die Vernachlässigung der Ausbesserungspflicht durch Patrone und Gemeinden. Das war in Groß-Beeren nicht schlimmer als anderwärts auch. Patron und Gemeinde antworteten hier wie dort auf die Beschwerden, der Pfarrer hätte kleine Schäden, die er selbst ausbessern müsse, nicht beachtet, und so seien aus kleinen Löchern im Strohdach große Schäden geworden. Doch hat auch dieser Streit kaum irgendwo so gehässige Formen angenommen wie in Groß-Beeren.

Jahr um Jahr kreuzten sich die Beschwerden des Pfarrers bei den Behörden mit denen des Patrons. Geist schrieb auch an die geistliche Behörde in seiner unverfroren dummen Weise. Wiederholt wurde er deshalb zurechtgewiesen, ja sogar mit Geldstrafe belegt. Sachlich war ihm jede Verleumdung recht. So denunzierte er 1775 dem Oberkonsistorium, Kortum weigere sich, den Sohn eines Leinewebers zu taufen, wenn der Weber nicht im voraus die Gebühr erlege, und schloß mit folgender ihm offenbar sehr witzig erscheinenden Bemerkung: „Da nun das Kind sehr schwächlich ist, und ohne Taufe nirgends anders als zum Teufel verfahren kann“, müsse er das anzeigen. Kortum antwortete, er habe das Kind getauft, aber dem Vater des Kindes Vorhaltungen gemacht, daß er mit dem Taufgelde für sein vor drei

Jahren getauftes älteres Kind noch immer im Rückstande sei. Eine Zahlung praenumerando habe er natürlich nicht verlangt. Man erinnere sich hierbei noch einmal daran, daß dem Pfarrer früher kein Rendant, bzw. kein Finanzamt die Eintreibung seiner Bezüge abnahm.

In Sachen der Kirchenrechnungslegung mußte, wie gesagt, Kortum nachgeben. Er hat damit gezaudert, weil er einem Patron, den er beim Raub am Kirchenvermögen ertappt hatte, keine Rechnung ablegen wollte. Überhaupt stieß er sich an der „satyrischen, ehrenrührigen“ Person eines Gutsherrn, wie er sich ausdrückte. Und, als dieser, vielleicht weil er doch selbst etwas Scham empfindend, die Rechnungslegung „coram justitiario“, vor dem Gutsjustitiar, verlangte, war das Kortum wieder nicht recht, weil die Kirche dafür an den Justitiar erhebliche Gebühren zahlen mußte. Der Pfarrer hat sich aber fügen müssen und jährlich Rechnung abgelegt. Wiederholt ist ihm dabei von der Gutsherrschaft der Vorwurf der Untreue von Kirchengeldern gemacht worden. Das hat sich jedoch stets als haltlos erwiesen.

Im Pfarrhaus war 1778 der Keller unter der Stube eingefallen. Das Strohdach war leck, der Winter stand vor der Tür. Das Getreide des Pächters in der Pfarrscheune wude naß, weil auch die Wirtschaftsgebäude im Verfall waren. Kortum bat um Versetzung, da er sein Amt in Groß-Beeren „unter Seufzen und Tränen“ führen müsse. Erst, als der Teltower Landreiter Pogge Anweisung erhielt, sich bei dem von Beeren und den beiden Gemeinden nach vorgängiger acht tägiger Ankündigung „solange einzulegen“, bis die Gebäude des Pfarrhofs repariert seien, haben die Beklagten sich bequemt. Tat der Patron nichts, so taten die Bauern natürlich auch nichts. Sie hätten ja sonst den Unwillen des Herren erregt. Aber Beerens schlechtes Beispiel machte auf die Dauer auch regelrecht Schule bei den Bauern. Und so wurde auch diesmal nur notdürftig geflickt. Der Zaun um den Pfarrgarten wurde nicht wiederhergestellt, obwohl die Dorf- und Gutsschweine die mühselig besorgten Beete des Gartens zerwühlten.

Kann man es Kortum verdenken, daß er sich schließlich weigerte, die Beerenschen Ahnenbilder in der Klein-Beerener Kirche aufzuhängen? Geist sagte, dies sei in Garnison und Domkirchen doch auch der Fall. In Wirklichkeit hatte aber der „spaßige“ Patron noch ganz andere Bilder in der Kirche aufhängen lassen. Er suche durch solche Bilder, schrieb Kortum, den Prediger aus dem Konzept zu bringen, habe sie aber wohlweislich bei der Kirchenvisitation durch den Propst Teller 1776 vorübergehend abnehmen lassen. „Seine Hochachtung gegen die Religion ist daraus zu erkennen“, berichtet Kortum, „daß er den 9. Sept. 1777, da ich Kommunion in Klein-Beeren hatte, während des Gottesdienstes vor der Kirche die Gemeinde mit der Flöte zu divertieren suchte, um ihre Gemüter zu zerstreuen“.

Der alte Pfarrer verzweifelte unter diesen Umständen fast. Er war ja in diesem Streit der ungleich schwächere Part. Propst Teller unterstrich in seinem Bericht von 1780 über den Beerenschen Streit „die Schwäche des einen Teils und die vielseitige Überlegenheit des anderen“. An einen so unchristlichen Patron wie Geist von Beeren hatte Martin Luther gewiß nicht gedacht, als er in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ diesen als die ordnende Macht auch gegenüber dem Klerus bezeichnete. Die Beerenschen Justitiare haben sich, wenn sie mit der Klärung einzelner Streitigkeiten beauftragt wurden, aus rationalen Erwägungen meist auf die Seite des Stärkeren, des Patrons geschlagen. Interessant ist aber, daß sie niemals lange bei Geist ausgehalten haben.

Auch vor dem ehrwürdigen Groß-Beerener Kirchenbuch hat der Streit nicht Halt gemacht. Justitiar Gotthold berichtete 1780 dem Oberkonsistorium, er habe dasselbe durchgesehen und kränkliche Eintragungen Kortums über den Patron und einzelne Gemeindeglieder darin gefunden. Kortum hatte seinem Kummer über den gottlosen Peiniger Luft gemacht. Gotthold hat daraufhin das



Kirchenbuch, um den Geistlichen vor Schaden zu bewahren, versiegelt an ihn zurückgesandt. Aber Geist hat sich des Buches bemächtigt, die Siegel erbrochen und nun seinerseits „unständige“, wie Gotthold schreibt, dem Prediger „injurieuse Anekdoten und witzige Einfälle darin notiert“. Diese Ergüsse Geists hat dann Propst Teller beseitigt, ehe sie noch weiteren Personen zu Gesicht gekommen sind.

1781 erfährt man dann zum ersten Male auch Näheres über das private Leben des Gutsherrn. Schon damals hat der noch unverheiratete Beeren mehr als 3 Kinder gehabt, die aber alle bereits verstorben waren. Über eins der Neugeborenen berichtete der Pfarrer: „Sein eigen uneheliches Kind hat 8 Tage gelebt, ohne zu melden (ohne, daß das Ereignis dem Pfarrer zur Eintragung in das Kirchenbuch gemeldet worden wäre), ob es schon in der Welt sei oder noch kommen solle. Die Hebamme hat ihm (Geist) versichert, es würde nicht lange leben; so hat er es dem demohnerachtet nicht wollen taufen lassen und bei dem letzten Atemzuge hat es die Person getauft, die bei der Geburt gegenwärtig gewesen. Es ist begraben, ohne etwas davon zu sagen oder zu entrichten.“ Das letztere bezieht sich wieder auf die Stolgebühren. Auf diesen abscheulichen Vorgang reagierte die Behörde nur, indem sie dem von Beeren befohl, den Namen des Kindes nebst dem Tag des Ablebens dem Prediger zur Eintragung in das Kirchenbuch anzuzeigen, die Gebühren zu entrichten, „übrigens aber Euch künftig der Veranstaltung dergleichen eigenmächtiger Beerdigung zu enthalten“. Zwei Jahre später erfährt man mehr. Die Mutter des Kindes war eines Teltower Zimmergesellen Tochter gewesen. Sie gebar dem Herren von Beeren 1783 abermals ein Kind, das von einem Geistlichen getauft wurde. Weil Geist aber Kortum haßte, ließ er die Taufe durch den Pfarrer von Giesensdorf vornehmen, in einem weiteren Falle durch den Teltower Geistlichen. Aktenmäßig läßt sich so die Geburt von 6 vorehelichen Kindern Beerens feststellen. Nach Kiesers Ermittlungen hat nur eins davon den Vater überlebt: Der Sohn Carl Friedrich Erdmann Beeren hat 1805 die Sperenberger Erbkrügerin geheiratet. Er wird in einem Brief des Drewitzer Amtmanns Kannegießer an den Generalmajor Grafen Leopold von Schwerin als „der größte Windbeutel erster Klasse“ bezeichnet. 1814 ist er gestorben<sup>27)</sup>.

Um für alle vorkommenden Fälle den gehäßten Kortum umgehen zu können, suchte Beeren mit Erfolg um ein „Dimissoriale auf alle vorkommenden actus ministeriales“ nach d. h., die Genehmigung Taufen, Konfirmationen usw. in seiner Familie auch außerhalb der Parochie Groß-Beeren vornehmen lassen zu dürfen. Kortum „ist und soll mir unausstehlich bleiben“, schrieb der Patron und soll zu seinen Domestiquen gesagt haben, er wolle seinem Priester solange mit Prozessen zusetzen, „bis er ein Bettler oder wahnwitzig würde, daß er ins Tollhaus müsse gebracht werden“. Das war kaum noch alttestamentarischer Haß, sondern war die Äußerung eines infantilen zurückgebliebenen Gehirns. 1781 nannte er den Pfarrer eine Geißel seiner Gemeinde, eine „Last, die man sich nur abschütteln kann, und eine Ruthe, mit der man beständig gestäupft wird“. Wenn es so gewesen wäre, so wäre es für den von Beeren sicherlich das richtige gewesen. Aber worüber beschwerte er sich diesmal? Einmal, schrieb er, predige Kortum zu lange, dann aber wieder zu kurz. Er zeigte dem Oberkonsistorium einen angeblich dem Pfarrer untergelauften Formfehler bei der Reicheung von Oblaten und Wein an. Hier findet sich nun ein Satz, den wiederzugeben man sich nicht versagen kann. Kennzeichnet er doch am besten die Verworfenheit dieses Edelmannes. Der religionsfeindliche Geist schreibt: „Soll der kleine Funke von Religion, welcher noch dem Bauernstande verblieben ist, auch in einem Gespötte ausarten? Soll denen Gutsbesitzern auch dieser Kapzaum entrissen werden, wodurch politisch Handelnde diese zügellose Art Menschen



Glückwunschkarte des „Geist von Beeren“  
von Friedr. Wilh. Gubitz  
(Original war in der Sammlung Zur Westen)

mehr als durch denen ledigen Gesetzen in Ordnung erhalten haben?“ Die Bauern sind ihm also eine zügellose Art Menschen. Die Religion aber, über die er, der sich dünkt, ein politisch Handelnder zu sein, nur lacht, ist gut als Zaum für sie. Ein Cappzaum ist nach dem Brockhaus von 1898 ein „Bändigungs- und Dressurmittel für Pferde“, ein Strafinstrument und dient zur Beherrschung mutwilliger und böser Tiere, wird aber auch zum Einfahren junger Pferde gebracht. Diese Zaum wirkte auf das Nasenbein. 100 Jahre vor dem Brockhaus hatte Krünitz erklärt: „Ein Zaum mit einem Nasenbände anstatt des Gebisses, um das Maul junger Pferde zu schonen“<sup>28)</sup>.

Aber, hatte nicht König Friedrich — es wurde ja schon zitiert — 1758 zu de Catt gesagt: „Um das Volk im Zaum zu halten, haben alle Gesetzgeber Götter und Gespräche mit Göttern ersonnen?“ Darf man es 1958 noch genug sein lassen damit zu sagen „quod licet Jovi, non licet bovi“? Kann man Geist von Beeren einen Schurken nennen, wenn sein König das Zitierte gesagt hat? Um darauf hinreichend zu antworten, müßte man den Philosophen von Sanssouci in der Vielfalt seiner Worte und sich widersprechenden Diskussionsäußerungen vorführen. Das ist hier nicht möglich. Soviel aber kann man sagen, daß Friedrich sein Leben lang nach Klarheit in diesen Dingen gerungen hat. Und wenn er auch viele Einzelheiten aus der Kirchengeschichte erbarmungslos geißelt hat, ja auch in der Wallung des Augenblicks dann und wann einmal das, was anderen heilig war, recht spöttisch abgetan hat — das ist vorgekommen — so ist doch auch von ihm das Wort von 1759 überliefert, das seine tiefste Erkenntnis umreißt: „Die Welt ist nicht das Werk des Zufalls. Dazu herrscht zuviel Ordnung. Ich kenne Gott nicht, aber ich verehere ihn täglich, wie billig“<sup>29)</sup>. Und zu dieser königlichen Grundhaltung, mag sie auch immer wieder scheinbar durch andere Äußerungen widerlegt werden, kam hinzu die Toleranz. Sie entsprang dem Adel der Gesinnung, war nicht allein ein Gebot der Staatsraison. Friedrich war zur Duldsamkeit gegen jeden, der sich ehrlich bemühte, bereit.

Das war Adel. Der Groß-Beerener Herr aber war nur der gesellschaftlichen Stellung nach ein Edelmann. Deshalb ist eine Berufung vor der Geschichte auf den König nicht angängig. Man wird lediglich feststellen, daß der König, den die Geschichte den Großen nennt, die Wirkung seiner Äußerungen auf haltlose Geister wie den von Beeren nicht in Rechnung gestellt hat. Kann das jedoch im Ernste das Bild von Friedrich beeinflussen?

Einen inneren Halt hatte der von Beeren nicht. Aber sein Gegner im Dorfe, der Prediger Kortum, war wohl ein Dickschädel und zuweilen etwas selbstherrlich, aber

doch vor allem ein besonders würdiger Diener Gottes. Bewahrenswert sind folgende Worte, die der alte Pfarrer zu seiner Rechtfertigung geschrieben hat: „Eifer und Treue habe ich stets vor Augen gehabt in meinem 29jährig geführten Lehramt bei dieser Gemeinde. Wie weit ich es gebracht, und ob ich die Absichten dessen, der mich gesandt hat, erreicht, würde wohl die größte Torheit sein zu behaupten. Soviel aber kann ich mit gutem Gewissen vor Gott und den Menschen behaupten, daß, wenn meine Gemeinde und ein Jeder insbesondere auf sein Gewissen befragt werden sollte, ob er was wider mich, ob ich anders lebte, als ich lehrte, ob ich mich der Welt gleichgestellt, oder einen ärgerlichen Wandel führte, wohl niemand auftreten würde, der solches behaupten würde oder könnte . . .“.

Kortum hatte sich nicht getäuscht. Als Geist 1781 angezeigt hatte, daß Kortum zu lange predige — ein andermal hatte er ihm zu kurz gepredigt — da zeigte sich das gute Ansehen des Hirten bei seiner Gemeinde. Geists Beschwerde besagte Folgendes: „Mein Prediger, der Kortum, muß sich vorgenommen haben, seine Gemeinden tot zu predigen“. Kürzlich seien Verschiedene während der Predigt für tot herausgetragen worden — der Gottesdienst fand ja, da die Kirche nicht wieder aufgebaut worden war, in der stickigen Tagelöhnerstube statt. Das konnte eben oft zur Qual für Pfarrer und Gemeinde werden. „Es sei nun diese Art Mordtat privilegiert, erlaubt oder nicht“, so schrieb Geist weiter, „so finde ich in allen Fällen auf diese Art doch die Einfalt zu hart bestraft. Ich selbst machte vor einiger Zeit den Versuch, ob es gar nicht möglich sei, die ganze Predigt hindurch auszuhalten. Ich überstand glücklich das exordium (den Anfang). Die Tractation bestand aus einer langen Reihe von Erzählungen und Märchens. Noch hielt ich aus. Als es aber der Text mit sich brachte, daß die Kavallerie aufsitzen mußte, und als er diese in Schwärmatte auf den Feind des menschlichen Geschlechts anführte“, da habe er, Geist, nicht mehr gekonnt und die Kirche verlassen.

Zugegeben, daß hier ein paar Sätze sind, die mit Recht den alten Fontane ergötzt hätten, wenn er sie gelesen hätte! Da sieht ganz ohne Zweifel ein Schalk hindurch. Aber dieser Schalk war gefährlich. Fuhr er doch in der Schrift an die geistliche Oberbehörde fort: „Noch bin ich etwas entfernt, zu behaupten, daß da, wo der Sitz seiner (des Pfarrers) Seele ist, sich etwas verrückt und verzogen und verdreht haben sollte“. Aber er könne nicht zugeben, daß ihm auf diese Art die Leute „unge-sund und zuschanden gepredigt würden“. Er fügte ein recht verschrobenes Protokoll der Kortumschen Predigt an und hoffte, das Konsistorium werde nach Kenntnissnahme dieses „Fasciculus Kraut und Rüben“ den Verhaßten seines Amtes entbinden.

Der durchaus nicht orthodoxe Propst Teller hat daraufhin im November 1781 den Gottesdienst in Groß-Beeren besucht und die Parochie gründlich visitiert. Er hat der Predigt beigewohnt und die Gemeinden nach ihrem Urteil über den Pfarrer befragt. Sie erklärten sich daraufhin mit Kortum zufriedenen, und es zeigte sich, daß er in hohem Ansehen stand. Der Prediger leide lediglich etwas an Gedächtnisschwäche und scheine jeweils aus der Fassung zu kommen, wenn der Patron während der Predigt ihm gegenüber Platz nehme, schreibt der Propst. Kortum wurde zudem ermahnt, an Sonntagen, wenn er in beiden Orten predige, den Gottesdienst am ersten Orte schon in aller Herrgottsfrühe zu beginnen, damit er am zweiten Orte dann nicht erst zu spät anfangen könnte. Im ganzen aber: Die Gemeinden hatten im Ernstfalle zum Prediger gestanden. Deshalb meinte Teller, Kortum sei durchaus auch fernerhin imstande, sein Amt zu versehen. Die Beschwerden des Gutsherren waren abgewiesen worden. Aber das hinderte ihn nicht, den Pfarrer auch weiterhin zu beleidigen, wo und wann er auch immer konnte.

Geist war im wahrsten Sinne des Wortes das, was man einen „üblen Patron“ nannte. Als er einem Kosäten den Hof nahm, und ihn zum Tagelöhner machte, hat Kortum dem 87jährigen Vater des Tagelöhners — der konnte seinen Vater ja nun nicht mehr ernähren — aus dem Kirchenvermögen monatliche Unterstützungen gezahlt. Der Pfarrer schreibt auch, daß Groß-Beeren von durchpassierenden Armen stets stark besucht sei. Es sei ein Grenztort, durch den die „Passage nach Sachsen und Böhmen“ ginge. Nicht nur blessierten und abgedankten Soldaten, deren im Friedensjahre 1782 oft 6 bis 7 an einem Tage kämen, sondern auch Abgebrannten, „in die türkischen und seeräuberischen Hände geratenen Slaven, zu Wasser und zu Lande Verunglückten, ohne die Berlinschen und Potsdamschen Bettelleute“, allen diesen müsse man kleine Gaben geben. Da der Patron nicht helfe, müsse das alles aus den Kircheneinnahmen oder des Pfarrers eigener Tasche kommen. Natürlich kam es bei diesen nur schwer kontrollierbaren Ausgaben bei der Rechnungslegung oft zu Auseinandersetzungen.

Die Zahl der Prozesse, die Geist geführt hat, beziehungsweise gegen ihn geführt worden sind, auch ihr Ausgang ist heute nicht mehr feststellbar. Bekannt ist aber, daß er in dem entscheidenden Prozeß unterlegen ist. Der Fiscal des Oberkonsistoriums der Churmark hat diesen Prozeß für die Großbeerener Kirche gegen den Gutsherrn vor dem Kammergericht geführt. Solche Prozesse haben neben der verschwenderischen Lebensweise je länger desto mehr das Beeren'sche Vermögen reduziert. Aber einen finanzschwachen Geistlichen konnte schon ein einziger Prozeß, selbst wenn er ihn gewann, in Geldnot bringen. Gerade das war ja der Kriegsplan des boshafte Gutsherrn. Das hat aber Kortum nicht angefochten. Und er erhielt in dem wichtigsten Verfahren in allen Punkten recht. Unterm 3. April 1783 hat das Kammergericht das Urteil verkündet, daß

1. Patron und Gemeinde Kirche und Kirchturm in Groß-Beeren wiederherzustellen hätten — sie lag nunmehr seit 23 Jahren wüst,
2. die Pfarrgebäude gründlich zu reparieren seien,
3. dem Pfarrer eine jährliche Entschädigung für die seit 1769 erfolgte Entziehung der Mahlzeit nach Predigten in Klein-Beeren zu zahlen sei,
4. Das Kirchhofsgehege in Klein-Beeren wiederherzustellen sei.

Der Patron hatte auch die Prozeßkosten zu tragen.

Es ist nun charakteristisch für den absoluten Staat in diesem Stadium, daß ein adliger Grundherr es wagen konnte, ein solches Urteil des höchsten Gerichts des Landes, wenn es sich um kirchliche Dinge handelte, zu ignorieren, zu hintertreiben. Geist hat das getan. Er baute keine Kirche und schikanierte unvermindert weiter.

Besonders eine solche Schikane fällt, weil nicht ganz unamüsant, aus dem Rahmen des Unerfreulichen heraus und soll hier erwähnt werden. Bei der mater Groß-Beeren gab es ein Legat von jährlich 6 Thalem, das ein Matthias von Beeren in einem früheren Jahrhundert testamentarisch für den Pfarrer ausgesetzt hatte, der dafür an 6 festgelegten Tagen Predigten zu halten hatte. Kortum hatte nun einmal, weil er erkrankt war, eine Predigt 3 Tage später gehalten, als festgesetzt. Daraufhin weigerte sich der von Beeren, die 6 Thaler zu zahlen. Als ihm das das Konsistorium verwies, schrieb er zurück, er solle lieber dem Pfarrer befehlen, sich künftig genau an die Bestimmungen des Testaments seines Ältervaters zu halten. Er glaube — vielleicht würde hier Fontane schmunzeln —, daß sich der Ältervater vorgenommen habe, die Predigten selbst anzuhören. „Er erscheint also an dem bestimmten Tage in der Kirche“, fabuliert Geist. „Kommt nun kein Prediger, so muß derselbe unerbauet wieder herausgehen. Nun hält der Kortum diese Predigt nach seiner strafbaren Gemächlichkeit an einem anderen Tage. Hiervon kann

er meinen Ältervater ohnmöglich vorher avertieren (benachrichtigen). Also ist und kann derselbe nicht zugegen sein. Hingefolglich bezahlen die Erben von dem Matthias von Beeren für ihn eine Predigt, die er nicht mit angehört hat und sie doch aus dem Grunde bezahlt. Dieses kann ohnmöglich rechtens sein . . .". Das Konsistorium hatte kein Ohr für solche Flausen und diktierte ihm wegen unanständiger Schreibart 5 Thaler Strafe zu.

Daß Kortum den Hauptprozeß vor dem Kammergericht gewonnen hatte, hat Beeren nicht verwunden. Auch die Freude über die finanzielle Not seines Gegners hat ihn nicht besänftigen können. Zudem meinte er, es ginge dem Pfarrer nur deshalb schlecht, weil er schlecht wirtschaftete. Aber „die Grundherrschaft schert sich viel um die liederliche Wirtschaft des Predigers, sondern sie erwartet dessen Tod“. Der neue Pfarrer soll dann die Witwe „vor die Sünden ihres Mannes büßen lassen“. Weiße abgrundtiefe Bosheit! Doch liegen diese Äußerungen nicht in Urschrift bei den Akten.

Da wurde mitten im Streit der eine der beiden Kontrahenten, der Pfarrer, abberufen. Kortum starb 1785 — vermutlich an den Folgen der dauernden Aufregungen.

Bei der Lektüre analoger Akten über andere Pfarreien muß man feststellen, daß während der Regierung Friedrichs des Großen Streit zwischen den Patronen und ihren Pastoren an der Tagesordnung gewesen ist. Oft mußte die Kirche den Rechtsweg beschreiten, weil Rechte und Bezüge abzubrockeln begannen. Der Lichterfelder Gutsherr, der bürgerliche Tuchgroßhändler Johann Christian Buder junior — sein Vater gehörte mit Splittgerber und Daum zu den Großhändlern mit Rußland — meinte 1755, daß die Pfarrer „heutzutage“ kein Recht mehr bekommen würden<sup>33</sup>). Auch er versuchte zeitweilig seine Untertanen am Kirchgang zu hindern. Geist hat das ja auch nur zeitweilig getan, denn längste Zeit hielt er es für zweckmäßig, seine Untertanen an der religiösen Kandare gehen zu lassen, wie wir aus seinen eigenen Worten entnommen hatten. Buder in Lichterfelde war harmlos gegenüber Geist von Beeren, kein Streithahn von Profession. An Niedrigkeit der Gesinnung aber war Geist wohl ziemlich konkurrenzlos.

Fontane hat nun auch noch Geists Häkeleien mit seinen Gutsnachbarn gestreift und die schon zu seiner Zeit verbrannte Korrespondenz mit denen von Hake im positiven Sinne gewertet. Es ist möglich, daß Geist auf die Kreise seiner eigenen Gesellschaftsschicht erheiternd gewirkt hat, da sie von ihm im Ernst nichts zu fürchten hatten. Für sie lagen die Dinge anders als für die gesellschaftlich Schwächeren.

Im Jahre 1804 hat Geist von Beeren seine Erbgüter verkauft. Leider war über diesen Abgang aus seiner Herrschaft nichts Genaueres festzustellen. Aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß es mehr eine Flucht als ein Abgang gewesen ist. Die üblen Ereignisse der Jahre 1802/03 haben das Faß zum Überlaufen gebracht. Es war bereits die Rede von den zahlreichen Feuersbrünsten, die in diesen Jahren die Beeren-Dörfer heimgesucht haben. Eine gerichtliche Untersuchung hat die Brandstifter nicht ermittelt. Doch verstummte das Gerücht nicht, daß die Brandstifter im Gutshause zu finden seien, zumal Geist die Kosten der Untersuchung tragen mußte<sup>34</sup>). Ruhm- und ehrlos verließ dieser letzte Sproß eines alten Lokatorenengeschlechts die von seinen Vorfahren erschlossene Erde. Er hatte über seine Untertanen nicht wie ein Vater geherrscht. Der neue Gutsherr, Ritterschaftsrat von Bandemer-Diedersdorf, hat sich zu einer Rentenzahlung verpflichtet, von der Geist in Berlin leben wollte. Da der aber seinen bisherigen Aufwand auch in Berlin fortsetzte und weiterhin seiner kostspieligen Prozeßleidenschaft frönte, obwohl seine Renten in der Franzosenzeit nur

unregelmäßig eingingen, verschlechterten sich seine Verhältnisse zusehends. Um dem abzuweichen, trat der 60jährige 1807 in den Stand der Ehe mit einer wohlhabenden 20jährigen Witwe<sup>35</sup>). Daß die geborene Eisenberg vermögend gewesen sein muß, ergibt sich aus der Tatsache, daß sie nach Geists Tode Groß- und Klein-Beeren zurückkaufen konnte. Eine aus dieser Ehe hervorgegangene Tochter ist früh gestorben. Daß die junge Frau an ihrem ewig prozessierenden alten Gemahl viel Freude gehabt habe, wird man nicht annehmen können. Denn auch im Alter ist er keineswegs weiser und edler geworden. Noch im Jahre 1810 mußte sich Herr von Beeren die Unanständigkeit einer Eingabe, gemeinen Witz, an dem nur der Verfasser Vergnügen finden könne, beschneigen lassen<sup>36</sup>). Noch ein Jahr vor seinem Tode, 1811, hat er, der sich schon gern früher als „politisch Handelnden“ bezeichnet hatte, sich in die Politik eingemischt und einen „Vorschlag zur Errettung des preussischen Staates von dem ihm bevorstehenden Generalkonkurs“ beim Ministerium eingereicht. Kieser hat dieses heute leider auch verlorengegangene Memorandum noch gelesen und ist zu dem Urteil gekommen, daß es nichts als schwülstige Phrase und niederträchtige Ironie sei<sup>38</sup>).

Es bleibt immer verwunderlich, daß sich die Gesellschaft des ancien regime nicht von einem solchen minderwertigen Glied hat trennen können. Es charakterisiert sie doch, daß der Tradition folgend dieser Herr von Groß- und Klein-Beeren auch noch zum Deputierten des Teltowschen Kreises gemacht worden ist. An den Untertanen in den Dörfern ist natürlich die Ara Geists von Beeren nicht ohne Folgen vorübergegangen. Eine nähere Untersuchung darüber kann freilich zur Zeit nicht angestellt werden.

Das Erkenntnis des Kammergerichts von 1783 ist niemals ausgeführt worden. Nach der Schlacht von Groß-Beeren hat der Berliner Magistrat zum Gedächtnis an die Errettung Berlins durch die Schlacht eine jährliche Kollekte in den magistratseigenen Kirchen der Hauptstadt für den Kirchenbau in Groß-Beeren angeordnet. Das dabei einkommende Geld aber genützte nicht. Deshalb hat Friedrich Wilhelm III. 1817 die noch fehlende Summe beigesteuert und die Kirche nicht als einfache Dorfkirche, sondern als Gedächtniskirche an die Schlacht ausbauen lassen. Schinkels Entwurf fand dabei nicht den Allerhöchsten Beifall. Auf des Königs Wunsch hat er die Kreuzform zugrunde legen und die vielen Türmchen anbringen müssen. Infolge dieser veränderten Gestalt wurden bald Reparaturen notwendig. Da sahen die Groß-Beerener und ihr Gutsbesitzer Briesen die Gelegenheit gekommen, sich aller Reparaturverpflichtungen zu entledigen<sup>39</sup>). Der entschundene Geist feierte Auferstehung. Sie beteuerten ihre Armut und lobten das bisherige Bethaus, jene armelige Kate als völlig hinreichend für ihre kirchlichen Bedürfnisse. Das Kammergerichtsurteil von 1783, das den Wiederaufbau der Kirche verfügt hatte, sei unwesentlich, meinte Herr Briesen, da die Kirche ja doch 1813 wieder zerstört worden wäre, wenn man sie vorher wiederaufgebaut hätte. Bis 1848 zog sich dieser Prozeß hin: Damals verurteilte das Geheime Obertribunal Patron und Gemeinde zu einer Beteiligung an den Reparaturkosten. Nachwehen dieser Groß-Beerener Tragödie aber haben sogar noch bis 1870 angedauert<sup>40</sup>).

Abschließend wird man sagen: Die Legende von Geist von Beeren ist recht freundlich mit seiner Person umgegangen. Prägt sich darin die Gutmütigkeit des märkischen Volkscharakters aus? Sicherlich ist das so. Aber vergessen darf man doch nicht, daß es den weiland gesellschaftlich herrschenden Kreisen opportun war, wenn die Dinge mit Fontanes Augen gesehen wurden. Der Fontanesche Geist von Beeren ist unterhaltend. Aber daneben sollte man sich ernsthaft vergegenwärtigen, wie der geschichtliche Geist gewesen ist. Man muß das um so mehr tun, wenn man sich heutzutage gezwungen sieht, gegen bewußt weltanschaulich ausgerichtete Geschichtsschreibung Front zu machen.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Riedel: Codex diplomaticus Brandenburg. D I 96. — <sup>2)</sup> Vater: Karl Ludwig Ernst von B. Mutter: Ottonita Rudolfine von Otterstedt. Vgl. Gothaisches genealog. Taschenbuch der uradligen Häuser. Gotha 1909, S. 65 ff. — <sup>3)</sup> das. S. 66. — <sup>4)</sup> Heintze-Cascorbi: Die deutschen Familiennamen. Halle/Berlin 1933, S. 212 und 213. — <sup>5)</sup> Ernst Friedländer: Ältere Universitätsmatrikeln I. Universität Frankfurt a. O. 2. Bd. Lpzg. 1888. Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven 36. Bd. S. 421. — <sup>6)</sup> Zuletzt Hermann Kügler: Die Sagen vom Grafen von Hacke und von Hackes Überfall auf Tetzl. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. 43. Jg. 1926. S. 84 ff. — <sup>7)</sup> Heinrich Berghaus: Landbuch der Mark Brandenburg. 3. Bd. Brandenburg 1856. S. 645. — <sup>8)</sup> Vgl. Robert Daenicke: Paul Gerhardts Berufung nach Lübben und seine dortige Amtszeit. Niederlausitzer Mitteilungen. XXII. Bd. 1934, S. 244—271. — <sup>9)</sup> Richard Kieser: Geist von Beeren, ein Original aus alter Zeit. Ergänzungen zu Fontanes Skizze in den „Wanderungen“. Band Spreeland. Teltower Kreiskalender 1935. S. 55—59. — d. ers.: Geist von Beeren, ein Original aus alter Zeit. Heimat und Ferne. Beilage zum Teltower Kreisblatt 1935, Nr. 1. — d. ers.: Die von Beeren. Beiträge zur Geschichte von Kiebusch, Groß- und Klein-Beeren, Waltersdorf usw. das. 1938, Nr. 6. — <sup>10)</sup> Hauptarchiv (ehemals Preuß. Geheims. Staatsarchiv in Berlin-Dahlem): Pr. Br. Rep. 2 II no 1473 und 1474. Acta des Ober-Consistorii betr. die Wiederherstellung der Kirche und der Pfarrgebäude zu Groß-Beeren und die deshalb zwischen dem Patron und Prediger entstandenen Beschwerden. Vol. I: 1774—1782. Vol. II: 1782—1791. — <sup>11)</sup> Otto Hintze: Zur Agrarpolitik Friedrichs des Großen. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Bd. 10 (1898) S. 292. — <sup>12)</sup> Vgl. Kieser im Teltower Kreiskalender 1935, S. 57. — <sup>13)</sup> Johann Georg Krünitz: Ökonomisch-technologische Encyclopädie. 84. Teil. Berlin 1801. S. 5. — <sup>14)</sup> s. Anm. 12. — <sup>15)</sup> das. S. 58 f. — <sup>16)</sup> Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Herausgeg. von Friedrich Meusel. 1. Bd.: Lebensbeschreibung. Berlin 1908. S. 42. — <sup>17)</sup> Walter

Wendland: Die praktische Wirksamkeit Berliner Geistlicher im Zeitalter der Aufklärung. Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte 9. und 10. Jg. 1913. S. 321. — <sup>18)</sup> Karl A. Ner: Friedrich Nicolai als Zeuge des kirchlichen Lebens in Berlin zur Zeit der Aufklärung. Dasselbst S. 244. Brief Lessings an Nicolai vom 25. August 1769. — <sup>19)</sup> Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen. Herausgeg. von Gustav Berthold Volz. 2. Bd. Neue Ausg. (o. J.). S. 106. — <sup>20)</sup> das. S. 98. — <sup>21)</sup> das. S. 121 — <sup>22)</sup> Gespräche Friedrichs des Großen Herausgeg. von Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Gustav Berthold Volz. Berlin 1919. S. 85. — <sup>23)</sup> Reinhold Koser; König Friedrich der Große. 2. Bd. 1. u. 2. Aufl. Stuttg. u. Bln. 1903, S. 556. — <sup>24)</sup> das. S. 555. — <sup>25)</sup> Evangelisches Pfarrerbuch für die Mark Brandenburg II, 1 (Bln. 1941). S. 440. — <sup>26)</sup> Telt. Kreiskal. 1935, S. 56. — <sup>27)</sup> a. a. O. S. 48. — <sup>28)</sup> 3. Nov. 1774. — <sup>29)</sup> Predigtsammlungen. — <sup>30)</sup> Sprengstück zum Aufbrechen von Festungstoren. — <sup>31)</sup> Brockhaus' Conversationslexikon. 14. Aufl. 10. Bd. (1898), S. 124. — Krünitz (s. Anm. 15), 34. Teil (Bln. 1785), S. 611. — <sup>32)</sup> Gespräche, S. 94. — <sup>33)</sup> Hauptarchiv (ehem. Preuß. Geheimes Staatsarchiv) Pr. Br. Rep. 2 II no. 2616. — Über die Kaufmannsfamilie Buder vgl. Hugo Rachel und Paul Wallich: Berliner Großkaufleute und Kapitalisten. Bd. 2 Berlin 1938. S. 180 und 228 ff. — <sup>34)</sup> Telt. Kreiskal. 1935, S. 58. — <sup>35)</sup> Henriette Friederike Albertine Dorothea verwitwete von Seist, geb. Eisenberg (s. Anm. 2). — <sup>36)</sup> Kieser in Heimat und Ferne 1935 (s. o. Anm. 9). — <sup>37)</sup> Brief vom 18. III. 1809 im Besitz des Herrn Kurt Pomplun, der ihn mir freundlicherweise zur Kenntnis brachte. — <sup>38)</sup> S. Anm. 36. — <sup>39)</sup> Für diese Vorgänge vgl. Hauptarchiv Pr.Br.Rep. 2 II no. 847: Acta betr. die Kirchen- und Schulvisitation in der Parochie Groß-Beeren. 1826 ff. — Für den Bau der heutigen Groß-Beerener Kirche vgl. im übrigen Kunstdenkmäler des Kreises Teltow. Bln. 1941. S. 85 und 254 f. und die dort zitierte Literatur. — Für frdl. Hilfe danke ich hier Herrn Kurt Pomplun. — <sup>40)</sup> Näheres s. bei A. Parisius: Die Kirche von Groß-Beeren. Brandenburgia Monatsblatt, VI. Jg. (1897) S. 81—91.

## Erinnerungen an Theodor Storm von Theodor Fontane

Ein nicht vollendeter Nekrolog,  
mitgeteilt von Hermann Fricke

(mit 3 Abb. im Text)

„Berlinertum gegen Husumerei!“ Dieses oder ein ähnliches Schlagwort könnte über den Abschnitt gesetzt werden, den Theodor Fontane in seinen Lebenserinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig“ seinen Beziehungen zu Storm gewidmet hat. „Wir waren zu verschieden. Er war für den Husumer Deich, ich war für die Londonbrücke; sein Ideal war die schleswigsche Heide mit den roten Erika-büschen, mein Ideal war die Heide vom Culloden mit den Gräbern der Camerons und Mac Intosh ... Aber was unserer Intimität und zwar viel, viel mehr als das verschiedene Maß unseres Interesses an künstlerischen Dingen im Wege stand, das war das, daß wir auch den Dingen des alltäglichen Lebens gegenüber gar so verschieden empfanden. Um es kurz zu machen, er hielt mich und meine Betrachtung der Dinge für „frivol.“ Die Zuspitzung, mit der Fontane seine Beziehungen zu Storm zu deuten versuchte, hat der Schrifttumsforschung von je allerlei Kopfzerbrechen gemacht. Denn von außen gesehen, erscheint die Zuspitzung und Schärfe in Fontanes Darstellung unberechtigt und unverständlich, vor allem im Hinblick auf die Aufrechterhaltung jahrzehntelanger persönlicher und brieflicher Beziehungen bis hin zu Storms Tod am 4. Juli 1888. Die Hauptdaten seien kurz aufgezählt:

Sommer 1850: erste Bekanntschaft Fontanes mit Storms Dichtung.

2. Weihnachtstag 1852: Erste persönliche Begegnung beider Dichter im Hause Franz Kuglers. Friedrich Eggers und Fontane führen darnach Storm in den literarischen Verein „Tunnel über der Spree“ ein.

März 1853: Fontane fordert Storm zur Mitarbeit an dem belletristischen Jahrbuch „Argo“ auf. Beginn des Briefwechsels.

September 1853: Zweimaliger Besuch Storms in Berlin zur Vorbereitung seiner Umsiedlung von Husum nach Potsdam. Storm wohnt bei Kugler. Am 14. September bereiten Fontane und Kugler für Storm eine liebenswürdige Geburtstagsfeier.

November 1853: Übersiedelung Storms nach Potsdam als Assessor an das Kreisgericht, von wo Storm im Herbst 1856 nach Heiligenstadt im Eichsfeld versetzt wurde und 1864 in seine Heimat zurückkehrte. Vielfältiger persönlicher Verkehr in den Familien der literarischen Vereinigung „Rütli“ in Berlin und bei Storm in Potsdam, bis

7. September 1855: Fontanes Übersiedelung nach London.

1. Januar 1856: Storm weilt am Neujahrstag bei Kuglers und trifft Emilie Fontane.

1862: Kurzer Besuch Storms in Berlin.

15. Februar 1864: Storm als Gast bei Ludwig Pietsch in Berlin.

28. September 1864: Besuch Fontanes bei Storm in Husum.

Frühsommer 1884: Storms letzter Besuch in Berlin. Letzte Begegnung zwischen Storm und Fontane. „Es war überhaupt so etwas wie Erinnerung auf Ruinen.“ (Storm). Er wohnte einige Wochen bei Alexander von Wussow, dem früheren Landrat von Heiligenstadt, und erneuerte alte Freundschaften mit Pietsch, Menzel, Zöllner, Delius, Mommsen, Paulsen und den Männern des „Rütli“. Auf Heibergs Anregung gab das literarische Berlin Storm zu Ehren ein Festmahl.

In Ergänzung seien noch die Publikationen der beiden Dichter über einander verzeichnet:

- 1853: Fontane über Storm in: „Lyrische und epische Poesie seit 1848“ in den „Deutschen Annalen“, hrg. von K. Biedermann.
17. Juni 1853: Aufsatz Fontanes „Theodor Storm“ in Nr. 138 der „Preussischen Zeitung“, Berlin.
14. September 1853: Fontanes Gedicht „An Theodor Storm“ zu Storms 36. Geburtstag.
18. Oktober 1855: Aufsatz von Storm „Theodor Fontane“ in Nr. 21 des 2. Jg. des von Paul Heyse redigierten „Literaturblatts“ zu dem von Friedrich Eggers herausgegebenem „Kunstblatt“.
- Sommer 1857: Fontanes Gedicht „An Storm“  
O Heil'genstadt, beschütz' den Mann,  
Daß er noch vieles dichten kann!
30. Dezember 1869: Geburtstagsgrüße Storms „Botschaft aus dem Norden an Noel“ (= Fontane).
14. Januar 1877: Besprechung Fontanes über Storms „Sämtliche Werke“, Bd. 7—10 in der Vossischen Zeitung, Berlin.

Den Nekrolog auf Storm in der Vossischen Zeitung schrieb Ludwig Pietsch. Er erschien in den Ausgaben vom 8., 10. und 13. Juli 1888, wurde jedoch wegen der gerade in das erregendste Stadium getretenen Ärzteschelte über den Tod Kaiser Friedrichs kaum beachtet. Das veranlaßte Fontane, an die Abfassung eigener „Erinnerungen an Theodor Storm“ zu gehen. Er holte dazu die in seinem Besitz befindlichen Stormbriefe hervor, des weiteren ältere Niederschriften von Stormerinnerungen, vermutlich aus dem Beginn der achtziger Jahre, als er zum Scherenbergbuch noch zwei weitere Publikationen über das literarische Berlin plante, und schließlich eine Anzahl Blätter mit kritischen Bemerkungen zu Storms Werken aus den Jahren 1873 bis 1883. Aus letzteren kann man vielleicht schließen, daß Fontane bereits plante, zum 70. Geburtstag Storms am 14. September 1887 einen Aufsatz zu veröffentlichen, alle Entwürfe jedoch wieder reponierte, im Juli 1888 erneut hervorholte und eine Streifenbandmappe anlegte mit der Aufschrift:

Theodor Storm.

† 4. Juli 1888.

Aber auch diese Erinnerungen als Nekrolog blieben unvollendet und verschwanden wieder in die Manuskriptmappen, bis sie Fontane letztmalig hervorholte, um Wesentliches aus dem Nekrolog in sein 1896 abgeschlossenes Erinnerungsbuch „Von Zwanzig bis Dreißig“ herüberzunehmen. Die Niederschriften befinden sich zum Teil auf Rückseiten zu den „Wanderungen“ („Die Hertefeldts“ bzw. „Kleinmachnow“) und zum Roman „Irrungen, Wirrungen“. Sie seien hier zunächst in der vorgefundnen Reihenfolge, unter Bezeichnung der verschiedenen Manuskriptschichten wiedergegeben.

*Streichungen Fontanes in [ ]*

*Manuskript 2 (Rückseiten unbeschrieben)*

## Erinnerungen an Theodor Storm

Von Th. Fontane

### I.

#### Einleitung

#### Sein Besuch in Berlin

Die Argo-Correspondenz von März bis Dezember 53

Meine persönliche Bekanntschaft mit Storm geht bis auf den Winter 52 auf 53, meine literarische Bekanntschaft mit ihm aber bis auf den Sommer 50 zurück. Der Augenblick, wo mir das „Oktoberlied“, das seine Gedichtsammlung *einleitet*, zum ersten Male vorgelesen wurde, steht noch in aller Deutlichkeit vor meiner Seele. Heyse, damals 20jährig, wohnte bei seinen Eltern in einem Hinterhause der Behrenstraße, nach modernen Vorstel-

lungen wenig elegant, aber doch vornehm, unter sich (wenn auch nicht unmittelbar; eine Etage lag noch dazwischen) einen Pferdestall, aus dem das Wiehern und Stampfen heraufklang und zu zahllosen Scherzen über den Pegasuschlag da unten und die hier oben sprudelnde Hippokrene führte. Hier sprach die Freundschaft flüchtig vor. Anfang Juli (gleich nach der Schlacht bei Idstedt<sup>1</sup>) stieg ich die dunkle, ziemlich ausgetretene Treppe hinauf, um oben Abschied zu nehmen, denn ich wollte nach Schleswig-Holstein und in irgend ein Freicorps [schleswig-holsteinisches Bataillon] eintreten. Oben fand ich Heyse. „Du willst nach Schleswig-Holstein und das hier[, was Du hier vor mir liegen siehst,] kommt aus Schleswig-Holstein“ und dabei wies er auf ein Manuskript, das an Alexander Duncker geschickt, von diesem an Heyse gegeben war, um darüber sein Urtheil abzugeben. Titel: Sommergeschichten. Verfasser: Theodor Storm.<sup>2</sup> Heyse hatte sich schon hineingelesen und war entzückt. Er las mir die ersten Sachen vor und ich säumte nicht, sein Entzücken zu teilen. Weihnachten erschien das Buch und in dem ganzen Freundeskreise war keiner, der nicht an dem Entzücken teilgenommen hätte. Wir waren wohl die erste kleine Stormgemeinde, denn der Beifall, den der Dichter bis dahin in seiner Heimath gefunden hatte, war doch nur mäßig gewesen. Wann wär' es je anders gewesen.

Ob wir uns damals schon in Verbindung mit ihm setzten, weiß ich nicht mehr, es ist aber wahrscheinlich, weil es neben anderem [abgesehen von Storms dichterischem Eindruck,] auch die Zeit der wiederauflebenden plattdeutschen Dichtung war, die sofort zwischen Mecklenburg und Schleswig-Holstein eine literarische Verbindung schuf und Friedrich Eggers,<sup>3</sup> der in Verbindung mit Klaus Groth stand, wahrscheinlich auch bestimmte, Storm mit heranzuziehen. Aber wie dem auch sein möge, als Storm im Winter 52 auf 53 nach Berlin kam, ward er bei Eggers eingeführt (Heyse war in Italien) und eh eine Woche um war, sah er sich in den Theil des damaligen Berliner Literaturlebens eingeführt, drin sich in größeren und kleineren Kreisen unter verschiedenen Namen versammelten: Tunnel, Rütli, Ellora. Storm blieb zwei, drei Monate, fand Gelegenheit Altes und Neues vorzulesen, wurde angeschwärmt und empfang, trotz seiner sehr antiberlinischen Gesinnung, so angenehme Eindrücke, daß er nach seiner Rückkehr nach Husum an mich schreiben konnte:

Nun die Lob-Stelle.<sup>4</sup> Aber auch alles über Adel etc. etc.

Was Storm damals nach Berlin geführt hatte, war in erster Reihe nichts Literarisches gewesen, nicht der Wunsch sich seinem Verleger und seinem Anhang vorzustellen, sondern etwas Politisches. Ihm fing der Boden in dem wieder dänisch gewordenen Husum an etwas zu heiß zu werden und seine Bestrebungen waren darauf gerichtet den heimischen Justizdienst zu quittieren und in den preussischen Justizdienst überzutreten. Allerseits — weil das ganze Land, man wird dies sagen dürfen, ein schlechtes Gewissen hatte — war man ihm freundlich entgegengekommen, [weil man soweit wie möglich im Einzelnen gut machen wollte, was man im Ganzen dem Lande getan hatte] und hatte das Versprechen gegeben, ihn in den preussischen Dienst herüberzunehmen. Über Näheres werde er seinerzeit benachrichtigt werden. Mit dieser Zusage war er in seine Heimath zurückgekehrt und erwartete hier jeden Tag Ordre, sich nach Stralsund, Greifswald oder Rügen zu begeben, denn auf Neu-Vorpommern, wo noch das Allgemeine Recht galt, machte er sich Rechnung und freute sich auch darauf. Es kam aber anders, zunächst einmal, daß es nicht schnell ging sondern sehr langsam, was natürlich auf Storms Seite zu Mißbehagen und Ungeduld führte.

Wir Berliner Freunde würden von dieser seiner Stimmung schwerlich etwas erfahren haben, wenn nicht ein damals von unserem Freundeskreise geplantes literarisches Unternehmen, bei dem wir uns in erster Reihe

unseres Lieblings Storm versichern wollten, Veranlassung zu einer sehr lebhaften Correspondenz mit ihm gegeben hätte, welche sorgfältig von mir aufbewahrte Correspondenz.] Diese Correspondenz [was er damals geschrieben hat,] ist in meinen Händen und wiewohl sich diese Correspondenz später freilich sehr lückenhaft bis an sein Lebensende fortgesetzt hat, so bilden doch diese dem Jahre 53 angehörigen Briefe mit das Beste von all dem, was ich durch ein langes Leben hin an Briefen von ihm empfangen habe. Diese Briefe reichen vom März bis Dezember, um welche Zeit sich endlich alles geregelt hatte, so daß seine Übersiedlung von Husum bezw. Altona her (wo er sich 2 Monate lang besuchsweise aufhielt) nach Berlin-Potsdam erfolgen konnte.

Aus dieser Correspondenz gebe ich hier ein paar charakteristische Stellen.

*Besonderer Umschlag aus Vossischer Zeitung vom 12. Juli 1888:*

Nachdem nun die Briefe mitgetheilt sind, kommen drei Sternchen und ich thue nun einen Rückblick. Ferner Tunnel Ellora. Auch im Rütli kl. Opposition.

Aber das schloß nicht aus (so muß der Übergang sein), daß er gesellschaftlich ein Liebling war, die jungen Frauen standen alle auf seiner Seite, auch die, die es bestritten. Das zeigte sich in Form ziemlich zahlreicher Gesellschaften bei Kuglers und K.R. v. Merckel,<sup>5)</sup> aus denen ich hier Einiges mittheilen möchte.

*Manuskript 1. (Rückseiten unbeschrieben):*

[Erinnerungen  
an Theodor Storm  
aus der Zeit von 1852—55.  
Von Th. F.

1. Neues Manuskript. Die Scene bei Heyse in der Behrenstraße.

2. Das war 50. Zwei Jahre später folgte die persönliche Bekanntschaft. Er suchte Eggers auf. Durch Eggers in den Tunnel und das Kuglersche Haus. An beiden Orten lernte ich ihn kennen.] Hier erhielt er den Namen Tannhäuser. Ich kann mich nicht entsinnen, daß er im Tunnel zu seinem Rechte kam. Daß der Tunnel daran schuld gewesen wäre, läßt sich nicht sagen, denn es waren Leute genug da, die vollkommen im Stande waren Storm zu würdigen und ihn auch thatsächlich an anderem Orte würdigten.<sup>6)</sup> Aber sonderbarer Weise gerade im Tunnel nicht. *Am Rand:* [Lucae mit aufzählen.] Es hängt wohl damit zusammen, daß eine feinste Sorte der Lyrik wie sie Storm vertrat (die nachgothische Zeit hat keine feinere gesehn; selbst Möricke bleibt hinter ihm zurück) in einem großen rauchgeschwärmten Lokal mit Kellnern, Kaffee und Sodafaschen wenig am Platze war. Und ist erst das allgemeine Fühlen nicht günstig, so werden auch die davon beeinflusst, die Liebe und Verständnis mitbringen und sonst (an anderem Ort) vielleicht hingerissen werden. Das Lokal, weil zum Theil die Stimmung überhaupt, ist sehr wichtig. Und das Lokal war ungünstig.

Es kam aber noch ein anderes hinzu: mit dem was nicht lyrisch war, hatte Storm geradezu Mißerfolge. Irgendwer hatte eine Ballade vorgelesen, deren Stoff „Geschwister-Liebe“ war, natürlich mit tragischem Ausgang.<sup>7)</sup> Das Gedicht gefiel nur mäßig und man stritt über die Zulässigkeit des Stoffs. Die meisten wollten nichts davon wissen. „Es liegt nicht am Stoff“ sagte Storm „man muß es nur anders machen“. Das Ende war, daß man in ihm drang nun es seinerseits zu versuchen. Er that's auch und schrieb: „Geschwisterblut“ erlebte aber ein halbes Fiasko. Und mit Recht. Er war überhaupt kein „Ballader“ und dies war nun ganz verfehlt und durch eine hervortretende Lusternheit geradezu unangenehm. Kurzum er hatte kein Glück im Tunnel und fand nicht das Maß von Anerkennung worauf sein Talent so vollen Anspruch hatte.

[Desto größer waren seine Erfolge in einer Abzweigung des Tunnels, die sich der Rütli nannte. W. v. Merckel, ein Schwager Heinr. v. Mühlens hatte die Statuten entworfen. Samstagliche Kaffeegesellschaft. Mitglieder: W. v. Merckel, B. v. Lepel, Hugo v. Blomberg, Franz Kugler, Friedrich Eggers, Paul Heyse, Wilh. Lübke, Assessor Zöllner, Schulrath Bormann, Storm, ich.<sup>8)</sup> Später traten Aug. v. Heyden, Prof. Lazarus, Karl Eggers hinzu. Das war alles viel später. Damals waren es die elf Erstgenannten. Man darf sagen, diese bildeten die erste Stormgemeinde. Heyse (sonst sehr kritisch), Lübke, Zöllner und ich waren wohl die begeistertsten, etwas nüchterner waren Eggers, Blomberg, Merckel und Kugler.]

*Ersetzt durch:*

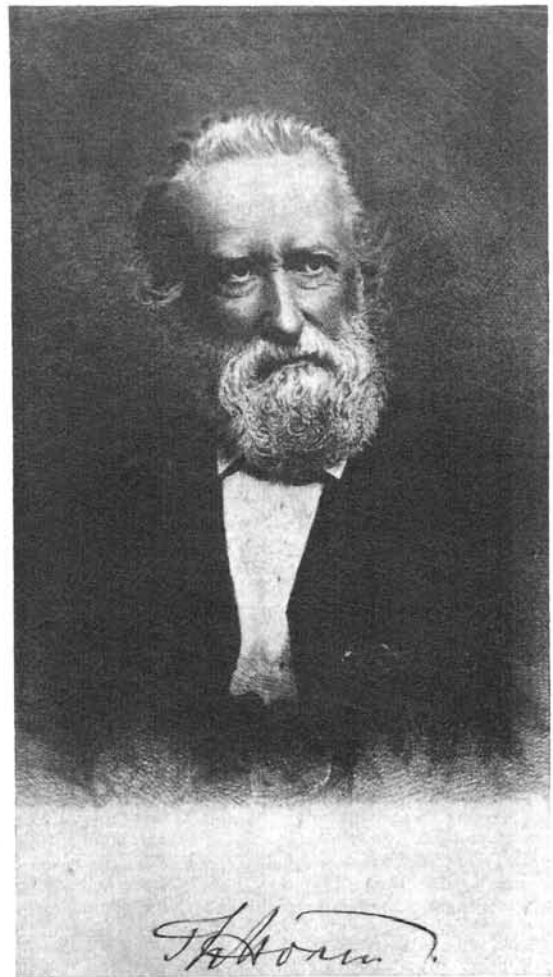
So war es im Tunnel. Im Rütli ging es ihm besser (der Respekt vor seinem Talent stand fest) aber es wurde doch auch gemäkelt. Eggers, der die Tugend hatte lieber zu loben als zu tadeln, [hatte] begleitet diese Tugend mit der Schwäche immer sehr maßvoll zu loben etwa nach dem Motto „na, so toll ist es nun auch nicht“, — ein Standpunkt, der sub specie aeterni immer richtig, im Moment aber meines Erachtens nicht richtig ist. Ist etwas sehr hübsch, so darf man mit seiner Äußerung über das rechte Maß hinausprechen. Blomberg lächelte vornehm; er fand, feinen Geistes, der er war, das Stormsche sehr hübsch, aber weichlich und gab dieser Anschauung gelegentlich auch Ausdruck. Merckel und Kugler, die die ältesten des Kreises waren, beanstandeten nicht die Dichtungen, sondern einigermaßen die Person, was in manchen Fällen doch auch auf die Beurteilung der Dichtungen einwirkte. Bei Merckel (Kammergerichtsrath) kam wohl noch hinzu, daß der inzwischen ins Amt getretene Storm juristisch doch zu viel zu wünschen übrig ließ, bei Kugler waren es die bei Storm gelegentlich etwas stark hervortretenden Dichtereitelkeiten, die den preußisch und gesellschaftlich geschulten Geheimrath etwas verdrossen. Einmal kam es zu einer peinlichen Scene. Es wurde von Geibel gesprochen und anknüpfend an sein „Minnelied“, G. überhaupt als ein erster Liebeslied-Dichter gefeiert. Storm lächelte verlegen. Endlich nahm er sich ein Herz und sagte: er könne es nicht finden. Die Geibelschen Liebeslieder seien für den Kenner eigentlich gar keine Liebeslieder, es seien rund und nett gearbeitete, sehr voll tönende Gedichte, die von Liebe sprächen, aber so billig ginge das nicht, von Innerlichkeit, Leidenschaft, Gluth, fände sich nichts darin. Und zuletzt sprach er es tapfer aus, daß er sich auf diesem Gebiet Geibel sehr überlegen fühle.“ Das war Kuglern zu viel und Storm erlebte einen völligen Abfall „so dürfe man von einem abwesenden Freunde nicht sprechen“ und was das Schlimmste war Kugler schien auch den Inhalt des Gesagten sehr anzuzweifeln und Storm keineswegs so ohne Weiteres den Vorzug einräumen zu wollen. Wir waren alle sehr verlegen und traten auf Storms Seite. Daß alles was er gesagt, eitel und selbstgerecht geklungen hatte, war richtig, aber von dieser Eitelkeit hatten wir wie später bei Auerbach so viele Proben, daß wir kein Gewicht mehr darauf legten und uns bloß die Frage vorlegten: „Wer hat Recht?“ Und da waren wir alle der Meinung, daß die Stormsche Liebeslyrik allerdings viel höher stehe als die Geibelsche.

Kugler, sag ich, hatte dies und das an Storm auszusetzen, aber er war, abgesehen von seiner Herzensgütigkeit, viel zu sehr Künstler und Poet, als daß er sich gegen das Stormsche Talent hätte verschließen können. Und so kam es denn schließlich dazu, daß trotz solcher gelegentlichen Antagonismen, gerade das Kuglersche Haus die Stätte wurde, wo er sich am meisten gefeiert sah. Kugler selbst, wenn er auch anders gewollt hätte, sah sich überstimmt: Frau, Tochter, Schwiegersohn in spe (Heyse) alles war „Stormsch“ und so fiel das, was in ihm vielleicht noch widerstreben mochte. Ganz rührend lag es bei Merckel, auch da waren die Damen des Hauses (Frau und Schwägerin) stormsch gesonnen und so kam es dann, daß die hellsten, heitersten, glücklichsten Begegnungen mit Storm daran ich mich entsinne, kleine



Mittags- und Abendgesellschaften im Merckelschen und Kuglerschen Hause waren. Es sind jetzt 35 Jahre darüber vergangen und manches läuft durcheinander, so daß man die einzelnen Tage nicht mehr trennen kann, aber bestimmte Szenen, von denen es schließlich gleichgültig ist, ob sie 53 oder 54 spielten und ob es hier oder dort war, stehen noch in aller Deutlichkeit vor mir. Es herrschte damals noch die Sitte (jetzt Gott sei Dank abgekommen) daß junge Dichter immer mit „ihrem Neusten“ bewaffnet waren und auf Bitten, die nicht einmal sehr dringend zu sein brauchten, ihr Papier aus der Tasche zogen und nun vorzulesen begannen. Storm war wie geschaffen dazu und so habe ich ihn viele seiner schönsten Gedichte, besonders aber auch kleinere Prosasachen vorlesen hören: Hinzemeier, ... Ein Lieblingsstück von ihm war sein Bulemanns Haus. [L. Pietsch, in seinen reizend geschriebenen Mitteilungen über Storm in der Vossischen Zeitung, vermutet, daß das Gedicht um 1864 (??) geschrieben worden sei, meiner Meinung aber ist dies Gedicht viel älter und entstand schon Anfang der 50er Jahre.] *Am Rand:* [Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Märchen.]<sup>9)</sup> Inhalt ist, daß in einem alten verlassenen Hause, „Bulemanns Haus“, wenn Sommernacht und Mondschein ist, die Mäuse zusammenkommen und ihren Tanz aufführen. Ganz stormsch. Wenn nun der Vorlesemoment gekommen war, war er in Aufregung und Verlegenheit, nicht aus Scheu, sondern weil sein in der Stube umherschweifendes Auge noch durchaus nicht alles so fand, wie's ihm genehm war. Da klapperte noch das Mädchen mit den Tellern, da saßen noch zwei in der Sofa-Ecke und kümmerten sich mehr um sich als um Storm, da stand der Zeiger der Uhr auf 5 Minuten vor 11, so daß er sich genau berechnen konnte, wenn die Hauptstelle da war, war auch der Moment, wo die Pendule zwischenfahren und ihre 11 Schläge thun mußte. Dann war aber alles hin. Das ihm Furchtbarste aber war die Vorstellung einer vielleicht während der Vorlesung von ungefähr eintretenden Person, um zu melden, daß die Droschke da sei oder dergleichen. Das war tödlich für ihn. Schließlich wußten es aber die Hausfrauen und wunderten sich nicht, wenn er „eh es losging“ sich erhob und alle Türen abriegelte. Dann schraubte er die Lampe ein wenig niedriger um auch dadurch die richtige Stimmung vorzubereiten und nun las er. Ja wie. So ist nie gelesen worden. Er kannte die Sachen auswendig und hatte sie sozusagen in Musik gesetzt, geheimnisvoll piepte seine dünne schleswig-holsteinische Stimme so hin und ein Naturmensch, wenn ein solcher dem celebren Kreise angehört hätte, hätte nothwendig in ein helles Lachen über diesen Hohenpriester und diese sonderbare Schwärmergemeinde, die sich so was Lächerliches bieten ließ, ausbrechen müssen. Aber diese sonderbare Gemeinde hatte doch Recht und wenn es einerseits zum Lachen war, so war es andererseits ebenso zum Bewundern und noch jetzt höre ich mit einem [gewissen] aufrichtigen [phantastischen] kunstmäßigen Befangen, diese zu dem phantastischen Inhalt der Dichtung so merkwürdig passende Stimme und sehe die Mäuse auf der mondscheinbeschiedenen Diele tanzen.

War dann durch solche Vorträge die Stimmung vorbereitet, so ging Storm zum Geschichten-Erzählen über, was er ganz vorzüglich verstand, namentlich Gespenstergeschichten. Wie bei allen Lyrikern waren seine Register nicht viele und [eine rechte Männer-Unterhaltung wenn es nicht die schleswig-holsteinische Frage war, konnte man mit ihm nicht führen, er gehörte zu den] nach Art der Anekdotenerzähler, die — wie klug sie sein mögen — mit 10 oder 20 Geschichten alles Gesellschaftliche bestreiten, so hatte auch Storm einen eisernen Bestand, unter denen Gespenstergeschichten oben standen. Nur wenig Geschichten und immer wieder dieselben, was wenig anerkennend klingt, aber wenn ich auf mein langes Leben und die vielen hochbegabten [Leute] Personen zurückblicke, mit denen ich das Glück gehabt habe, leben zu können, so muß ich bekennen, daß ich am meisten Vergnügen, ja am meisten künstlerischen Genuß von denen gehabt habe, die mit verhältnismäßig Wenigem



zu Markte zogen, aber in dem engegezogenen Kreise ihrer gesellschaftlichen Leistungen auch Virtuosen waren und es immer mehr wurden. Übung macht den Meister. Was Lucae, humoristischer Anekdotenerzähler ersten Ranges, auf dem Gebiete der humorvollen Geschichte war, war Storm auf dem Gebiet der Gespenstergeschichte, bei denen die Kuglerschen Lampen natürlich auch ganz niedergeschraubt wurden, und wenn Storm dann von dem Spukhause erzählte, drin immer in der ersten Sonnabendnacht nach Neujahr ein Ball abgehalten wurde, zu dem nur [kleine] ein Paar zierliche Füße erschienen und nun mit den Knöcheln zusammenschlagend ihren Contretanz aufführten, so graulten wir uns alle, auch über die heimlichen Kichertöne, und waren froh, wenn die Lampen wieder in die Höh geschraubt wurden.

[In dem Tagebuch, das ich damals führte, finde ich folgende sich auf Storm beziehenden Stellen.]<sup>10)</sup>

Das war so das Leben vom Dezember 53 bis Sommer 55. Um diese Zeit ging ich außerhalb Landes und nahm brieflich Abschied von Storm. Er antwortete mir:

*Manuskript 3. (Auf Rückseiten von „Irrungen, Wirrungen“ in einem Streifband aus Vossischer Zeitung vom 11. Juli 1888):*

## II.

Als ich Anno 59 von England zurückkam, war Storm schon seit 3 Jahren in Heiligenstadt. Sein Bruder war dort Gärtner und vielleicht war das die Veranlassung. Aus den 60er, 64er und 68er Briefen einzelne Citate geben.



**Paul Heyse**  
Jugendbildnis von Magnus

[Dann Briefstellen. Vor allem der Brief, worin er für meinen Abschiedsbrief dankt (Septbr. 55.)

Damit war eine Freundschaft, die vom Sommer 53 bis Sommer 55 gepflegt worden war, äußerlich fast abgebrochen. Ich war 4 Jahre in England.] Als ich 1859 wiederkam, war Storm schon seit fast 3 Jahren in Heiligenstadt. Der Verkehr wurde brieflich wieder aufgenommen, aber doch nur spärlich. Ich weiß nicht woran es lag.

Citate aus den Heiligstädter Briefen.  
Briefe 60—62

Heiligenstadt 25. Juni 1860. Eine Miss Helene Clark etc.

29. Juni 60. Die Übersetzungsgeschichte.

20. Dezember 1862. Über „Auf der Universität“. Meine Kritik etc. etc.

Dann kam der 64er Krieg.

Besuch in Husum. Frau Thoma. Das Haus. Die Austernstelle. Dann Nachmittagsspaziergang. Gespräch mit ihm. Erziehung der Kinder. Das Natürliche. Einer der Grund gespürt hatte.<sup>11)</sup>

Briefe von 64

Husum 26. Septbr. Freut sich, daß ich komme. Ich hatte ihn verschiedentlich Amtsrichter oder so ähnlich tituliert, er unterstreicht Landvogt.

19. Dezbr. Hol Sie der Teufel etc. Conto Politisches.

16. Februar 65. Er sendet mir Bücher, die ich benutzen kann.

Dieser Besuch hatte mich ihm wieder näher geführt und die Correspondenz wurde wieder aufgenommen, wozu meinerseits auch noch Egoistisches hinzukam. — Ich schrieb ein Buch über den Schl.-Holst. Krieg und brauchte mehrfach seinen Rath. Den er mir auch liebenswürdig gewährte. 65 war das Buch fertig. Ich schickte es ihm. Er antwortete und diesen Brief möchte ich hierhersetzen: „Hol' Sie der Teufel.“ etc.

68 erschien eine Gesamtausgabe. Correspondenz darüber. Seine Hoffnungen. Kreuz Ztg. Die Wichtigkeit des Kreuz Ztgs-Publikum. Die Frommen erst, aber die andern, die wohl fromm sein möchten, aber auch am Leben hängen und von der „Sünde“ nicht ganz lassen wollen.

Auf Rückseite von „Die Kirche zu Stolpe“.

Briefe von 68.

Husum 25. Mai 68. Sehr interessanter Brief. „Die alte Göthe-Anbetung“ etc. (2. Seite) Sein Selbstbewußtsein. Auch (S. 4) über seine Wiederverheiratung.

17. Oktbr. 68. Auch gut. Über die drei Märchen.

21. Novbr. 68. „Pfeil des Todes“ (S. 2) „Sehen Sie sich die Sache nur noch mal an.“ (S. 2) Dann seine Hauseinrichtung.

Hiermit war es eigentlich vorbei. Nur dann und wann noch. Vor dem Sturm. Ellernklipp. Sein Besuch in Berlin um 85. Sein feines Verändertsein. Seine Bescheidenheit.

Dann sein 70. Geburtstag. Seine Krankheiten. Sein letzter Brief aus dem Jahre 87. Diesen Brief in Kürzung geben. Das waren seine letzten Zeilen an mich<sup>12)</sup>.

Manuskript 4. (Auf Rückseiten einer Abschrift von „Stolpe“ in Emilie Fontanes Handschrift.)

Rückblick  
Früheres und späteres  
Urtheil  
über ihn.

Wer mit 18 Jahren seine ersten Gedichte drucken läßt, der hat nach 50 Jahren viele kennengelernt. Er gehört zu den interessantesten [erquicklichsten], mit denen es sich verlohnt sich zu beschäftigen. Wie war es? Ich muß 2 Perioden und zwei Auffassungen unterscheiden. Als ich ihm nahe stand, hatte ich viel an ihm auszusetzen, als er mir ein Darüberstehender war, also etwa von Anno 70 ab, habe ich ganz auf seiner Seite gestanden und dies Gefühl hat sich gesteigert, als mir diese kleine biographische Skizze Gelegenheit gab, all das wieder durchzulesen, was er mir früher geschrieben. Ich muß ihm beinahe abbitten, das alles nicht genug gewürdigt zu haben und ihn mit. Ich mag aber doch auch nicht verschweigen, wie er früher auf mich (und auch auf andre, ja auf diese noch mehr) wirkte, weil es zuletzt immer zweifelhafter bleibt, ob man mit 40 oder beinahe 70 besser sieht.

Der Sturm der 50er Jahre erschien mir so, daß er mir Anno 55 schreiben durfte: Wir haben was versäumt.

Der Sturm der 50er Jahre.

Manuskript 2 auf Rückseiten von „Frau Jenny Treibel“.

Ich war damals, wie zu jeder Zeit, bis diesen Tag, ein unbedingter Stormianer und ich wußte keinen Dichter, selbst die größten miteingeschlossen, der mir soviel Freude gemacht hätte wie Storm, ich habe alles von ihm mit immer größerem Vergnügen gelesen auch die Sachen, die das Publikum weniger hoch stellt, (ich finde, daß gerade unter diesen vergleichsweise „bei Seite gestellten“ wahre Perlen sind) und ebenso auch die, deren schwache Seiten mir nicht entgangen sind. Aber sympathisch war mir alles. Dazu war er von gefälligen Umgangsformen, trotz großer Reizbarkeit voll feinen Humors der auch mal 5 grade sein ließ und einen Scherz hinnahm und dabei, bei bescheidenen Mitteln, von einer Gastlichkeit, wie man sie soweit Deutschland mitspricht, fast nur noch in den gesegneten Gegenden seiner engeren Heimat findet. So darf ich denn sagen, ich bin nie blind gegen seine Vorzüge gewesen und seine Dichterqualitäten haben mich schlankweg entzückt. Dennoch blieb eine Scheidewand. War es das Politische? Nein. Er machte zwar aus seinem Antipreußenthum niemals ein Hehl und stand noch ganz auf

dem Standpunkt wonach ein Gardeleutnant (von dem ihm ein gut Theil zu wünschen gewesen wäre) entweder unbedeutend oder nichtssagend oder ein trauriges Werkzeug der Tyrannei ist, aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, ich hätte daran je Anstoß genommen. Im Gegenteil, es amüsierte mich blos, weil man daran studieren konnte, was selbst so hervorragende Menschen an naivem Vorurteil leisten. Er hätte sich dieser Vorurteile entkleiden können, aber er wollte nicht. Was war es? Ich kann schließlich nichts anderes finden, als daß er und zwar sehr ausgeprägt, les défauts de ses vertus hatte, mit einem Worte, daß er mir zu ausgesprochener Lyriker war. Ich habe zahllose in meinem Leben kennengelernt, darunter sehr gefeierte, aber in zwei Punkten waren sie sich alle gleich: alle hatten, wenns hoch kam, immer nur drei Dinge für die sie sich außer ihrer werthen Person noch interessierten und alle, wenn man ihnen den Gefallen that, die Welt fallen zu lassen und sich ihren drei Fragen und darunter natürlich in erster Reihe der deutschen Literaturfrage zu zuwenden, verwechselten sich mit der deutschen Literatur und waren tot für alles was jenseits ihres Bereiches lag. Storm war insoweit noch eine glückliche Ausnahme als er sich um das außerhalb seiner Neigungssphäre Liegende wenigstens kümmerte, er las manches, zu Zeiten sogar vieles und legitimierte sich dadurch als ein Mann von Bildung und Geschmack, von bestem Willen, auch dem „anderen“ gerecht zu werden. Aber es blieb beim „Willen“, er war im Banne seiner lyrischen Natur und was sich nicht mit seiner stormischen Natur deckte, daran konnte er doch so recht eigentlich nicht heran und wie klug und tüchtig und bedeutend es sein mochte, er hielt es für eine Art Halbliteratur, weil diesem Anderen das fehlte, was er sich gewöhnt hatte als „Dichtung“ anzusehen.

Dies war es wohl was eine volle Intimität, Herzensstellung nicht aufkommen ließ, eine Freundschaft, die auch, wenn blos der Dichter in Frage gekommen oder vom Menschen loszulösen gewesen wäre, unendlich beglückt haben würde. Storm empfand dies auch und schrieb mir einmal (55): mir ist als wäre was versäumt.

*Manuskript 3 auf gestrichener Rückseite von Manuskript 1.<sup>13)</sup>*

So dachte ich früher über ihn. Jetzt weit günstiger, nicht blos weil er bei den persönlichen Begegnungen abgeklärt wirkte und seine späteren Dichtungen ebenfalls diesen reiferen (?) Eindruck machen, nein ich denke jetzt auch anders über den Storm vergangener Tage, wie er mir aus seinen nun wieder durchgelesenen Briefen ganz klar entgegengetreten ist.

*Manuskript 2.*

Auch seine Briefe wirken jetzt viel gesunder, richtiger, treffender auf mich, als damals. Damals (ich entsinne mich dessen deutlich) las ich immer nur das Eitle, das Selbstbewußte, das Besserwissenwollen heraus. Und die Freunde taten das noch mehr als ich es that. Jetzt wirken die Briefe ganz anders auf mich und ich erkenne auch warum. Erstlich befinden sich in den Briefen ebenso viele Stellen rührender Bescheidenheit „das kenne ich nicht“ „das ist mir ganz versagt“ „darin steh ich hinter dem und dem weit zurück“. Solche Wendungen kehren beständig wieder und wo er selbstbewußt spricht und sagt: „das muß man so und so machen“ „darüber bin ich mir klar und sicher“ „auf diesem Gebiet bin ich zu Haus“ — wo sich solche Wendungen finden, da ist er auch allemal vollkommen berechtigt, sie zu machen. Er war unzweifelhaft unter uns allen der künstlerisch ausgereifteste, der lyrisch feinfühligste und der muthigste weil er der sicherste war. Das, worüber er mit einer gewissen Superiorität sprach, waren allemal Dinge, die er auch wirklich besser kannte und besser konnte, als irgend wer.

Ich habe hier frühere und jetzige Anschauung gegenübergestellt<sup>14)</sup>. Aber welche auch die richtigere sein möge, er war ganz ein Dichter, ganz Lyriker und wirkte dadurch

doch auch wieder so harmonisch, daß er sich so völlig mit seinem Dichterthum deckte. Ich verdanke ihm sehr viel nach der schriftstellerischen Seite hin, denn er verstand sein Metier wie wenige und hatte auch über alles nachgedacht, aber auch wenn ich ihm nach der Seite hin minder verpflichtet wäre, bliebe immer noch das, daß er mir am meisten Genuß bereitet hat. Viele Dichter, z. B. Freiligrath, Herwegh und Lenau haben eine bestimmte Zeitlang viel energischer auf mich eingewirkt, haben mich mächtiger hingerissen, aber keiner hat so treu bei mir ausgehalten und ist mir so lieber Lebensgefährte gewesen. Ich war 1850 entzückt als ich Oktoberlied und Immensee las. Die Chronik von Grieshuus entzückt mich 35 Jahre später wo möglich noch mehr.

*Manuskript 5, auf Rückseiten des Wanderungskapitels „Klein Machnow“.<sup>15)</sup>*

T h. S t o r m.

Die letzten Novellen, die ich seit etwa 5 oder 6 Jahren von Storm gelesen habe, waren die folgenden:

Viola tricolor; Aquis submersus; Renate; Ekenhof;

Zur Wald- und Wiesenfreude (oder so ähnlich); Der Etatsrath;

Der Finger (später umgetauft in: „In der Brauerei“ oder „Im Brauhaus“ oder so ähnlich)<sup>16)</sup>.

Viola tricolor ist ein Musterstück (vielleicht seine schönste Novelle); Renate und Ekenhof auch sehr schön. Gegen alle drei ist nichts zu sagen. In Aquis submersus ist, gegen den Schluß hin, etwas Schiefgewickeltes. Etwas, was Pech, Zufall, äußerliches Mißgeschick ist, soll als „Sühne“ auftreten, wenigstens wirkt es so und das giebt dem Ganzen etwas Schiefes. Es ist ein Compositionsfehler drin. Sehr gut ist auch der vielangefochtene „Finger“. Von Geescht, (Bärme) hat sich ein „Finger“ gebildet und mit einem Male heißt es: „der Brauer X. hänge den Finger eines Todten ins Bier, damit es besser schmecke und er mehr Zulauf habe.“ An diesem erbärmlichen Geträtsch geht der Mann zu Grunde oder hält sich nur mühsam aufrecht. Die Macht des bloßen „Geredes“ ist hierin sehr gut gezeigt.

Auch „Wald- und Wiesenfreude“ und „Der Etatsrath“ sind angefochten worden, besonders der letztere. Beide sind mir aber, trotz großer Fehler, lieber wie viele andre Stormschen Geschichten mit dem ewigen Bibber; der alte, schließlich stark heruntergekommene „Spekulationsmensch“ in Wald- und Wiesenfreude ist eine gute Figur und der alte Etatsrath ist noch viel besser. Solche Kerle giebt es und das Groteske, das er der Figur gegeben hat, macht sie durchaus acceptabel.

— — —

Die zwei letzten Geschichten, die ich von Storm gelesen habe, haben mir weniger gefallen. Es waren

Schweigen, und  
Waldwinkel<sup>16)</sup>.

„Schweigen“ ist eine neue Arbeit von ihm. Ein Oberförster hat einen Verrücktheitsanfall gehabt und war in einem maison de santé. Nun heiratet er eine Predigertochter, ohne ihr zu sagen, daß er mal als „Geisteskranker“ in Kur war. Dies Schweigen macht ihm Gewissensbisse; zuletzt kann er es nicht länger aushalten, er schreibt sein Unrecht, d. h. seine Krankengeschichte und das Schweigen darüber auf, und geht in den Wald, um sich zu erschießen. Aber er hat es Gott sei Dank nicht so eilig damit; die Frau liest das Scriptum, stürzt ihm nach, der Schuß fällt, aber irgend ein armes Vogelbiest wird getroffen und er ist gerettet. Jetzt weiß die Frau wen sie hat (neun mal geistesgestört gewesen) verzeiht ihm alles, ist sicher „es werde nicht wiederkommen“ und damit ist es aus.

Der Stoff als solcher ist gut; im Componieren und Erfinden ist er aber immer sehr schwach; es liegt ihm immer nur daran eine gewisse schwüle bibbrige Stimmung herauszuarbeiten und dabei geht alles andre verloren. Die Lyrik ist viel in der Kunst, auch in der Erzählkunst, unter Umständen aber ist sie auch recht wenig und hat nur die traurige Aufgabe, alle andren Schäden zuzudecken.

#### Waldwinkel.

Dies ist eine ältere Novelle von Storm (wohl schon 10 oder 12 Jahre alt) die mir Emilie zufällig vorlas.

Was Landschaft, Lokalschilderung (das alte Haus „Waldwinkel“) Stimmung, Schwüle, Bibber — angeht, so hat er hier sein Äußerstes geleistet, weit über „Immenssee“ hinaus. Das Ganze ist aber der reine Quatsch, unwahr, eklig, raffiniert. Daß ein Mann von 48 eine junge Person von 18 mit in einen „Waldwinkel“ nimmt um hier wie die Auerhähne zu balzen, mag geschehen und auch novellistisch behandelt werden. Wenn sich der rechte Mann dazu findet, so kann es famos, unter Umständen großartig sein, — hier aber wirkt alles dünn, kläglich, impotent, im höchsten Maße unerquicklich. Nicht blos das Liebesverhältnis, mehr noch das, was drum herum ist, ist aufs äußerste raffiniert. Das Ganze ein wahres Musterstück, wie man's nicht machen, wie Kunst nicht sein soll.

Hier sei ein Geburtstagscarmen angefügt, das Storm durch Friedrich Eggers an Fontane übermitteln ließ:

Botschaft  
aus dem Norden  
an  
— — — Noel<sup>17)</sup> — — —  
am 30sten Dezember 1869

Im nordischen Land wohnt ein edles Paar,  
Wo die Woge sich wälzt über glitzerndes Eis;  
Sein Bart ist schwarz, sie trägt im Haar  
Einen Kranz von Meerstrand — Ehrenpreis.

Neben ihm die zarten Töchterlein stehn,  
Sie hat baumlange Söhne zur Hand,  
Und sieht man sie mit den Enacks gehn:  
Die Heldenmutter wird sie genannt.

Er waltet im Reich, sie waltet im Haus  
Er pflegt das Rechte, das Schöne sie,  
Die Guten gehn dort ein und aus,  
Einen Platz am Heerd hat die Harmonie.

Sie hat eine Macht über Geisterverkehr,  
Wie ein Buch liegt vor ihr der Ottowald<sup>18)</sup>,  
Und sie schweift mit ihm über Land und Meer  
Und durch den ganzen deutschen Dichterwald.

Waldmeister duftet, das Hifthorn klingt,  
Zur Rosamunde<sup>19)</sup> tritt sie in's Burggelaß,  
Sie luegt in's Land, sie hört, alles, was singt,  
Sie hört selbst Gorm Grimme's tieferschütternden Baß<sup>20)</sup>.

Was tönte hinein in der Harfen Klang?  
Das rollte so dumpf, das klirrte so schrill,  
Das donnert wie Kampf- und wie Schlachtendrang,  
Als ob sich Großes begeben will.

Sie lauscht und schaut, — sie schaut und lauscht,  
Welch' Bild ersteht, welche Kunde klingt!  
Ihr ist, als wenn eine Urquelle rauscht  
Als wenn Sibyllenweisheit singt.

„Ich sehe ein neues Reich erblühn,  
In welche Zukunft muß ich da sehn!  
Dieser Nöhl wird unsere Söhne erziehen,  
Das muß ich als Heldenmutter verstehn<sup>21)</sup>.“

Tritt her, tritt her, mein Knappe Fried<sup>22)</sup>,  
Du, den ich geliebt schon von klein auf,  
Komm, bringe dem Nöhl mein Dankeslied,  
Eine Meile geh', eine Meile lauf',

Bis Du siehst ihn gehn, Du erkennst ihn sogleich,  
Sieh ihn nur gehn die Straße entlang,  
Sieh ihn nur gehn, im ganzen Reich  
hat keiner diesen historischen Gang.

Und stehst Du vor ihm auf Märkischem Land,  
— Er hat feinen Bart und noch feinere Nas', —  
Dann leg' Deine Hände in seine Hand  
Und grüß ihn, grüß ihn ohn' Unterlaß.

Und neben ihm steht seine Königin  
Mit dem hellen und klugen Gazellengesicht,  
Die hat auch Heldenmuttersinn,  
Auch sie zu grüßen vergiß mir nicht.

Sie hat einen Marssohn, voll von Mark,  
Einen Theo, der sammelt Marken nach Brauch,  
Ein Töchterlein hat sie, lustig und zart,  
Und einen Friedel hat sie auch<sup>23)</sup>.

Sie ist aus Indiens Blumenland  
Und Indra's Gaben umwehen sie,  
Ihr beugt sein Knie der Elephant,  
Sechs Ellorasöhne umstehen sie<sup>24)</sup>.

Dann nimm aus dem Busen und gieb ihm sie,  
Die silberne Kapsel, die Agni mir gab,  
Es ist des Agni Feuer darin,  
Es ist das Beste, was ich hab<sup>25)</sup>.

Ein Jahr lang leuchte ihm jedes Licht  
Zu unserer Freud und zu seiner Ehr'.  
Und wenn das Letzte in Asche bricht,  
Dann ruf' ich Frieden und — sende mehr!“

\* \* \*

Fontanes Storm-Konvolut läßt — ohne Berücksichtigung der verschiedenen Handschriften-Schichten drei wesentliche Teile erkennen: die unterdrückte Erinnerung an Paul Heyses Elternhaus, die ebenfalls unterdrückten kritischen Bemerkungen zu Storms Spätwerken und schließlich die als Unterlage zum Storm-Kapitel in „Von Zwanzig bis Dreißig“ verwandten Teile des geplanten Nekrologs.

Die Erinnerung an die erste Lesung der Stormschen Gedichte in Heyses elterlicher Wohnung ist eine wertvolle Bereicherung des Fontaneschen Heyse-Bildes in Ergänzung zu Fontanes Kritiken über Heyses „Hermen“, Heyses Novellen und seine „Tekla“ sowie zum Aufsatz „Ein Liebling der Musen“<sup>26)</sup>. Er füllt geradezu eine Lücke im Briefwechsel zwischen Fontane und Heyse. Die Erinnerung führt mitten hinein in jene Zeit, da sich Fontanes Seele im Zustande eines Durchbruchs in die Bereiche einer tieferen Lebensschau befand. Kurz zuvor hatte er das Bekenntnis hierzu im „Ein Ball in Paris“ niedergeschrieben: „Ich aber jetzt mit nachgeschärften Sinnen schau durch das Maskenwerk und seinen Schein tief in das Herz der Wirklichkeit hinein.“

Gegenüber den im Berliner literarischen Verein „Der Tunnel über der Spree“ anerkannten und geübten ästhetischen Grundsätzen klassizistischer Formvollendung, wie sie Franz Kugler und seine Freunde, vor allem Heyse und Geibel, repräsentierten, hatte Fontane ein neues ästhetisches Ziel im Realismus gesetzt. Nun erschien zwischen dem zwanzigjährigen Heyse und dem vierunddreißigjährigen Fontane in Theodor Storm eine neue, höchst persönliche Bekundung dichterischer Seelenwerte. 1854 kam es zur menschlichen Krise. Bei der Durchsicht des Briefwechsels zwischen Fontane und Storm haftet der Blick zunächst an dem Brief Storms vom 24. Juli 1854 und der Antwort Fontanes vom nächsten Tage<sup>27)</sup>. Storm beklagt, daß Fontane an einem Abend bei Kugler einen Stein zwischen die Seelen geworfen habe, indem er über manches Unantastbare, z. B. über Verhältnisse zu seiner Frau, gesprochen habe, auch vor Storms Frau „die unbarmherzigsten Zweideutigkeiten und Nuditäten“ ausgeschüttet habe und dadurch etwas gestört habe, was sich nicht leicht so ganz wiederherstellen lasse: „das Gefühl der Neigung, des



sicheren Vertrauens." Storm zitiert ein Gespräch aus der Kugler-Gesellschaft. Als einer bemerkt habe: „Fontane hat eine vornehme Persönlichkeit“, habe ein anderer — womit unzweideutig auf Heyse hingewiesen wurde — erwidert: „Nein, er hat die Persönlichkeit eines feinen Schauspielers.“ Fontane antwortete auf die ernste Klage Storms mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß im Übermut ausgesprochene Worte verletzt und an ihm irre gemacht hätten, daß er für diese Revozierung und Abbitte eine wahre „Gedächtniskasteiung“ zur Ausfindigmachung der corpora delicti habe vornehmen müssen, daß er im übrigen jedoch aufs bestimmteste erkläre, „geradeso bleiben zu wollen, wie ich bin, und mir nicht einen Charakter wegdisputieren oder wegratschlagen zu lassen, der seine sittliche Berechtigung hat trotz einem“. Er wolle sich nicht den „modernen anständigen Menschen zulegen“. In Fontanes Erinnerungen klingt diese Auseinandersetzung in dem lapidaren Satz nach: „Er hielt mich und meine Betrachtung der Dinge für ‚frivol‘.“ Unzweideutig steht jedoch hinter solcher Spiegelung der Vergangenheit ein tiefer metaphysischer Gegensatz dichterischen Daseins. In diesen Gegensatz leuchten die Fragmente des Fontaneschen Nekrologs hinein.

Das Stormkapitel in „Von Zwanzig bis Dreißig“ zeigt bereits in der gesamten Anlage eine erhebliche Abweichung gegenüber dem Manuskript des Nekrologs. Der Nekrolog von 1888 sollte sich in straffer Dreigliederung aufbauen:

- I. Die glückliche Spanne von 1853 bis 1855
- II. Der Nachklang in den Jahren 1859 bis 1868
- III. Eine Konfrontierung und Erklärung von Fontanes frühen und späten Beurteilung Storms.

Das Stormkapitel, im Winter 1895 auf 1896 verfaßt, folgt wesentlich anderen Ordnungsprinzipien, behandelt kurz die Korrespondenz der Argozeit, beleuchtet kritisch Storms politisches Anklägertum gegen den preußischen Geist und Storms Provinzialsimpelei, gibt anschließend einige intime Einblicke in Storms Auftreten als Tunnelgast, als Freund des Kuglerkreises und als Figur der Stormabende, um dann über die Erscheinungen des Frevolen und Erotischen zu rasonnieren und schließlich im Altersbild Storms zu einem beglückenden Ausklang zu gelangen.

In beiden Fassungen bleibt jedoch Fontanes Frage nach dem Urgrund der inneren Verschiedenheit die gleiche. Ja, der Nekrolog von 1888 läßt erkennen, daß Fontane um die tiefere Erkenntnis des inneren Gegensatzes zu Storm viel unerbittlicher rang und nach seiner Formulierung dem Freunde viel ferner gerückt war, als er es in „Von Zwanzig bis Dreißig“ ausgesprochen hat. Wegen dieses Ergebnisses in der Ergründung tiefer Polarität ist es vermutlich auch nicht zur Publizierung des Nekrologs gekommen.

Fontane hat sich vielfach über die Voraussetzungen einer guten Ehe ausgesprochen und als letzte Einsicht gefunden, daß es vor allem auf ein „Zueinanderpassen“ ankomme. Mit seinen Freundschaften hat er es nicht anders gehalten. Nur eine seiner Freundschaften hat sich ihm selbst als ein metaphysisches Rätsel dargestellt: seine Beziehungen zu Theodor Storm. Er fand dafür nur die sprachliche Verhüllung: „Wir waren zu verschieden.“ In auffallender Weise leuchten durch diese Wortverhüllung Möglichkeiten englischer Wortbezeichnungen hindurch: difference, disagreement, dissension, dissimilarity, discordant, alle gewonnen in Fontanes Weltzeit in London. Fontane geht es jedoch ersichtlich um die Ergründung der dichterischen Metaphysis. Seine Herkunft aus dem geistigen Raum der französischen Aufklärung und des kalvinistischen Erwähl- oder Verworfenenseins lassen es selbstverständlich erscheinen, daß er mit Rousseaus Confessions übereinstimmte: „Man hat bemerkt, daß die meisten Menschen im Laufe ihres Lebens sich oft selbst unähnlich werden und sich in ganz verschiedene Menschen zu verändern scheinen.“ Dem Konfirmanten des

Pastors Fournier vom französisch-reformierten Temple de Berlin war auch Calvins berühmte Stelle aus der Institutio III, 21 geläufig: „Nicht unter gleicher Bedingung werden alle erschaffen, vielmehr wird den einen das ewige Leben, den andern die ewige Verdammnis vorherbestimmt. Gott hat in geheimen Ratschluß diejenigen, die er will, in Freiheit auserwählt und die andern verworfen. Ich sage, Gott hat nach ewigem und unabänderlichem Ratschluß ein für allemal bestimmt, welche er dereinst zum Heile begnadigen und welche er wieder dem Verderben überantworten will.“ Diese der modernen Tiefenpsychologie so vertraut gewordenen Erkenntnisse von der Ambivalenz des Seins muß man in der Werteskala Fontanes, der sich ja auch mit den psychologischen Forschungen der Jesuiten eingehend befaßte, beachten. Sie gehen zurück auf die altjüdischen Anschauungen der lichten und der „gefallenen“ Engel, auf die darauf basierende Auffassung, daß letztere sich dokumentieren als die bösen Kräfte in der Natur und in der sittlichen Welt, im Gespenster-, Kobold- und Werwolfglauben, im Hexenwahn und in der Spökenkikerei. Nicht ohne Grund hat Fontane Eichendorffs Gedicht von den Engeln und Bengeln in leichter Ironie auf Storm und den Gardekürassier angewandt! Eine märkisch-realistische Paraphrase zum christlichen Bilde von den blitzenden Schwertern der leuchtenden Engel und den roten Teufeln mit den krummen Hörnern, oder auch zur Nietzscheschen Polarität von Dionysos und Apollon, die Thomas Mann auf Gerhart Hauptmann anwandte.

Vielleicht führt ein Selbstbekenntnis Storms, das Ludwig Pietsch in seinem Stormneurolog mitteilte, auf die Klärung dieses kaum erkennbaren Geheimnisses in Storm hin. Storm spricht bei Übersendung des Gedichtes „Gartenspek“ an Pietsch im Juni 1858 von der „Dämonisierung“, welche die Mutter meiner meisten Produktionen ist“. Fontane erblickte in Storms Leben und Schaffen den Januskopf dieser dämonisierenden Kraft.

Das Gesicht des Dämonischen war in jenen Jahrzehnten oft zum Gegenstand der Forschung geworden. Die Dichter wurden davon begreiflicherweise tief beeindruckt. In seiner Novelle „Ein Bekenntnis“ schrieb Storm: „Die Arbeiten von Percy und Daumer über die dunklen Regionen des Seelenlebens ließ er, wenn auch unter manchem Vorbehalte, nicht verspotten.“ Storms verehrter Meister Mörike befaßte sich in den letzten Jahren seines Lebens eingehend mit der wissenschaftlichen Erforschung des Übersinnlichen, insbesondere mit Joseph Pertys „Mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ (1861) und des Konvertiten Georg Friedrich Daumer „Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit“ (1867). Von Pertys Arbeiten gehören in diesen Bereich noch „Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen“ (1862), „Blicke in das verborgene Leben des Menschengesistes“ (1869) und „Der jetzige Spiritualismus und verwandte Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart“ (1877). In seiner Novelle „Von Heut und ehedem“ hat Storm eindrucksvoll das Bild „Der Nachtmahr“ des Schweizers Heinrich Füssli beschrieben. Erinnern wir uns daran, daß das Aufsteigen des Dämonischen besonders durch die Erscheinung Napoleon Buonapartes in das Bewußtsein der Zeitgenossen gerissen wurde. Grillparzer hat in seiner „Medea“ bereits den Fluch des mit dämonischen Mächten unrechtmäßig erworbenen Vlieses behandelt. Milton hatte im „Verlorenen Paradies“ die Satansgestalt entwickelt. Fontane kannte den Milton-Aufsatz des von ihm hochverehrten britischen Historikers Macaulay. Da Fontane ein ständiger Leser von Westermanns Monatsheften war, wird ihm auch kaum der Aufsatz „Satan in der christlichen Poesie“ entgangen sein, den 1860 Wilhelm Dilthey unter dem Pseudonym Wilhelm Hoffner veröffentlicht hatte. Auch Diltheys ebendort 1877 erschienener Dickens-Aufsatz kreist um verwandte Probleme. In vorsichtiger Weise hatte Storm die Frage nach dem Urgrund des dichterischen Schaffens in einer Kritik über den märkischen Lyriker Martin Anton Niendorf angeschnitten, 1877 in „Meine Erinnerungen an Eduard Mörike“ weitergesponnen. Fontane nahm seinen Ausgang

von ganz anderen Bereichen der romantischen Deutung des Dämonischen. So sah er in der Dichtung der Droste eine Art Widerspiel aus dem Geiste des Dämonischen zum Schaffen Storms. Das hatte seinen tieferen Grund. Denn beide, Storm und die Droste sind in ihrem Schöpferum erheblich den chthonischen Mächten verhaftet. Wir horchen auf, wenn Storm seinem Augenarzt Blumen mit den Versen widmet: „Sie kommen aus dem Schoß der Nacht.“ Wie die Droste fühlte sich Storm geradezu aus dem Ewigen in das Chthonische verloren: „Wenn wir uns recht besinnen, lebt doch die Menschenkreatur, jede für sich, in fürchterlicher Einsamkeit, ein verllorener Punkt in dem unvermessenen und unverständenen Raum.“ Ja, Storm identifiziert sich mit der aus der Tiefe wirkenden dunklen Welt:

Ich fühle, die sich hold bezeigen,  
Die Geister aus der Erde steigen:  
Das Leben fließet wie ein Traum —  
Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.

Stimmen, „die über die Tiefe sind“, werden ihm vernehmlich, eine Stimme in Bulemanns Haus klagt:

Ich mag nicht tanzen im Mondenschein,  
Ach käme doch endlich die Sonne.

Auch im Haidelied vernehmen wir echtes Verhaftetsein an die chthonischen Mächte:

Über die Haide hallet mein Schritt,  
Dumppf aus der Erde wandert es mit.

Sein Mittsommermärchen „Die Regentrude“ bezeichnete Storm als „von Naturgefühl bis zur sinnlichen Empfindung getränkt“. Als Storm mit Pietsch in einer Sonderausstellung vor einem Bilde des brandenburgischen Malers Carl Ferdinand Blechen stand, wurde er „ganz Feuer und Flamme. Das Romantisch-Dämonische, Grauensvoll-Spukhafte hatte eine sympathische Seite in Storms eigener Seele berührt und in starke Schwingungen versetzt“. Noch der greise Dichter schreibt seinem Freunde Jensen:

Was bist Du anders denn als Baum und Strauch?  
Du keimst, Du blühst und Du verwelkest auch.

Diese Grundlagen des Seins- und Lebensbegriffs des Freidenkers und Freimaurers Storm muß man sich gegenwärtig halten, wenn man erkennen will, in welchem tiefem Gegensatz dazu sich der Calvinist Fontane befand. Fontane und Storm haben entgegengesetzte Bereiche des Dämonischen eingenommen, die Bereiche der Holden und die der Unholden; der eine ist zum Deuter der Unholdsmächte geworden, der andere hat sich dem Daimonion der Ordnungsmacht verschrieben. Nimmt man die Pathographien der beiden Dichter hinzu, so steht der überschäumenden irdischen Gesundheit Storms die dauernd kränkelnd drohende Schwäche Fontanes gegenüber. Der Verzauberer Storm gebietet über die dunklen Mächte der Unterirdischen. Fontane dagegen wirkt im Dienste der lichten Mächte alles Irdischen als Entzauberer, um der Seele durch Überwindung der chthonischen Mächte zur Freiheit zu verhelfen. So kommt Fontane mehr ahnend als erkennend zu der Einsicht, daß zwischen den Freunden eine tiefe Differenz des Seins- und Lebensbegriffs liege: „Es soll sich die Dichtung nach dem Leben richten, an das Leben sich anschließen, aber umgekehrt eine der Zeit nach weitzurückliegende Dichtung als Norm für modernes Leben zu nehmen, erscheint mir durchaus falsch.“ In seinem Alexis-Aufsatz äußerte sich Fontane ähnlich. Fontane ging sogar soweit, bei Storm von einem „Hauptirrtum“ zu sprechen.

Ein Jahr nach Fontanes Tode hat Richard M. Meyer darauf hingewiesen, daß hier der Gegensatz zwischen dem Romantiker und dem Realisten vorliege. „Der Romantiker, dem die Poesie die Hauptsache, eigentlich der allein ernst zu nehmende Inhalt der Existenz blieb, und der Realist, dem das Leben selbst die Hauptsache war, standen sich hier in charakteristischen Typen gegenüber“<sup>28</sup>).

Fontanes Storm-Nekrolog läßt jedoch erkennen, daß der Gegensatz weit über diese Gegenüberstellung hinaus in die Bereiche metaphysischer Kräfte und Weiten reicht. Generationsbedingt wurzeln beide Dichter zwar in der geistigen Welt der Romantik, aber in der Bewältigung dieser romantischen Herkunft des Seinsbegriffs weichen sie völlig voneinander ab. Fontane bejahte vollen Herzens Storms Oktoberlied:

Wir wissens doch, ein rechtes Herz  
Ist gar nicht umzubringen.

In solcher seelischen Gleichrichtung lag jedoch zugleich auch der Keim zur Polarität ihrer Haltung gegenüber der Romantik. Während bei Storm die romantische Seelenlage dazu führte, die Dichtung aus einem rückwärts erschaute und erlebtem Leben aufsteigen zu lassen, ist die Vergangenheit für Fontanes Dichtung ein tiefer Brunnen, aus dem er geschichtlich deutend Erbweisheit des Menschentums emporhebt, um zu neuen Lebens- und Daseinswerten vorwärts zu schreiten. Diese Verschiedenheit in der Bewältigung des Seelenerbes der Romantik bekundet sich in tieferer Weise durch die Besonderheiten des monologisch-lyrisch-dionysischen Formwillens bei Storm und Fontanes Bekundungen in dialogisch-episch-apolinischer Gestaltung. Hier prägen auch aus den Elementen des metaphysischen Gegensatzes die eigenen Lebensformen der Dichter mit: der bürgerlich-liberale Storm kultiviert das Patriziererbe seiner Familie, Fontane hat trotz seiner demokratischen Grundhaltung eine besondere Vorliebe für Seelenadel, ohne Rücksicht darauf, ob dieser sich in Vertretern des vierten Standes oder in Gestalten des brandenburgisch-preußischen Adels bekundet. Aus rückwärts gewandter Schau blickte Storm mit seinen Visionen sorgenvoll in die Zukunft der Menschheit; Fontane dagegen, von gleicher Sorge erfüllt, ließ eine in ihrer Erstarrung erschaute Vergangenheit hinter sich und suchte sie durch Gestaltung lebendiger, wirksamer Gegenwart zu überwinden. Noch deutlicher als die artige Stormkritik in „Von Zwanzig bis Dreißig“ von 1896 läßt der Storm-Nekrolog von 1888 die Folgerungen erkennen, die Fontane aus der Ahnung des metaphysischen Gegensatzes zog.

Im Vordergrund steht die Frage nach Enge und Weite der seelischen Kraft. Am 20. September 1858 schrieb Fontane an Wilhelm von Merckel, daß er bei allen Schattenseiten seines damaligen London-Aufenthaltes es als einen Vorzug buchen müsse, dadurch vom „Theodor Stormschen“ befreit worden zu sein, d. h. von dem „Wahn, daß Husum oder Heiligenstadt oder meiner Großmutter alter Uhrkasten die Welt sei“. Dieser Grundgedanke kehrt sowohl im Nekrolog von 1888 wie im Stormkapitel von 1896 wieder. Um die stoffliche Enge und Einseitigkeit, die allzu starke Begrenzung des historischen Bewußtseins und der realen Erlebnisfähigkeit Storms zu charakterisieren, hat Fontane ihn nicht nur mit seinem eigenen Welterlebnis in London und auf den schottischen Heiden, sondern vor allem mit dem Geschichtserlebnis von Storms Landsmann Theodor Mommsen konfrontiert. Die Folgerungen gehen über die späteren Feststellungen des „Provinzialismus“, eines engen „Antipreußentums“ bei dem Nekrolog überraschend kräftig hinaus. Nicht einmal die Liebeslyrik bleibt verschont von dem Vorwurf einer „hervortretenden Lüsterheit“, des „ewigen Bibber“, der Maßstablosigkeit, der Enge des Stoffes, des Lebens und der Erlebnisweisen, der romantischen Selbstüberschätzung der etwas stark hervortretenden Dichtereitelkeiten, ja sogar der Schwäche der Kompositionskraft, der dichterischen „Impotenz“. Ein Brief Fontanes an Paul Lindau vom 23. Oktober 1878 spricht geradezu von dem „biedermannsprätentiösen“ Charakter Storms.

Beide Dichter haben sich als Lyriker und Epiker in die deutsche Literatur eingeführt. Fontane hat sehr früh sein „vacat“ in den Bereichen des Lyrischen erkannt und offen eingestanden. Als er 1850 sein „Deutsches Dichteralbum“ herausgab, brachte er darin von Storm das



„Oktoberlied“, „Abseits“, „Gesegnete Mahlzeit“ sowie die Liebeslieder „Du willst es nicht in Worten sagen“, „Damendienst“, „Bettlerliebe“, „Loose“, „Käuzlein“ und „Meine Mutter hat's gewollt“. Storm dagegen gab 1858 in seinen „Deutschen Liebesliedern“ seit Joh. Christ. Günther kein Lied Fontanes. B. v. Lepel berichtete an Fontane von der Dedikation: „Die jüngsten darin vertretenen Erotiker sind P. Heyse, Ludwig Pfau u. H. Lingg. Leider ist der Name Fontane darin nicht enthalten.“ Fontane hat in einem 1873 verfaßten Aufsatz über einen Besuch bei Rudolf Lindau diesem Worte in den Mund gelegt, die Fontanes eigene damalige Ansicht über Storm widerspiegeln: „Storm ist gelegentlich bedeutend und seine drei Novellen: Aquis submersus, Renate, Ekenhof, die hintereinanderweg in der Rodenbergschen Rundschau standen, zähle ich zu dem besten, was ich auf dem Gebiet der Novelle kenne. Doch steht nicht alles auf dieser Höhe. Gleich nachdem ich die drei gelesen hatte, ließ ich mich verführen, mir seine gesammelten Werke anzuschaffen; sie finden sich mittlerweile nicht mehr unter meinen Büchern. Ich kam nicht weit damit; vieles ist bloß Zuckerwerk. Limonade...“ Hier liegt ein weiter Weg hinter Fontane, wenn man sich der lebenswürdigen Geburtstagscarmen an Storm von 1853 und 1857 erinnert. 1878 bezeichnet Fontane im poetischen Gruß an Klaus Groth als das Beste: „Goethe, Mörike und Klaus Groth.“ Storm ist nur noch bedingt sein „norddeutscher Mörike“. In seiner Meinung, daß Storm „kein Ballader“ sei und ein eng begrenztes Erlebnissfeld habe, konnte sich Fontane bestärkt fühlen durch Storms „Meine Erinnerungen an Eduard Mörike“<sup>29</sup>), in denen zu lesen war, daß Storm „niemals ein Verhältnis zur Balladenpoesie“ eines Ludwig Uhland finden konnte und daß er sich zum Leben „auf einem engumgrenzten Erdenfleck“ bekenne, zur Heineschen Stimmungspoesie und zur Mörike-Idyllik. Auch die erlebnismäßige Enge, die in Storms Verkennung der Potsdamer Größe lag, hat Fontane in leichter Ironie gekennzeichnet. Fontane zitiert hier zwar die Stormbiographie von Paul Schütze, aber schon in den Mörike-Erinnerungen sprach Storm von „der traurigen Zeit, die ich nach Verlust der Heimat in dem großen Militär-Casino Potsdam verlebte, wo man zwischen all den Parkdekorationen sich nach einem Kartoffelacker sehnt, der in unmittelbarem Verhältnis zu Menschenglück und Leben steht“.

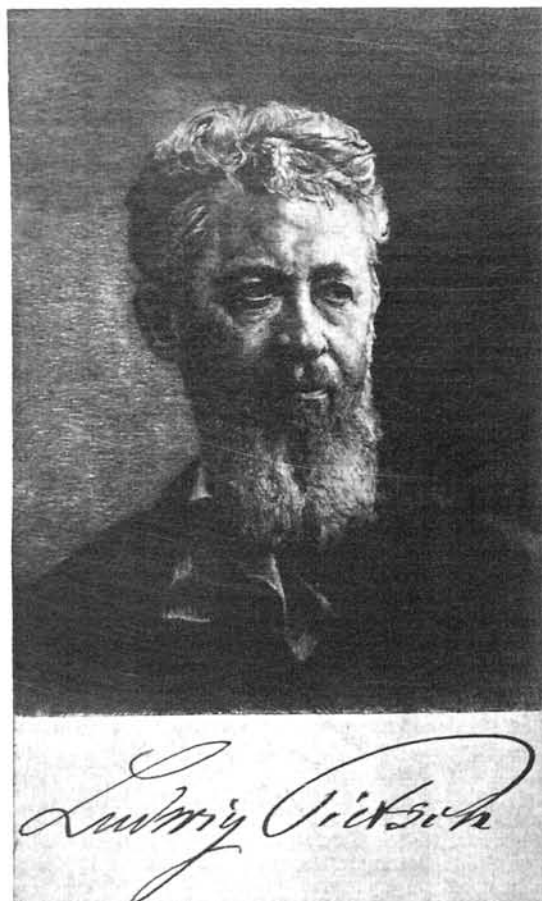
Aus dem aufgezeigten metaphysischen Gegensatz der Dichter gehen auch Fontanes Urteile über Storms Gespenstergeschichten und erotischen Lieder hervor.

In seinen Storm-Erinnerungen spricht Wilhelm Jensen sehr bezeichnend davon, daß die Stormsche Novellendichtung den Leser „mit den Augen eines Mittagsgespens tes schweigend“ anblicke<sup>30</sup>). An die Stelle der romantischen Neigung zu Katholizismus, Mittelalter und Orient ist bei Storm die Neigung zu den Unterirdischen, den Gespenstern und den erotischen Geistern getreten: die Vorliebe für Wunder und Märchen, Spuk und Gespenst, der Kultus bürgerlich-legendärer Vergangenheit. Ihrer aller Urgrund ist der Traum. Bereits hier beginnen die großen Polaritäten zwischen Storm und Fontane. „Wollen Sie das Pflanzenartige meiner Natur nicht verkennen!“ mahnte Storm den Freund Fontane. Gerade in den Traumwelten beider begegnen wir drei bezeichnend großen Verschiedenheiten:

Wie Träume liegen die Inseln  
Im Nebel auf dem Meer...  
Ich höre des gährenden Schlammes  
Geheimnisvollen Ton...  
Vernehmlich werden die Stimmen,  
Die über der Tiefe sind.

Storms Träume sind Sommerträume, Träume des Dahingehenden. In seiner Bekenntnisdichtung „Ein Sterbender“ hat Storm zwar die Träume und ihre bunten Bilder als Glück bezeichnet:

„Ich aber weiß es, daß die Todesangst  
Sie im Gehirn der Menschen ausgebrütet.“



Storms Träume waren Träume der singenden Seele, Träume von Schicksal passiver Herzen. Von den Gestalten der Stormschen Resignationsnovellen hat Biese gesagt: „Ihre Schuld liegt in ihrer Schwäche.“ Seinen Liedern gab Storm einmal die bezeichnenden Geleitverse:

Was zu glücklich, um zu leben,  
Was zu scheu, um Klang zu geben,  
Was zu lieblich zum Entstehen,  
Was die Monde nimmer bieten,  
Rosen aus verwelkten Blüten,  
Tränen dann aus jungem Leide  
Und ein Kranz verlornen Freude.

Storms Träume sind voller Geheimnis in der Sprache von tausend feinen Stimmen, „bald in unbegreiflicher Ferne, dann zum Erschrecken nahe; unbegreifbar leise, verhallend und immer wieder erwachend“, so steht es schon in der frühen von Fontane in der „Argo“ veröffentlichten Novelle „Ein grünes Blatt“.

Für Fontane ist der Traum nur Maskenwerk des Seins, Spiegelung einer Seelenlage, nur eine Parenthese des Lebens. Dem Traumerzähler Storm steht Fontane als der Träumedurchschauer und -deuter gegenüber. Unverhohlen bewundert Fontane die Stormsche Begabung zur Gespenstergeschichte, zum Blick in die Welt der Unterirdischen.

Als Storm 1854 Die „Lieder der Liebe“ von M. A. Nien-dorf rezensierte, formulierte er als einer der klarsten Theoretiker das Wesen des Liebesliedes: „Es kommt nicht darauf an, geistreiche Gedanken über die Liebe in Versen vorzutragen, wie dies z. B. in Geibels Minnelied, freilich in schönster Weise geschieht; denn hier entsteht schon ein Mittelding zwischen lyrischer und didaktischer Poesie; das echte Liebeslied soll vielmehr in

seinen Versen die Atmosphäre der Liebe einfangen, daß es uns beim Lesen mit unwiderstehlicher Gewalt der Ahnung oder Erinnerung überkommt... Bei einem lyrischen Gedichte muß nicht allein das Leben, nein es muß geradezu das Erlebnis das Fundament bilden." Fontane ist einer der überzeugtesten Lobredner des Lyrikers Storm gewesen, aber aus dem metaphysischen Gegensatz heraus hat er auch gegen Storms Liebeslyrik ernste Einwendungen erhoben. Er hatte längst in seiner weltmännisch weiten Schau des Seins die gesellschaftliche Dekadenz der Liebesbereiche durchschaut. Seine Gattin hatte ihm in einer Kritik des Romans „Petöfy“ vorgehalten: „Liebesschilderungen, merkt man Dir doch sehr an, sind nicht Deine Sache; ein Tröpfchen von Storms ‚Bibber‘ könnte meinem Geschmack nach nicht schaden“. Fontane verzichtete in seiner ganzen Dichtung auf das Tröpfchen von Storms Bibber. Er kannte sie alle nur allzu gut, die „Erotiker, Generalpächter der großen Liebesweltdomäne“, die „Weikeußmonopolisten“, die „Lüsterne“. Umso lieber hebt Fontane bei mancher Einschränkung die Stormsche Liebeslyrik als echte Erlebnisdichtung hoch hinaus über die Liebeslyrik des Geibel-Heyse-Kugler-Kreises. Hier sieht Fontane das Zwielfichtige, Mystische in Storms Dichtung überwunden. So kommt er zu der Meinung, daß in Storm ein Romantiker stecke, der gegen den Spießrebelliere. Es klingt wie eine Umschreibung tieferer Einsicht, daß in Storm der nach dem Lichte Ringende rebelliere gegen sein unerbittliches Verhaftetsein an die Welt der Unterirdischen, an das Träumen müssen, an das Getriebenwerden, an das Dämonische. Das Doppelgängertum, das als das Lunarische durch die Dichtung der Annette von Droste-Hülshoff zieht, wurde durch Fontane auch in Storms Seele erschaut. Fontane hat sich aus ähnlichem seelischen Grundgegensatz mit dem Werke von Charles Dickens nicht abfinden können; als er einmal auf die Ähnlichkeit von Storms „Auf der Universität“ mit Dickens „David Copperfield“ hinwies, erhob Storm Einspruch. An einer sehr versteckten Stelle, in einem Toast zu einer Taufe hat Fontane sich sehr deutlich gegen das Verhaftetsein an zwei Welten ausgesprochen:

Nicht unten liegt der höchste Preis,  
Nach oben muß es treiben.  
Verloren, wer in des Lebens Drang  
Am Boden sich zerrauft,  
Excelsior gehe deinen Gang,  
Johannes der Jüngstgetaufte!

Solche Worte könnte Fontane auch zur Charakterisierung seiner eigenen Position gegenüber Storm gebraucht haben. Er tat es nicht. Er begnügte sich mit einem schlicht menschlich verhüllendem „Wir waren zu verschieden.“

Soweit das trotz seiner Wandlungen in den 50er, 70er und 90er Jahren einheitliche Stormbild Fontanes und seine metaphysischen Gründe.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Die Schlacht bei Idstedt, in der die Dänen die von Preußen im Stich gelassenen, von General Willisen geführten schleswig-holsteinischen Truppen schlugen, fand am 24. und 25. Juli 1850 statt. — <sup>2)</sup> „Sommergedichten und Lieder“ erschienen als erste selbständige Publikation Storms Weihnachten 1850 bei Alexander Duncker in Berlin. Sie enthielten außer Gedichten die Geschichten „Im Saal“, „Der kleine Häwelmann“, „Imensee“, „Posthuma“ und „Marthe und ihre Uhr“. — <sup>3)</sup> Friedrich Eggers, geb. 27. Nov. 1819 in Rostock, war seit 1850 Herausgeber des „Deutschen Kunstblattes“ und Mitbegründer der Berliner literarischen Vereinigungen „Rüti“ und „Ellora“. — <sup>4)</sup> Th. Fontane, Von Zwanzig bis Dreissig, Berlin 1898, S. 334 f. — <sup>5)</sup> K. R. = Kammergerichts-Rat. Vergl. zu 4) S. 512 ff. Über Kugler ebd. S. 291 f. — <sup>6)</sup> z. B. Fr. Eggers im Lit. Blatt zum Dt. Kunstblatt v. 28. 12. 1854 — Ein Aufsatz von Lucae bisher nicht ermittelt. — <sup>7)</sup> Franz Kugler las seine Ballade „Stanislaw Oswiecin“ am 2. Januar 1853 im lit. Ver. „Tunnel über der Spree“ vor. Über die Debatte der Tunnelbrüder protokollierte Fontane: „Der Stoff ist einfach d. r.: ein polnischer Edelmann liebt seine Schwester, er will sie besitzen trotz Bibelwort und Pfaffenbuche und bricht auf nach Rom, um sich, gestützt auf Gold und Bestechung, die Sanction des Papstes zu erwirken. Er erhält sie: was aber das Papsttum gestalten mag, das gestattet nicht die Vorsehung, wenn's gegen ihr Gesetz und Gebot, und der heimkehrende Bruder findet die Schwester nicht mehr. Kerzenglanz vom Altar fällt auf das Antlitz einer Toten. Die Angreifer tadeln die Wahl des ganzen Stoffs, die Widerwärtigkeit einer solchen Liebe, die behagliche Schilderung eines verworfenen Papsttums und die auf bloßen Zufall hinauslaufende Lösung des Konflikts. Die Verteidiger und Lobspender meinten hingegen: der Stoff sei

Es bleibt die Frage: War sein Bild ein Irrtum, eine Zeichnung oder gar eine unfreundliche beabsichtigte Karikatur? Ohne Zweifel keines von allem. Wer sich versucht fühlte, Fontanes Verhalten gegenüber Storms Wesen und Wirken in Parallele zu setzen zu Schillers herber Kritik an Bürger, würde ein wesentliches Moment überbetonen: das des inneren Zwanges zu notwendig gebotener Kritik. Schiller wollte einen abwärts führenden Weg der Lyrik versperren und tat dies auch mit dauerndem Erfolg. Die dabei an den Tag gelegte menschliche Härte wurde Schiller nie verziehen, aber die Entwicklung der deutschen Dichtung gab ihm recht. Fontanes Absichten dagegen waren nicht auf einen Grundsatz dichterischen Schaffens gerichtet, sondern nur auf ein Offenlegen einer ihm persönlich untragbaren Einseitigkeit und der daraus entspringenden Gegensätzlichkeit zum eigenen Wesen und Wirken. Solch entscheidender Protest gegen die Erhebung des „Stormschen“ zum allein gültigen Dichtungsmaßstab ist 1896 erheblich mitverursacht worden durch Alfred Bieses Buch „Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker“. Die Literaturwissenschaft hat längst die Überschätzung des Stormschen korrigiert, aber auch die positiven Wertungen Stormscher Dichtungen durch Fontane bestätigt. So bleibt die menschliche Seite. Die Krise vom Juli 1854 ist nie wieder ganz behoben worden. In der Beurteilung der menschlichen Erscheinung Storms blieb Fontane nicht allein, vielmehr ließ ihn schon in den 50er Jahren auch der Kugler-Geibel-Heyse-Kreis „abfallen“. Es zeugt für Storm und Fontane, daß sie sich wohl tief voneinander entfernten, aber nicht einer den anderen „abfallen“ ließ. An Wilhelm Herz hat Fontane 1896 bekannt, daß das Stormsche eine höchste Form der Lyrik darstelle, aber daneben die Ebenbürtigkeit auch anderer Formen betont unter Hinweis auf die lyrischen Ideale der Franzosen:

Die Stormianer werden trotzdem den Einwand machen, daß die leicht ironische Form, mit der Fontane seine Stormerinnerungen umhüllte, der Darstellung so problematischer Beziehungen zwischen so disparaten Menschen und ihrer Dichtungen nicht angemessen sein könne. Es wäre einfach, diese Erscheinung als zeitgebunden zu registrieren. Fontanes Ironie dient jedoch nur der Infragestellung eines Absolutheitsanspruches, nicht der Ridikülisierung. Darum sind auch Fontanes Stormbilder als sehr ernste Bekundungen zu bewerten, als Ausdruck echter Freundschaft, wie sie in den frühen Jahren ihrer dichterischen Existenz im Kreise der Berliner Freunde üblich war. In der Abschiedsrede als „Angebetetes Haupt“ des literarischen Vereins „Tunnel über der Spree“ von 1860 stellte Fontane sich zwischen „Ludwig den Faulen“ und „Heinrich den Unartigen“. Er war sich seiner Noelerei ebenso bewußt wie seiner unartigen Wahrhaftigkeit. Im Sinne jener Tunnelzeit mag man sein Stormbild nehmen.

ganz famös, Geschwisterliebe sei keineswegs widerwärtig, die Schilderung des Papsttums halte sich innerhalb der Schranken einer gewissen Wohlwollenheit und die Lösung des Konflikts d. i. der Tod der Schwester sei keineswegs Zufall, sondern habe seine tiefe sittliche Notwendigkeit. Die streitenden Parteien kamen zu keiner Einigung...“ — <sup>8)</sup> Über das „Rüti“ und seine Mitglieder vgl. die entspr. Abschnitte in „Von Zwanzig bis Dreissig“ sowie den Aufsatz des Herausg. im Jb. f. brandbg. Landesgeschichte 1956, S. 19–24. — <sup>9)</sup> Das Gedicht trägt die Überschrift „In Bulemanns Haus“ und entstand am 11. Januar 1852. — <sup>10)</sup> Früher im Besitz des verst. Berl. Bankiers Paul Wallich, 1944 bei einem Bombenangriff zugrunde gegangen. — <sup>11)</sup> Fontane verzeichnete in seinem Notizbuch am letzten Tag seiner Studienreise nach Dänemark: „Dienstag den 27. September. Um 5 auf, um 6 Rückfahrt nach Flensburg... Um 11 in Flensburg. Im Hotel alles abgemacht. Gebrüder: holsteinische Austern. Auf der Post Briefe von Emilie und Storm in Empfang genommen. Um 3 Uhr Abfahrt nach Husum. Von Storm und seinen 2 ältesten Jungens am Bahnhof erwartet. Husum und Storms Haus sehr nett. Jahrmarkt; die Stadt geflägt. Spaziergang. Bei Storm geplaudert und feierlich in Cap Constantia Gesundheit ausgebracht. Nach 11 ins Hotel.“ — <sup>12)</sup> Vgl. Briefwechsel Fontane-Storm in der Zusammenfassung von Erich Gülzow. Reinbeck b/Hamburg 1948. Die Stormbriefe befinden sich sämtlich im Handschriftenarchiv der Landesbibliothek Kiel. Neuausgabe durch Prof. Schreiner, Göttingen, in Vorbereitung. — <sup>13)</sup> Auf der Rückseite befindet sich folgender Rest aus dem Manuskript 1: „Er (Storm) war im Beginn des Jahres 53 in Berlin, um seinen Eintritt in den preuss. Justizdienst zu betreiben u. scheint damals in den ganzen Tunnelkreisen sehr freudig aufgenommen zu sein. Einzelheiten sind mir ganz entfallen. Doch muß es so gewesen

sein, wie mir aus Briefen hervorgeht, die von ... März aus und von da ab auch den ganzen Sommer an mich gerichtet wurden. In einem der ersten heißt es: (Die hübsche Stelle über Berlin und Berliner). Darnach entwickelte sich eine lebhaft Correspondenz um Argo-Angelegenheiten. Zugleich rückte sein Abgang von Husum immer näher. Am ... war er in Hamburg, Segeberg, Altona etc. und endlich am 18. November traf er in Berlin ein. Er hatte ins Neuvorpommersche ... — Die genaue Datumsangabe überrascht, aber der 14. November war Emilie Fontanes Geburtstag! — <sup>14</sup>) Fontane strich hier die Worte: „Zu sagen, daß er überhaupt eine erquickliche Erscheinung gewesen wäre, hieß lügen, das war er nicht.“ und machte dazu die Randbemerkung: „Dies ändern, viel artiger!“ — <sup>15</sup>) Das Wanderungskapitel „Klein Machnow“ wurde August/Oktobre 1861 gearbeitet und für den Band „Spreeland“ 1881 umgearbeitet. — <sup>16</sup>) Die Erscheinungsjahre der hier genannten Werke Storms sind: Viola Tricolor 1873, Aquis submersus 1875/6, Renate 1877/8, Ekenhof 1879, Zur Wald- und Wasserfreude 1878, Der Etatsrat 1880/1, Im Brauhause 1878/9, Schweigen 1882/3, Waldwinkel 1874. — <sup>17</sup>) Noel = Übername Fontanes im Kreise der Argonauten. Niederdeutsch: nöhlen = langsam sein. — <sup>18</sup>) Ottowald = Übername Otto Roquettes, dessen Dichtungen von Emilie Fontane übermäßig geschätzt wurden. — <sup>19</sup>) Der Balladenzyklus „Von der schönen Rosamunde“ erschien 1850 als Fontanes Erstlingspublikation. — <sup>20</sup>) Die nordische

Ballade „Gorm Grymme“ wurde von Fontane am 3. Dezember 1864 im „Tunnel über der Spree“ vorgelesen. — <sup>21</sup>) Fontane hatte von Storm stark abweichende Ansichten über Erziehungsmethoden, über die sich die Dichter 1864 ausgesprochen hatten. — <sup>22</sup>) Fried = Übername für Friedrich Eggers. — <sup>23</sup>) Fontanes Kinder: George, damals Schüler einer Kadettenanstalt, Theodor, Meta und Friedrich. — <sup>24</sup>) Ellorasöhne = Mitglieder der literarischen Vereinigung „Ellora“, die sich als Sinnbild den Elefanten und Emilie Fontane als „Elloramutter“ auserkoren hatten. — <sup>25</sup>) Agnis Feuer, aus der ind. Mythologie; hier schwedische Streichhölzer in einem Streichholzstiel. — <sup>26</sup>) Der Briefwechsel von Th. Fontane und P. Heyse. 1850—1897. Hrg. v. E. Petzet, Berlin 1929. — Fontanes Kritik der „Hermen“ erschien 1854 in Nr. 24 u. 25 des Literaturblattes zum Deutschen Kunstblatt, seine Besprechung der „Novellen“ 1855 in Nr. 1 ebda, seine Rezension der „Thekla“ 1859 in der Preuß. Zeitg., sein Aufsatz „Ein Liebling der Muse“ 1867 in Nr. 36 der „Gartenlaube“. — <sup>27</sup>) Storm-Fontane. Briefe der Dichter ... Erl. v. E. Gülzow. Hamburg 1948. S. 156 f. u. 116 f. — <sup>28</sup>) R. M. Meyer, die dt. Literatur des 19. Jahrhunderts. Berlin 1899. S. 480 f. — <sup>29</sup>) Westermanns Monatshefte. Bd. 41, 384—392. 1877. — <sup>30</sup>) W. Jensen, Heimat-erinnerungen II. Th. Storm. Veihagen und Klasings Monatshefte Jg. 14, 501—512. 1899. — W. Jensen in Deutsche Dichtung Bd. 1. 1886.

**Karl Themel:**

## Zwei Brandenburg-Preußische Verordnungen über „Eximierte“ aus dem Jahre 1748

In vielen märkischen und Berliner Kirchenbüchern finden sich in den Jahren zwischen 1748 und 1752 Abschriften eines „Königlichen Befehles“ und einer „Declaration des Vorstehenden Befehles“ eingetragen, die über die „Eximierten“ handeln.

Eximierte oder Exemte spielen in der Vergangenheit Brandenburg-Preußens, im Rechtsleben der deutschen Staaten, die ja alle Ständestaaten waren, und im Schrifttum der vergangenen Jahrhunderte eine nicht unwesentliche Rolle. Da die beiden Auslassungen, der Königliche Befehl und die Declaration über den Begriff „Eximierte“ und den dazu gehörigen Personenkreis Klarheit verschaffen, sei im folgenden darauf eingegangen und ihr Wortlaut mitgeteilt.

Das Wort „exem(p)t“ oder „eximiert“ kommt von dem lateinischen Verbum *eximere*, das ausnehmen, befreien bedeutet. Die Exemten oder Eximierten sind ein Personenkreis, der von bestimmten Diensten, gewissen Steuern oder auch von dem gewöhnlichen Gerichtsstand befreit, ausgenommen war. Diese Personen hatten dadurch besondere Vorrechte.

Es ist allgemein bekannt, daß im Ständestaat vom Mittelalter an bis in die Zeit der absoluten Monarchie des ausgehenden 18. Jahrhunderts der Adel zu diesem bevorrechteten Personenkreis, den Eximierten, gehörte und daß erst die französische Revolution und ihre geschichtlichen Folgen, zu denen in Brandenburg-Preußen die Steinischen Reformen gehörten, die Vorrechte der Eximierten im wesentlichen aufgehoben haben.

Die Auslassungen des Königlichen Befehls und der Declaration ergaben sich als notwendige Folge der großen Brandenburg-Preußischen Justizreform, die unter Friedrich Wilhelm I. begann und dann unter Friedrich dem Großen fortgesetzt und zum Abschluß gebracht wurde. Sie ist für immer mit dem Namen des Großkanzlers Samuel von Cocceji verbunden, der sich dadurch ein großes Verdienst um die Rechtspflege in Brandenburg-Preußen erworben hat. Diese Tatsache bleibt bestehen, auch wenn erst die zweite große Justizreform am Ende des 18. Jahrhunderts das „Allgemeine Preussische Landrecht“ schuf und seine Verfasser von Carmer und Suarez noch über Cocceji stellte.

Auf die Justizreform Coccejis kann hier nicht eingegangen werden. Sie ist ausführlich von Friedrich Holtze in seiner vierbändigen „Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen“ behandelt worden. Es muß aber bemerkt werden, daß auch Cocceji die Rechte der eximierten Personen geschont und beibehalten hat.

Die Eximierten hatten das Vorrecht, schon in der ersten Instanz vor das Kammergericht zu kommen. Durch die Einrichtung von vier Senaten schuf Cocceji das Kammergericht zu einem obersten Gerichtshof für die Preussischen Staaten um. Das Kollegium hatte seinen Sitz in dem alten Collegienhaus in Berlin, Lindenstraße 14, gelegen, das mit seiner baulich charakteristischen Fassade zuletzt von 1913—1945 das Ev. Konsistorium beherbergte, einer Schwesterinstitution des alten Kammergerichts von Joachim II. war. Hoffentlich fällt dieses Gebäude nicht auch noch der künftigen Schnellstraße zum Opfer.

Während der 1. Senat Strafsenat war, hatte der 2. Senat die Eximierten-Angelegenheiten zu bearbeiten. Zweite Instanz für die Eximierten war der 3. Senat, und der 4. Senat übernahm die Funktion als oberste Instanz für sie. Zwar blieben noch zunächst gewisse Obergerichte daneben bestehen wie z. B. das Ravensberger Obertribunal und das Obergericht der Französischen Kolonie in Berlin, aber seitdem das Königliche Patent vom 18. Mai 1748 ergangen war, war doch das gesamte Justizwesen Brandenburg-Preußens neu geordnet und einheitlich organisiert.

In dem Patent vom 17. Mai 1748 war nun, wie Holtze in seiner Geschichte des Kammergerichts schreibt (III, S. 239), auch eine „Deputation“ des neuen Kollegialgerichts geschaffen, das sogenannte „Pupillenkollegium“. Das Wort „Pupille“ stammt ebenfalls wie eximiert aus dem Lateinischen und bedeutet Mündel, Pfingling. Das Pupillenkollegium war als Obervormundschaftsamt gedacht und sollte sowohl die Vormundschaft für die zu den Eximierten gehörenden Mündel führen wie die Aufsicht über die Vormundschaften der nicht eximierten Mündel übernehmen, die den Untergerichten vorbehalten blieben. Bisher mußten die Mitglieder der Landstände die Vormundschaften über die exemten Mündel selbst übernehmen. Sie waren dazu verpflichtet, eine größere oder kleinere Kautio zu stellen. Das wurde oft als sehr

unbequem empfunden und fiel 1748 mit dem Inkrafttreten des Kgl. Patenten weg. Das Vermögen der eximierten Mündel wurde von jetzt ab von dem Pupillenkollegium verwaltet. Nur die Zinsen des Mündelvermögens wurden den Vormündern noch ausgehändigt. Damit war sowohl für die Vormünder wie für die Mündel eine wohlthuende Neueinrichtung geschaffen.

Um nun die Aufgabe des Pupillenkollegiums wirksam werden zu lassen, erging als Bekanntmachung an die Inspektoren der Kirche (heute würde man sie Superintendenten nennen) der Königliche Befehl vom 16. Juli 1748 über die Einrichtung des Pupillenkollegiums und über die Pflichten, die den Geistlichen aus dieser Neueinrichtung erwuchsen. Die Inspektoren hatten sie durch Rundschreiben den Geistlichen ihrer Diözese bekannt zu geben, die durch eigenhändige Unterschrift den Empfang zu quittieren hatten. Überdies mußten die Unterschriften an das Pupillenkollegium eingesandt und der Königliche Befehl in das Kirchenbuch eingetragen werden.

Dabei stellte es sich heraus, daß schon damals Unklarheit über Begriff und Personenkreis der Eximierten bestand. So erging als Ergänzung zu dem Königlichen Befehl die Declaration, die den Begriff des „Eximierten“ klar stellt. Die Declaration ist unterzeichnet durch die beiden Juristen Brand und Irwing. Irwing war Mitglied des Konsistoriums. Von Brand ist näheres nicht bekannt. Offensichtlich war er auch Konsistorialjurist.

Der Wortlaut des Königlichen Befehls, der an die Inspektoren der Kirche erging, lautet:

„Von Gottes Gnaden Friederich König von Preußen, Marggraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reichs Ertz-Cämerrer und Churfürst, Souverainer und Oberster Hertzog von Schlesien, Souverainer Prinz von Oranien, Neuchatel und Vallangin wie auch der Grafschatz Glatz, in Geldern, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge, Stedtin, Pommern, der Cassuben und Wenden, zu Mecklenburg und Crossen pp.

Unsern Gruß zuvor! Andächtiger, wohlgelehrter, lieber Getreuer.

Nachdem wir bey der neuen Einrichtung unsers Cammer-Gerichts unter andern verfertigt, daß ein eigenes Collegium unter dem Nahmen eines Pupillen-Collegii angeordnet worden, welches nach der ihm vorgeschriebenen Instruction die Bevormundung derer Unmündigen, und was dem anhängig, gebührend besorgen soll. Hierzu aber vor allen Dingen nöthig ist, daß dieses Collegium von denen sich ereignenden Sterb-Fällen zu rechter Zeit informiert werde; als befehlen wir euch hiermit in Gnaden sofort nach Empfang dieses sämtlichen Predigern eurer Inspection durch einen Umlauf kund zu thun, daß im Fall eine eximierte unter obgedachtes Cammer-Gerichts Jurisdiction stehende Person mit Hinterlassung unmündiger oder blödsinniger Kinder verstirbt, sie von nun an solches entweder vor dem Begräbniss oder längstens bis 14 Tage darnach bey 10 Rth Straffe, so dem Pupillen-Collegio anheim fallen, mit einer rechtigen Anzeige, wieviel Kinder hinterblieben, welche bevormundet werden müssen, wer die nächsten Verwandten seyen, wo dieselben sich aufhalten oder was sonst von tüchtige Subjecta in loco vorhanden, denen die Vormundschaft Questionis aufgetragen werden könne, jetzt gemeldeten Collegio ohnfehlbar notificiren sollen. Auch habt ihr denen selben mit zu geben, daß sie zur Nachricht ihrer Successores diese Verordnung im Kirchen Buche notiren müssen. Und damit keiner sich entschuldigen könne, er habe dieselbe nicht gelesen, so habt ihr zu verfügen, dass der Umlauff eigenhändig von jeden Prediger unterschrie-

ben werde, welchen ihr an mehr gedachtes Collegium in originali einzuschicken habt. Seind euch mit Gnaden gewogen!

Gegeben Berlin, d. 1. Junii 1748, insinuiert den 16. Julii 1748

C. F. Kindermann.“

Kindermann ist der Ortspfarrer von Pāwesin; aus dem Filial Roskow dieses Pfarrsprengels stammt die wörtliche Abschrift des Befehls.

Aus demselben Kirchenbuch stammt die Abschrift der Declaration, die wenige Monate später den Befehl ergänzte; sie lautet:

„Declaration des Vorstehenden Befehles.

Von Gottes Gnaden Friderich, König pp.

Unsern Gruss zuvor. Andächtiger, wohlgelehrter, lieber Getreuer.

Wir haben aus Verschiedener Inspectorenn Berichten, welche sie auf Unsere Verordnung vom 1 ten Junii c. a. wegen Notification der sich unter den Eximierten eräugenden Sterbefällen abgestattet, wahr genommen, daß denen wenigsten so wohl Inspectoren als Predigern bekannt sey, welche unter den Nahmen der Eximierten gehören. Ob nun wohl das Intelligenz-Wesen bereits zeitig notificiret worden, welche Personen darunter zu rechnen; so scheint es doch, dass Verschiedene Prediger den Intelligenz-Zettel nicht halten noch lesen. Dannenhero ergeheth an Euch hierdurch unser gnädigster Befehl, denen Predigern eurer Inspection bekannt zu machen, dass in der Uckermark die Familien 1. Von Arnim. 2. Von Buch 3. der Graffen von Schlippenbach und 4. von Winterfeld, ferner in den Alten Marck 1. der jetzige Obriste Freyherr von Kannenberg und 2. die Familie des weyland würcklichen Geheimen Etats Ministri Freyherrn von Bülow sintemal diese von den Obergerichten gedachter beyder Provintzien eximiert seyn, und in der Mittel „Marck, Prignitz und Graffschaft Ruppin alle Ober-Officiers, so mögen in Diensten stehen oder nicht, die von Adel, sämtliche Königl. Bediente hohen und niedrigen Standes, die Prediger, desgleichen mente capti et furiosi, und welche immediate unter des Cammer-Gerichts Jurisdiction stehen, und weder zu Aemter, Städte noch andern Untergerichten gehören, unter Eximierten zu verstehen seyn.

Seynd euch mit Gnade gewogen.

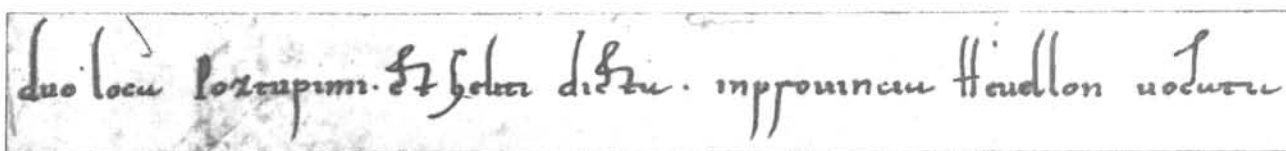
Gegeben Berlin, den 7. Sept. 1748.

Brand. Irwing.“

Soweit die beiden Erlasse. Nicht überall ist man dem Befehl des Königs nachgekommen und hat damals ihn in das Kirchenbuch eingetragen. In manchen Kirchenbüchern steht er überhaupt nicht. In andern ist nur eine längere oder kürzere Inhaltsangabe vermerkt. Man ersieht daraus, daß selbst in den Zeiten der absoluten Monarchie und unter verhältnismäßig einfachen Zuständen sich der Wille des Königs und damit des Staates nicht durchsetzen konnte.

Für uns aber ist durch den Königlichen Befehl und die ihn ergänzende Declaration geklärt, was „eximiert“ bedeutet und wer zu den „Eximierten“ gehört. Darüber hinaus sind aber die beiden Erlasse der Beweis, daß nicht erst der Staat der Gegenwart seine soziale Verpflichtung erkannt hat, sondern daß selbst ein Staat wie die absolute Monarchie mit einer uns so fremd anmutenden Organisationsform etwas von sozialer Verantwortung gewußt hat und sich aus diesem sozialen Verantwortungsbewußtsein zum Handeln verpflichtet wußte.





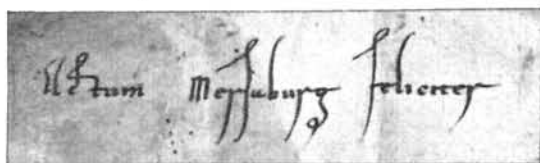
Hermann Schall:

## Der Name Potsdam und die „Insel des Chotěmysl“

(mit 2 Abb. im Text und zwei Kunstdrucktafeln)

Potsdam, die alte Residenz der preußischen Könige und heutige Bezirkshauptstadt, kann sich rühmen, mehr als zwei Jahrhunderte früher als die deutsche Hauptstadt Berlin ins Licht der Geschichte getreten zu sein und kann im Jahre 1993 die Tausendjahrfeier seiner ersten urkundlichen Erwähnung begehen. Die hier wiedergegebene, graphisch sehr ansprechende Urkunde des Sachsenkaisers Otto III. aus dem Jahre 993 ist im Original erhalten und wird derzeit im Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt in Magdeburg, Hegelstraße 25, aufbewahrt.

Der Kaiser schenkt laut dieser Urkunde seiner Verwandten Mathilda, Äbtissin des Stiftes zu Quedlinburg am Nordharz, „duo loca, Pozstupimi et Geliti dicta, in prouincia Heuillon uocata et in insula Chotiemuizles sita“, also zwei Plätze namens Potsdam und Geltow im Lande der Heveller, auf der Insel des Chotěmysl gelegen. Der betreffende Passus der Urkunde ist am Kopf der Seite vergrößert wiedergegeben, desgleichen der Ausstellungsort: „datum Merseburg feliciter“ hierunter.



Erst drei Jahrhunderte später, im Jahre 1304, wird Potsdam zum zweiten Male erwähnt, und zwar nunmehr bereits als Stadt und in deutscher Sprache:

„den — Radmanne tu Potstamp vnd den borgeren gemeyne eyn stücke landes vp der marke tu Bornstede.“ Diese Urkunde ist in Potsdam selbst ausgestellt: „bryf, de gegeuen is tu Potstamp in deme Stedeken —“ (CBr A 11,154 Or, nach einer Abschrift Fidicins). Auch alle nun folgenden Urkunden sind in Potsdam selbst, in Städten der Mark Brandenburg oder Meißen ausgestellt. Sie können bei Riedel (CBr) nachgelesen werden. Hier sind nur einige ausgewählt, die die Entwicklung des Namens „Potsdam“ deutlich machen:

1317 a ponte oppidi postamp vsque ad locum dictum marggreuenhorn ad latus villarum adiacentium, scilicet Capput et verch. — (CBr 10, 231 Kop). Es handelt sich hier um eine Übereignung von Fischereigewässern an das Kloster Lehnin. Dabei ist in Potsdam eine Brücke erwähnt. „Margreuenhorn“ kommt nochmals vor 1523, „von Pottstamb von der Brucke an bis Margenhaken“ (CBr A 10,366 Kop) und bezeichnete eine Landspitze am Schielowsee nördlich von Petzow, gegen Baumgartenbrück zu<sup>1)</sup> (frdl. Auskunft von Herrn Richard Hoffmann, Heimatmuseum Potsdam, dem ich hiermit auch für zahlreiche andere wertvolle Auskünfte danken möchte). Auf die in dieser Urkunde enthaltenen zahlreichen Flur- und Gewässernamen kann hier nicht weiter

eingegangen werden. Wir beschränken uns auf Potsdam selbst und die Namen der auf der „Insel“ gelegenen, mitgenannten Ortschaften:

1323 insule dicte Pozstamp cum ipso oppido Pozstamp ab ista parte Obule usque ad parragium (!) Nedeliz cum proprietate villarum in predicta insula contentarum, videlicet Bornstede, Golme, Grabe, Bornem ac duorum curiarum proprietatem scilicet pr. curie Eke et Elberti — (CBr A 11,154 f. Kop);

1324 frederici plebani in postamp et ottonis de vorlant (CBr 10,237 Or);

1345 in aquis postam (CBr 11,36 Or);

1374 mediam partem aquarum in postamp (CBr 11,62 Or).

Aus dieser Zeit stammt das „Landbuch Kaiser Karls des IV. von 1375“<sup>2)</sup>, welches folgende Eintragungen über Potsdam enthält:

1370 Postamp... illi de opido et de Kyz — Item villa Camerode<sup>3)</sup> (Ldb S. 20);

1373 de Groben cum castro Buten et insula Postdamp (Postdampe Hs C; Ldb. S. 3 u. CBr B 3,4 Or).

1375 Postamp (S. 32); Postamp (35); Postamp (36); De castris super Obula: Postamp est castrum... Item de molend[ino] (!)... Item Slavi (!) de vico vel Kitz (41) — Item villa Camerode dat (Camerode, Hs. A).... Item silva sive merica spectat ad castrum Postamp, ad quam pertinent mel [la] (42); Postamp (53); Postamp (59); has habet civitates: ...Postamp (64); Nomina villarum Czuche: ...L Postamp (75); Camerode sunt 30 mansi, quorum plebanus habet 2... Postamp dabunt... (200); Vicus Postamp... Prefectus opidi in Postamp (213).

1377 Postamp... de agro seminare... et prata (S. 22).

1382 Opidum cum Castro Postamp cum vico, qui dicitur Kytz ac molendino adiacentibus, Thelonium, cum magna merica, que dicitur Postampscerheide, cum aquis, ad dictum Opidum antiquitus pertinentibus — Insuper Molendinum, quod dicitur Hakin Mole... Ad dictum opidum Postamp... predictum Opidum et Castrum Postamp (CBr A 24,387 Or).

1423 In der habel gelegen by postamp, das vormalis Gronwald von postamp gehabt hat (CBr A 11,161 Kop).

1438 unser Slos, Stetlein und Ampt Postamp... und gehultzen zu postamp (CBr A 11,165 Kop).

1447 Copenick, Trebbyn, Sarmund, postamp, Buten, Botsow (CBr C 1,282 Kop).



1452 opiduli postam (!) ... in dicta postam ... in postam (CBr A 11,173/4 Or).

1459 Sedes Spandov: Potstamp (CBr A 8,420 Bistums-Matrikel Brandenburg, nach den Propsteistühlen).

1460 die von Postamp (CBr A 11,160 Kop).

1473 die Kietzer zu Potstamb... zu Potsdam... umb Potstamb (CBr A 11,174 Kop).

ca. 1500 In Sede Spandov: Barym, Grobe, Golm, Potstamp, Bornstede, Gelt... (CBr A 8,458 Or Matrikel der Archidiakonatsbezirke des Bistums Brandenburg).

1523 von Pottstamb von der Brücke an bis Margenhaken (s. o.; CBr A 10,366 Kop).

1543 vnsern Amptman zu Pozstem... vff Potzstemp... mit Potzdemp... (CBr A 13,307).

1543 vnser Ampt Pothstamp... das Schloß vnd Stedlein zu Pothstamp, sampt dem kietz vnd zugehorenden Dorffern — uff vnd umb den Potzstambischen vnd toplitzer werdern (CBr Suppl. Bd. 482/4).

Diese oben vorgeführte Auswahl aus den Belegen ergibt ein klares Bild der Lautentwicklung des Siedlungsnamens, welcher heute „Potsdam“ lautet:

Ganz vereinzelt ist die älteste Form von 993 „Poztupimi“. Mit dem Einsetzen der einheimisch märkischen Urkundenüberlieferung lautet der Ortsname seit 1304 bis etwa 1450 immer nur „Postamp“. Danach setzt ein Schwanken ein: 1452 postam hat das auslautende -p verloren, endgültig aber erst nach 1543. Dagegen wird nun ein -t- eingeschoben: 1459 Potstamp. Nach längerem Schwanken wird nach 1543 die heutige Form „Potsdam“ fest.

Für die Erklärung des Namens sind nur zwei Formen von Wichtigkeit: 993 Poztupimi und 1304—1450 Postamp. Wie erklärt sich die auffallende Verschiedenheit beider Formen, und welche Grundform liegt ihnen zugrunde?

1. Die Form Poztupimi ist ganz vereinzelt. An ihr wurde bisher viel herumgerätselt, dabei ist die Erklärung nicht schwierig. Die Urkunde von 993 ist in Merseburg ausgestellt. Merseburg an der Saale liegt an der Westgrenze des altsorbischen Sprachgebiets. Im Sorbischen ist im 10. Jahrhundert der alte slawische Nasalvokal -o- in -u- verwandelt worden. Bereits Kampffmeyer<sup>1)</sup> hatte erkannt, daß der Unterschied Poztupimi/Postamp ein Unterschied zwischen westslawischen Dialekten, nämlich dem Altsorbischen und Ljutitzischen (das um Potsdam gesprochen wurde), ist. Er irrte nur insofern, als er noch an der alten landläufigen Meinung festhielt, der Name „Postamp“ gehöre zu slaw. \*do, bū m., „Eiche“. Die Sache liegt aber wesentlich anders:

Die einheimisch Ljutitzische Form, wie sie zwischen 1304—1450 uns unverfälscht überliefert ist, lautete \*Postap m., zusammengesetzt aus dem Personennamen \*Postap und dem possessiven Suffix -jъ, welches sich in dem -p manifestiert. Die Erweichung des -p- ist im Deutschen dann verlorengegangen bzw. zeitweise durch die Schreibung -b wiedergegeben. Einem Ljutitzischen \*Postap (sprich -a- wie -am!-) würde im damaligen Altsorbischen schon \*Postup (mit Wandel sorb. -u- aus -o-, entsprochen haben.

Woher stammt dann aber die Endung -imi? Es handelt sich hierbei, wie es in Ortsnamen häufig ist, um einen alten Lokativ (Ortsfall) \*w Postupimi, das ist „in Postupim“. Vermutlich hat ein Sorbe in Merseburg dem Schreiber der Urkunde den Ortsnamen in dieser Form übermittelt, der ihn also in altsorbischer Lautung niederschrieb.

Es ist denkbar, daß damals im 10. Jahrhundert der Ort auf Ljutitzisch \*Postapim m. hieß, d. h. daß das seltenere Suffix -im angehängt wurde. Wir kennen es aus dem Namen der benachbarten Landschaft Barn-im. Später wurde dann -im aufgegeben, so daß der Ort nunmehr \*Postap m. hieß. So ist er seit 1304 überliefert als „Postamp“.

Daß dies keine bloße Konstruktion ist, beweisen zwei verwandte tschechische Ortsnamen und ein altpolnischer Personennamen:

1. Postupice pl. (v Postupicich, do Postupic; Postupák) ist ein Marktflecken 9 km SO Benešov ČSR und belegt als 1205 Postupicich, praedium monii in Ostrov (CB II 382<sub>35</sub>). Er ist, mit einem anderen Suffix, gebildet zum Personennamen \*Postup (Profous 3,444). 2. Přistoupim m. (mundartlich auch ta Přistoupim und Přistoupín, v Přistoupimí!, do Přistoupimí) ist ein Dorf 2 km SO Böhmisches Brod, belegt als 1140—48 praedium Přistupimy (CB I 155<sub>5</sub>); 1205 predium, quod est Přistupymy (CB II 383<sub>12</sub>) (Prof. 3,483). Dieser Ortsname ist zwar mit einer anderen Präposition (při) versehen, stimmt aber formal sonst völlig mit dem altsorbischen Postupimi überein!

Zur Bildungsweise vergleiche man etwa folgende Orts- und Personennamen: den polnischen Ortsnamen Myslimice vom altpolnischen Personennamen Myślim (MH 108 nach Taszycki) oder den Ortsnamen 1256 Radim (MU 2,81), heute „Groß-Raden“, Kr. Güstrow (MH 125) zu Vollnamen wie altsorbisch und serbokroatisch Radimir (MH 125). Auch die Landschaft 1352 Barnym districtus (CBr A 11,42 Or) gehört zu einem Vollnamen wie serbokroatisch Branimir, im Pomoranischen belegt als Kurzname 1223 Barnym (PU 1,159; s. EO I 172).

3. Postamp ist ein überlieferter altpolnischer Personennamen: 1276 Pozstamp (Taszycki 88; Profous 3,444). Er stimmt in der Schreibung fast völlig überein mit unserem Orte „Postamp“ (1324—1438, s. o.) und ganz und gar mit unserer Schreibung von 1323 Pozstamp (s. o.).

Hinsichtlich der Bedeutung gehört der Personennamen Ljutitzisch \*Postap, altsorbisch und tschechisch Postup zum Verbum slaw. \*po-sto, piti (vgl. Holub 353 unter stoupati). Im nahen Niedersorbisch hat postupiš, postupaš folgende Bedeutungen: 1. auf-, hinzutreten, 2. einen Tritt, Schritt tun, auftreten (Muka 2,554). Im Obersorbischen ist postup m. der „Auftritt in der Predigt; Gang, Marsch, Fortschritt“ (Pful 503). Die spezielle Bedeutung im Personennamen läßt sich heute schwer feststellen. —

Möglicherweise sind aber auch folgende Tatsachen für die Bedeutung des Namens \*Postap m. wichtig: In polnischen Mundarten<sup>2)</sup> hat postep m. die Bedeutung „Alraune“ (frdl. Mitteilung von Frau Maria Jeżowa, Warschau). Dazu stimmt im Südrussischen (Ruthenischen) die Bezeichnung pere-stup-eny m. für die „Zaunrübe“ (Bryonia).

Die echte Alraune (Mandragora) ist ein Nachtschattengewächs (Solanazee) des Mittelmeerraums. Wegen der menschenähnlichen Gestalt ihrer Wurzel, welche tief gespalten, zwei menschlichen Beinen ähnelt und wegen ihrer Giftigkeit, die beim Genuß Rauschzustände hervorruft, spielte sie lange eine bedeutsame Rolle im Aberglauben vieler Völker.

In Mitteleuropa wurde sie durch ähnliche, verwandte Solanazeen ersetzt, so auch durch die oben erwähnte Zaunrübe. Daher heißt diese im Tschechischen mužíček m. „Männlein“. Sie spielt auch eine Rolle beim sogenannten „Trittsauber“, worüber Näheres im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ nachzulesen ist (besonders Bd. I Spalte 312 ff. und Bd. IX, Spalte 560). Es kann daher sein, daß der Name Potsdam mit dem „Trittsauber“ (slaw. \*sto, pati „treten“, Miklosich, Etym. Wb., Wien 1886, S. 324) und einer damit zusammenhängenden





ljutitzischen Bezeichnung \*postap m. für eine die echte Airaune in der Mark vertretende einheimische Pflanze (wie die „Zaunrübe“ oder ähnliche) in Verbindung gebracht werden darf. Zur völligen Aufhellung des Sachverhalts sind aber weitere Untersuchungen notwendig.

Das Rätsel um den Namen „Potsdam“ darf somit als gelöst betrachtet werden: Die älteste Namensform von 993 ist eine ortsfremde, ein altsorbischer Lokativ „w Postupimi“. Erst mit dem Jahre 1304 setzt die einheimische echte Überlieferung ein mit ljutitzisch „Postamp“. In deutschem Munde wird später ein sog. „epenthetisches“ -t- vor dem -s- eingeschoben und schließlich das auslautende -p- aufgegeben. Die heutige Schreibung „Potsdam“ setzt sich seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts durch.

Neben Potsdam wird in der Urkunde 993 noch ein zweiter Ort als „auf der Insel des Chotëmysl“ gelegen mitgenannt, nämlich das Dorf „Geltow“ auf der Südwestspitze der Insel. Der Ort hieß damals „Geliti“. Spätere Formen sind: 1242 in villa Jelt (CBr A 10,202); 1339 Hellingi de Gelt (10,244 Kop); 1355 her Jan, perrr zu Ghelt; Rudolf vnd Hans von Gelt (10,250 Or); 1420 eyn dorp Gelt genant vnd was Wychards von Rochow (B 3,301); 1441/5 To gelt einen hoff (C 1,245) u. a. m. wie 1474 Otto Haken — tho Gelth gheseten. Das heutige -ow ist also nicht ursprünglich; es erscheint erst 1540: das Dorff Gelttou (A 10,380) und 1543 Jorge Hacken zu Machnou vnd Gelto (13,307).

Der Name „Geltow“ ist bereits von R. Trautmann erklärt als ljut. \*Jelity pl. Er gehört, wie der verwandte kaschubische Ortsname Jeletkovo n. „Glettkau“ b. Oliva und der polnische ON Jelitów zu altschechisch jelito n. „Mastdarm, Wurst“ wie die belegten altschechischen Zunamen Jelito, Jelitko, auch altpolnisch Jelitko (EO I 59 nach Gebauer und Taszycki). Das ständige G- der Belege statt ljut. J- ist „umgekehrte Schreibung“ der deutschen Neusiedler aus Anhalt, wo mundartlich j- für hochdeutsch g- üblich ist.<sup>6)</sup>

Weitere Orte werden 993 nicht erwähnt. Wir wissen auch nicht, wer der \*Chotëmysl war, nach dem die „Insel“ benannt war, vermutlich ein vornehmer Ljutitze aus dem Stamme der Heveller. Später heißt die Insel stets „Insel Potsdam“ (s. d. Urkunden). Die Frage, ob und welche Orte auf der Insel um die Jahrtausendwende neben Potsdam und Geltow schon bestanden haben, können wir nicht beantworten, da die Urkunden schweigen.

In diesem Zusammenhange gewinnen die Forschungen von Richard Hoffmann besondere Bedeutung. Er hat festgestellt, daß die Insel Potsdam einst durch eine heute nur noch in Spuren zu verfolgende Niederung, das sog. „Potsdamer Tal“ in ostwestlicher Richtung in zwei Inseln geteilt war. Die Niederung verlief von der Stadt Potsdam nach Westen durch den Park von Sanssouci bis zum Golmer Luch. Ihre Talränder werden von Fundorten folgender vorgeschichtlicher Perioden begleitet: Bronzezeit, römische Kaiserzeit (1./2. Jh. n. Chr.), Slawenzeit (westlich und östlich des Ortes Golm), frühdeutsche Zeit (12./13. Jh.). Auch bei Nedlitz im Norden der Insel sind bronzezeitliche, germanische und slawische Funde gemacht worden<sup>7)</sup>.

Alle sonstigen Orte der heutigen „Insel Potsdam“, das sind die Dörfer Bornim, Bornstedt, Eiche, Golm, Grube und Nedlitz, liegen nördlich des „Potsdamer Tales“, also auf der einstigen Nordinsel. Es ist daher möglich, daß um 993 nur die „Südinsel“ mit den beiden Orten Potsdam und Geltow besiedelt war und damals als „Insel des Chotëmysl“ bezeichnet wurde. Die Funde beweisen zwar, daß auch auf der Nordinsel schon in der Bronzezeit Siedlungen bestanden haben. Ihre Ortsnamen sind uns jedoch nicht überliefert. Es bleibt auffallend, daß auch die offensichtlich slawisch benannten Orte Golm, Grube und Nedlitz in der Urkunde von 993 nicht mit genannt sind. Es ist daher fraglich, ob sie vor der deutschen Besiedlung der Insel in der Slawenzeit schon bestanden haben.

Am ehesten möchte man das noch von Golm annehmen. Auf einem flach gerundeten Landrücken, der sich vom Westfuß des namengebenden heutigen „Reiherberges“ in das Golmer Luch hinein erstreckt, liegt die einzellige alte Dorfstraße (heute: Geiselbergstraße). In den Gärten der Bauern, die bis an das Luchufer reichen, sind nun vorwiegend Scherben aus der „mittel- und spätslawischen“ Periode (etwa 800—1150 n. Chr.) gefunden worden<sup>8)</sup>. Damit dürfte „Cholm m.“, das bedeutet „Hügel“, mindestens ebenso alt sein wie Potsdam und Geltow. Das Dorf „Cholm“ trägt also seinen Namen ununterbrochen seit der Slawenzeit nach dem auffallenden heutigen „Reiherberg“, dessen deutscher Name an das einst an Fischreihern gewiß reiche, mehr und mehr austrocknende Luch erinnert. Urkundlich aber ist Golm erst bedeutend später erwähnt.

1289 reditus ecclesie de Bornam et Golm (CBr 11, 12 Or); 1448 ecclesie ville Bornum et filie Golm (so besser statt „Golin“ in CBr 11,106); 1466 die schonow, —, zu golm wonhaftig (11,181 Kop); 1486 Im dorff zu Golm einen freyen hof mit VI huben (11,188 Kop); 1499/1500 Baltzer, Peter von der Grobn zu Bornsted vnd Golm (CBr C 2,432 Kop) usw.

Der erste deutsch benannte Ort der Insel ist erheblich früher schon belegt. Es ist das ostwärts benachbarte Dorf Eiche, nahe der Mündung des „Potsdamer Tales“ in das Golmer Luch. Hoffmann (S. 225) nimmt hier ursprünglich 3 Bauern und 4 Kossäten als Siedler an, die in Streulage ihre Gehöfte angelegt haben. Der Ortsname ist zunächst niederdeutsch:

1193 Allodium, quod uulgo Eken dicitur, cum uinea (!), pratis etc. (CBr A 10,184 Or?): 1195 Zwine, Eken, Tornow — (10,185); 1323 Bornstede, Golme, Grabe, Bornem ac duorum curiarum (!) ... curie Eke et Elberti (A 11,155 Kop); 1433 czu Bornstete — in der Eyke (11,164 Kop); 1441/5 Item tur Eke (CBr C 1,247 Kop); 1486 ex villis Golm, Eyke — (A 11,187 Kop). In der Folgezeit wandelt sich die Namensform zum Hochdeutschen: 1486 das dorff die Eich halb (11,188 Kop.).

Während „Eiche“ 1193 ein allodium genannt wird, wo bereits ein Weinberg besteht, ist es 1323 als „curia“ (Hof) bezeichnet. Mit ihm wird eine zweite „curia Elberti“ erwähnt, also ein „Albertshof“, von dem wir sonst nichts weiter wissen. Er muß wohl bald wüst geworden sein und hat vermutlich in der Nähe gelegen.

Unklar bleiben Alter und sprachliche Herkunft des Ortes Grube im Nordwesten der Insel, an der Wublitz, am Fuße eines geringen Höhenzuges, an dessen nördlichem Abhang auf einer Potsdamer Karte vom Jahre 1774<sup>9)</sup> noch der Flurname „Weinberg“ erscheint. — Die urkundlichen Belege für den Ort beginnen indirekt mit dem Namen einer danach benannten Familie 1264 Albertus de Grobe (CBr 11,5 Or). Nicht zu verwechseln mit dem in der gleichen Urkunde ebenfalls als Zeuge mitgenannten „Henricus de Grobene“ (ebenda). Er gehört zu dem in der Mark weitverzweigten Geschlecht der „von Gröben“, ansässig in dem Orte Gröben, Kreis Zossen. Dieses hatte Besitz in anderen Orten der „Insel Potsdam“. Der Ort selbst erscheint zuerst 1323 als „Grabe“ (CBr 11,155 Kopie!), dann 1349 den hof zu der Gruben, der Kylians von der Groben was — die hof zu der Gruben — vor den hof zu Grube (11,156); 1427 den hoff czur grube — den hoff czu gruben (A 11,83 Kop); 1455 vff der grube (CBr SB 75 Kop); 1486 Grobe (CBr 11,187); 1500 Grobe (8,458 Or).

Trautmann (EO II 68) sieht darin slaw. \*Groby pl. „Gräben“, d. h. durch Wallgräben gesicherte, geschützte Siedlung. Es scheint, daß sehr bald im Deutschen daraus das fast gleichbedeutende „zu der Grube“ geworden ist. Nur die Spatenforschung kann entscheiden, ob hier tatsächlich eine bereits slawische Wallgrabenanlage bestand. Sie wäre verständlich als ergänzende Wehrbefestigung auf dem Gegenufer (O) der Wublitz, annähernd



gegenüber dem Burgwall von „Johlwerder“ südlich Leest, vor der Einmündung der Wublitz in den Zernsee. Wie Bestehorn<sup>10)</sup> betont, liegen alle wendischen Burgwälle der Insel in Wassernähe an Flüssen und See-Engen, und zwar zum Schutze nicht von Landstraßen oder deren Brückengen, sondern zur Überwachung des Verkehrs auf dem Wasser.

Die bisher behandelten, slawisch benannten Orte Potsdam, Geltow, Golm und Grube liegen bezeichnenderweise sämtlich in Randlage, in der Nähe der die Insel Potsdam umgebenden Havelseen. Dagegen liegt das deutsch benannte „Eiche“ ebenso wie die „curia Elberti“ mehr im Innern der Insel. Das ist nicht zufällig so.

Ausgangsort der deutschen Besiedlung des Inselinnern ist ohne Zweifel das Dorf Bornim. Darauf deutet schon die Tatsache, daß die Kirche von Golm 1448 eine Tochterkirche von Bornim ist; auch die Reihenfolge 1323: ... Bornem ac duorum curiarum Eke et Elberti (A 11,155 Kop) spricht dafür.

Die heutige Namensform „Bornim“ erinnert sehr an den Namen der zweifellos slawisch benannten Landschaft „Barnim“. Aber diese Ähnlichkeit trägt; die beiden Namen haben sprachlich nicht das geringste miteinander zu tun. Wir lassen wieder die Urkunden sprechen: 1286 in villa Bornem (CBR A 11,9 Or); 1288 in Bornem (11,11 Or); 1289 in ecclesiis Bornam et Golm (11,12 Kop); 1314 in Ecclesia in villa Bornem (3 x; 11,20/1 Or); 1323 Bornem (11,155 Kop); 1356 in Bornum (11,50 Or); 1356 in villa Bornum (11,49 Or); 1448 ville Bornum (3 x; 11,106 Or); 1459 Sedes Spandow: ... Barnim (!); 8,420 Kop); 1474 dv haken... to bornam gesethen (10,331); 1474 Heine Haken, tho Bornim (! 10,334); 1485 Achim vnnnd Otto Haken, ... tho Bornum (10,353 Kop); ca. 1500 In Sede Spandow: ... Banyum (! 8,458 Or); 1499 Joachim Hake zu Bornym (C 2,432 Cop); 1500—36 Barnim — zu Bornym (! C 2,459 Kop); 1546 die hackenn... zu Bornym (2 x; A 7,180 Or) usw.

Die älteste und originale Namensform ist zweifellos „Bornem“. Genau die gleiche Form haben die ältesten Belege für drei andere Orte, welche heute „Bornum“ heißen. Dies sind:

1. Bornum, Kr. Helmstedt, 4,5 km WNW Königslutter, urk. 1297 Bornem apud Lutere (UB Stadt Braunschweig Jv N 207 Or); 1302 Bornem (ebenda II 501 Or).

2. Bornum, Kr. Wolfenbüttel, 8,5 km SSO Wolf., urk. 1311 Bornem prope Kissenbrugghe (= h. „Kissenbrück“, S. Wolf; CBR A 17,447 Or); 1343 Bornum by Kissenbruge (UB St.Br. IV 76 S. 83 Or).

3. Bornum, Kr. Zerbst, 8 km O Zerbst, urk. 1213 de Bornem (CA 2,8 Or); 1214 Bornem (CA 2,12 Or); 1215 de Burnem (CA 2,18 Or); 1287 Bornum (CA 2,620 Or); 1310 villa Bornum (CA 3,205 Or); 1541 Bornumb (Anh. LR 3 S. 138 Or).

Es ist anzunehmen, daß von einem dieser Orte her unser „Bornem“ auf der Insel Potsdam gegründet und der Name von dort übertragen worden ist. Für welchen Ort die größere Wahrscheinlichkeit spricht, wird weiter unten im Zusammenhang erörtert werden.

Zunächst richten wir jedoch unsere Aufmerksamkeit auf den im Südosten benachbarten Ort „Bornstedt“. Er ist zuerst erwähnt 1304: van der grobene... eyn stücke landes vp der marke tu Bornstede (CBR A 11,154). Ferner 1323 Bornstede (11,155 Kop); 1433 Claws vnd Jaspas von der groben... In dem dorffe Golm... Item czu Bornstete... Item in der Eyke (11,164 Kop); 1449 vor czyten... Arnd vnd peter, gebruder von der grobene seligen, ... eyn stücke landes uf der marcke czu Bornstete... verkouft haben (11,170 Kop); 1441—45 vp dy marcke thu Bornstede hebbe Ik, peter Brand, eine

holstede fry (CBR C 1,249, Kop); 1484 Henning, Hans und Simon von der Gröben Gevettern wonhaftig zu Bornstett vnd Golm (CBR A 9,431); 1486 Bornstett (A 11,187 junge Kop); 1499/1500 Baltzer Peter von der Grobn zu Bornstett vnd Golm (C 2,432) — Peter vonn Grobenn zu Bornstett (2 x; C 2,455); ca. 1500 In sede Spandow: ... Bornstede (A 8, 458 Or).

Auch dieser Ort hat zwei Namensvettern im Westen, und zwar:

1. Bornstett, Kr. Haldensleben, 8,5 km SO Erxleben, urk. 970 Brunningisstedt (CA I, 46 Or); 973 brunigstedt (CBR A 1,17 S. 424 Or); 1133 Brunenstede (CA 1,211 Or); 1144 de Burnsteden ca. 1250/1300 ? Bornenstede (StB Neuh S. 19 Or); 1339 Bornenstede (CBR A 1,17 S. 62 Or) usw.

2. Bornstett, Kr. Eisleben, 6,5 km SW Eisleben, urk. 830—50 Brunistat (Nr. 21 im „Hersfelder Zehntverzeichnis“<sup>11)</sup>) bzw. im letzten Drittel des 9. Jh. Brunstediburg (ebenda Nr. 245); — 979 Burnigistediburch (UB Hersfeld 1,60 Or); 1120 de Bornstede (CA 1,187 Kop); 1144 de Brunenstede (CA VN 298 Kop); 1216 Burnstede (UB Stadt Halberstadt 1,152 Kop) usw.

Für die Frage, woher die Ortsnamen „Bornem“ und „Bornstede“ auf die Insel Potsdam am ehesten übertragen sein können, sind zwei weitere Tatsachen von Bedeutung:

1. in einer im Jahre 1155 in Aschersleben (!) ausgestellten Urkunde Albrechts des Bären<sup>12)</sup> sind als Zeugen genannt: „Liuderus de Grobene, Esicus de Burnenstede, Eckehardus de Burnim“ und dessen Neffe „Heinricus“. Bestehorn (S. 37) knüpft hieran mit Recht die Vermutung<sup>13)</sup>, daß die genannten Familien wahrscheinlich aus dem nordöstlichen Vorlande des Harzes stammen, ebenso wie Albrecht der Bär, dessen Familie bekanntlich aus der Burg Ballenstedt in der Grafschaft Aschersleben stammt.

2. Auch der bisher nicht näher behandelte Ort „Nedlitz“, von dem unten noch zu sprechen sein wird, hat zwei Namensvettern weiter im Westen bzw. Südwesten. Die Belege für alle drei Orte sind hier zusammengestellt:

1. Nedlitz, Kr. Potsdam: 1323 ab ista parte Obule usque ad parragium (!) Nedeliz (CBR A 11,155 Kop); 1435 und die fehre czu Nedeliz (11,339 Kop); 1441—45 otte hake hefft entpfangen: ... Item uff der vehere czu nedeliz — vp dy marcke to nedeliz dry holtsteden vp dem gude to Bornam — up die marcke tu nedeliz eyne holtstede, dy thum hofe thu Bornam hort med allen rechte (CBR C 1,245; 249; 250 Kop). — Man beachte besonders die Zugehörigkeit von Nedlitz zum Gute in Bornim!

2. Nedlitz, Kr. Zerbst, 10 km ONO Lindau: 1331 Naustedelitz (CA 3,588 Or?); 1396 Nedelitz (CA 5,247 Or); 1451 Neddelicze (Reg Anh 440 Or); 1459 Hogen Nedeliz (CBR A 8, S. 419 Or); 1536 wuste dorpmarke Neddelitz (Anh LR III S. 176 Or) usw.

3. Nedlitz, Kr. Burg, 8,5 km OSO Biederitz: 965 Nedialesci (CA 1,39 Kop); 1459 Nedelitz (UB Kloster Berge S. 243 Or); 1459 Nedeliz (CBR A 1,8 S. 419 Kop) usw.

Es ist nun auffallend, daß im Kreise Zerbst, ostwärts der Stadt, das oben erwähnte „Bornum“ (Nr. 3) liegt und nur wenige Kilometer nördlich davon der Ort „Nedlitz“ (Nr. 2). Es könnte daher sein, daß beide Ortsnamen von hier aus auf die Insel Potsdam übertragen sind, während „Bornstett“ entweder aus der Gegend von Haldensleben oder von Eisleben übertragen sein kann<sup>14)</sup>. Diese Frage wird sich vielleicht noch klären lassen, wenn weitere sichere Fälle von Namensübertragung und damit die Richtung der Siedlungsbewegung näher untersucht sein werden. Vorläufig kann nur die



Möglichkeit angedeutet werden, daß auch der Name „Nedlitz“, wiewohl slawischer Herkunft, auf der Insel Potsdam nicht unbedingt einheimisch sein muß.

Der Ort, der seit dem Mittelalter „Nedlitz“ genannt wird, besteht allerdings schon seit vorgeschichtlicher Zeit. Darauf weisen nicht nur zahlreiche Bodenfunde, sondern auch eine vorgeschichtliche Befestigung, der sogenannte „Königswall“ im „Königswalde“ auf der Landspitze zwischen Lehnitz- und Jungfern-See<sup>15)</sup> hin. Bei Nedlitz lag seit jeher der einzige Übergang aus dem Havelland im Norden zur Insel Potsdam und von hier weiter nach Süden zur Zauche. Erst seit 1840 besteht ein zweiter Zugang zur Insel Potsdam von Norden her, über Marquardt (vordem „Schorin“ genannt). Die Wichtigkeit von Nedlitz in alter Zeit wird besonders deutlich bei Betrachtung der Abbildung 1 bei Bestehorn<sup>16)</sup>. Der ganze Nordwesten der Insel Potsdam wird von Sumpfniederungen ausgefüllt (Luch), die wohl erst in historischer Zeit verlandet, vordem, wie das Golmer Luch, bis zu 2 m tiefe Seen gebildet haben mögen. Die Tiefe des Moorgrundes ist vergleichsweise ersichtlich aus dem Bau des Dammes durch das Wublitz-Bruch bei Klein-Paaren (vgl. H. Wagener, „Nedlitz“ S. 414), wobei die Moorschicht mit 80 Fuß (ca. 27 m) festgestellt wurde. In alter Zeit machte diese breite Seen- und Sumpfbzone das Gebiet um Potsdam im Norden völlig unzugänglich, zur Insel. Die breite Sumpfbzone zwischen Fahrlander See (O) und Schlänitz-See (W) wird seit der Zeit des Großen Kurfürsten vom sog. „Schiffsgraben“ benutzt, dem Vorgänger des heutigen „Sacrow—Paretzer Kanals“. Der Kurfürst hat die Verhältnisse auf der Insel entscheidend umgestaltet. Die Großzügigkeit seiner Pläne geht schon daraus hervor, daß er durch den Landmesser Samuel de Suchodoletz einen Prachtatlas der „Herrschaft Potsdam“ herstellen ließ. Dieser Atlas mit insgesamt 43 Karten wurde von S. in den Jahren 1683 bis 85 angefertigt und ist noch heute eine wichtige Grundlage für alle Potsdamer historischen Forschungen<sup>17)</sup>. Nedlitz hat auf dem Plan von Suchodoletz (1683) nur ein Wohnhaus und sechs Nebengebäude (Wagener 404).

Entscheidend für die wirtschaftliche Entwicklung der Insel Potsdam wurde neben dem Bau des „Schiffsgrabens“ noch ein weiteres Unternehmen des Großen Kurfürsten: Er hat sämtliche bis dahin im Besitz von Adelsfamilien befindlichen Güter der Insel (Bornim, Golm, Geltow usw.) aufgekauft und auch das „Fährlehn“ der Familie von Hacke abgelöst. Die Fährle (passagium)<sup>18)</sup> war im Mittelalter eine wichtige Einnahmequelle, daher als Lehn ausgetan und von verschiedenen Adelsfamilien der Nachbarschaft öfter Übergriffen ausgesetzt. Den Hof „Nedlitz“ besaß 1412 Hans von Etzin („Hanns von Etzen recept vff den hoff zu Nedlitz“ usw., vgl. Wagener S. 395), aber die Einkünfte von der Fährle besaß Hans von Hacke auf Machnow (Teltow). Dies Lehn war ihm von Markgraf Johann verliehen, der es 1435 auch auf dessen Söhne übertrug. Das Fährlehn verblieb den Hackes bis 1657. Der erste urkundlich bezeugte Fährmann war 1521 Jesper Selwelangk<sup>19)</sup>, der auch den Krug innehatte. Über ihn und spätere Fergen weiß Wagener (S. 403) ergötzliche Anekdoten zu berichten. 1588 ward Matthias Müller Fährmann. In seiner Familie blieb die Fährgerechtigkeit 300 Jahre lang. Unter dem Schutze der Kurfürsten wurden die Fährleute Müller wohlhabend und selbstbewußt, auch gegenüber verschiedenen Plackereien von seiten des Adels. Sie hatten schließlich ganz Nedlitz an sich gezogen und hatten ihr Erbbegräbnis auf dem Kirchhof zu Bornstedt<sup>20)</sup>.

So viel wir über die geschichtliche Entwicklung von Nedlitz wissen, so wenig über Ursprung und Bedeutung des Namens dieser wichtigen alten Siedlung. Gewiß ist nur, daß er „wendischen“ Ursprungs ist. Es ist aber bereits fraglich, ob er einheimisch (ljutitzisch) oder aber übertragen (altsorbisch) ist. Der früheste Beleg (1323 Nedeliz) läßt die Urform nicht mehr eindeutig erkennen. Auch die frühesten Belege der beiden anderen „Nedlitz“

(s. oben) sind verderbt und unklar. N. im Kreise Zerbst möchte man an Hand des Belegs 1331 „Naustedeliz“ erklären als altsorbisch \*Nowesedlici pl., das ist „Einwohner von \*Nowe Sedlo n. „Neusitz, Neuendorf“, aber die Überlieferung erscheint verdächtig, weil eine so rasche Entwicklung zu bereits 1396 „Nedeliz“ unnatürlich erscheint. Auch die Überlieferung für Nedlitz, Kr. Burg, ist fragwürdig. Falls der früheste Beleg 965 „Nedialesci“ (Kopie!) dennoch zuverlässig sein sollte, wäre er ein sehr früher Beleg für „lechtisches“ \*a (ia) aus urslawisch \*ě<sup>21)</sup> und würde, was geographisch durchaus denkbar ist, für einen damals um Burg gesprochenen lechitischen Dialekt sprechen. Man könnte dann an eine Urform etwa \*Nediališce n. denken, welche den heutigen polnischen Ortsnamen Niedzielisko und Niedzieliska neben Niedziałka, Niedzałki und Niedziałki (Słownik Geograficzny 7, 59; 63/4) ungefähr entsprechen könnte. Auf die dennoch verbleibenden lautlichen Schwierigkeiten kann hier nicht eingegangen werden.

Zur Bedeutung eines Ansatzes \*Nediališce n. wäre zu vergleichen der tschechische Ortsname Nedělišť (Dolní, Horní), 8 km NNW von Königgrätz (Hradec Králové), belegt 1073 villam — Nedelishi (CB I 369<sub>30</sub>); 1143/8 Nedelisti (I 160<sub>25</sub>) und 1346 villam Nedelisce (RB IV 689). Profous erklärt diesen Namen als „Stelle, wo ein „nedil“ ist oder war“ (3, 189). Das altschlesische Wort nediel, -a, -um bedeutete „Gemeingut, gemeinschaftliche Wirtschaft“ (Gebauer II 538). Inwieweit diese Bedeutung auf „Nedlitz“, Kr. Burg, zutreffen mag, bedürfte besonderer Untersuchung. Dagegen stimmt ein Siedlungsname im altsorbischen Siedlungsgebiet lautlich völlig mit dem tschechischen Ortsnamen Nedělišť überein. Es handelt sich um das heutige „Nědlitz“, NW Zeitz, SSW Hohenmölsen, welches 1378 (RM 148, 28) als „Nedelist“ belegt ist.

Nicht viel klarer sehen wir in der Beurteilung der Ortsnamen „Bornum“ und „Bornstedt“. Sie sind auf jeden Fall aus dem deutschen Altlande übertragen, wahrscheinlich aus dem Anhaltischen. Die übereinstimmende urkundliche Form „Bornem“ wird von Kretschmann<sup>22)</sup> zu den Namen auf -heim gestellt, die in Niedersachsen zu -em, -um entartet sind, besonders gehäuft im Braunschweigischen. Im Bestimmungswort Born- haben wir wahrscheinlich einen Personennamen zu sehen, vielleicht Burno (neben Porn, Porno; s. Gottschaldt, Deutsche Männernamen des 12.—14. Jh.).

Ein Vergleich der ältesten Belege für die beiden als Herkunftsorte in Betracht kommenden „Bornstedt“ (s. oben) ergibt, daß beide sprachlich offenbar im wesentlichen übereinstimmen: 970 Brunningisstedt entspricht 979 Burnigisstediburch; 1144 de Burnsteden entspricht 1120 de Bornstede (Kopie!), besser noch 1216 Burnstede. Lassen wir das für die Deutung unerhebliche „bewegliche“ -burch<sup>23)</sup> hier beiseite, so bleibt überall als Grundwort altsächsisch -sted f. „Stätte, Stelle“, das in Thüringen häufig vorkommt und recht alt ist. Manche setzen es in die Zeit vor Entstehung des Thüringerreiches<sup>24)</sup>. Es wird ebenso mit Natur- wie auch mit Personennamen verbunden. Das erschwert in unserem Falle die Deutung. Hinzu kommt noch, daß die Belege zum Teil eine Umstellung des -r- zeigen, die erst spät fest wird. Falls ein Naturname zugrunde liegt, kann dies nur ahd. brunno „Quelle, Quellwasser“ sein, neuhochdeutsch „Brunnen“. Mittel- und niederdeutsch entwickelt sich daraus „Born“, was geographisch für beide „Bornstedt“ paßt<sup>25)</sup>.

Die ältesten Belege beider Orte möchte man jedoch auf eine Urform \*Bruningis- oder \*Burningis- vereinen. Beide sehen wie Genitive eines Personennamen mit dem Suffix -ing aus<sup>26)</sup>. Als passende Personennamen bieten sich an Brūn(-) oder Burno (s. oben). Brūn seinerseits kann sowohl Zuname „der Braune; der Bär“ sein<sup>27)</sup> oder aber Kurzname zu Vollnamen wie Brūn-hart, -rät, -rich, -wart usw. Der Name Bruning, heute auch „Brüning“,

ist weit verbreitet<sup>28)</sup>. Es ist somit nicht gut möglich, für die drei Orte Bornim, Bornstedt und Nedlitz nach dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens eine eindeutige Erklärung zu geben. Hier müssen wir uns bescheiden in der Hoffnung, daß weitere Bodenfunde oder Urkunden später der Forschung gestatten werden, noch tiefer in die Geheimnisse der Insel Potsdam vorzudringen.

**Zusammenfassung:** Der Name „Potsdam“ geht auf einen ljtutischen Personennamen \*Postamp zurück und erscheint so auch längere Zeit (1303—1450) unverändert in den urkundlichen Belegen. Das Rätsel um die Form „Poztupimi“ in der ältesten Erwähnung des Ortes (993) darf als gelöst betrachtet werden. Es handelt sich um einen altsorbischen Lokativ (Ortsfall) „\*w Postupimi“, der am Ausstellungsort der Urkunde von 993, in Merseburg, vermutlich durch Vermittlung eines Sorben, aufgezeichnet wurde. Ein Personennamen ist auch „\*Cho-těmysl“, nach dem die Insel 993 benannt wird. Später ist seit dem 14. Jahrhundert dafür stets nur noch „Postamp“ gebräuchlich.

Die übrigen Ortsnamen der Insel lassen sich in zwei Gruppen gliedern:

a) Die Orte in Randlage am Ufer der die Insel umgebenden Havelseen sind einheimisch slavisch benannt, vielleicht mit Ausnahme von Nedlitz (s. unten). Es sind die Orte Geltow (\*Jelity pl., vom Personennamen Jelito „Wurst“), Golm (\*Cholm „Hügel“, heute der „Reiherberg“), Grube (\*Groby pl. „Gräben“).

b) Dagegen sind sämtliche Orte im Innern der Insel deutsch benannt und zum großen Teil aus dem deutschen Altlande, vermutlich aus dem östlichen Vorlande des Harzes (Anhalt) von den Neusiedlern fertig mitgebracht, auf die Insel übertragen worden. Da slavische Ortsnamen im Inselinnern fehlen, ist dieses aller Wahrscheinlichkeit nach in größerem Maßstab erst im deutschen Mittelalter erschlossen worden. Mittelpunkt dieser Neusiedlung ist Bornim („Bornem“). Daneben liegt Bornstedt. Wie diese kann auch Nedlitz als fertiger Ortsname, und zwar als in deutschem Munde bereits umgestalteter Name, hierher übertragen worden sein. Zwei Höfe, Eiche und die Wüstung Albertshof („curia Elberti“) mögen die einzigen deutsch benannten Siedlungen sein, welche erst auf der Insel selbst ihren Namen „aus wilder Wurzel“ erhalten haben.

Vorgeschichtliche Siedlungen verteilen sich vor allem wieder auf die Inselufer, aber auch an den Talrändern des sog. „Potsdamer Tales“, welches die Insel von Ost nach West durchzogen hat, so daß eigentlich zwei Inseln bestanden haben. Möglicherweise war nur die Südinself mit Potsdam und Geltow die „Insel des Chotěmysl..

## Abkürzungen

Bach II	Bach, A. Deutsche Namenkunde II. — Die deutschen Ortsnamen. 1; 2. Heidelberg 1953/4
CA	Codex diplomaticus Anhaltinus, von Otto von Heinemann. — Dessau 1867—1883
CB	Friedrich, Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae. — Prag 1905 ff.
CBBr	Riedel, A. Codex diplomaticus Brandenburgensis. — Berlin 1838 ff.
EO I, II	Trautmann, R. Die Elb- und Ostseeslawischen Ortsnamen I, II. — Berlin 1948/9
Gebauer	Gebauer, F. Historická mluvnice jazyka českého. — Prag/Wien 1894/1909
Holub	Holub, J., und Kopečný, F. Etymologický slovník jazyka českého. — Prag 1952
Ldb	Schultze, J. Das Landbuch der Mark Brandenburg von 1375. — Berlin 1940
MH	Trautmann, R. Die slavischen Ortsnamen Mecklenburgs und Holsteins. — Berlin 1950
MU	Mecklenburgisches Urkundenbuch. — Schwerin 1863—1936
Muka	Muka (Mucke), A. Wörterbuch der niederwendischen Sprache. St. Petersburg/Prag 1911—1928
Profous	Profous, A. Místní jména v Čechách (Die Ortsnamen in Böhmen) I—IV. — Prag 1947—1957
PU	Pommersches Urkundenbuch. — Stettin 1868 ff.
RM	Beschorner, H. Registrum Dominorum Marchionum Missnensium (1378). — Leipzig/Berlin 1933
SiG	Słownik Geograficzny królestwa Polskiego. Warschau 1880 ff
StB Neu	Die Stadtbücher von Neuhaudensleben (ca. 1255—1463). — Berlin 1923
Taszycki	Najdawniejsze polskie imiona osobowe (Die ältesten polnischen Personennamen). — Krakau 1925
UB Hersf	Urkundenbuch der Reichsabtei Hersfeld, 1. Bd. — Marburg 1936
UB Kl. Berge	Urkundenbuch des Klosters Berge bei Magdeburg. — Halle 1879
UB StBr	Urkundenbuch der Stadt Braunschweig. 4 Bände. — Braunschweig 1900—1912
UB StHalb	Urkundenbuch der Stadt Halberstadt. 2 Teile. — Berlin 1878/9

<sup>1)</sup> Vgl. Dr. Bestehorn im „Potsdamer Tageblatt“ vom 6. 3. 1925: „Zur Geschichte der havelländischen Fischerei“. Das Werdersche Horn. Nach dem alten Lehniner Amtsbuch aus der 2. Hälfte des 16. Jh. und einem Amtskammerverzeichnis vom Jahre 1602 gehörten zum „Werderschen Horn“ folgende Züge: ... die Frouen Langke und das gemeine Zuck bei Petzow, im alten Lehniner Amtsbuch als „Markgrahorn“ bezeichnet. — <sup>2)</sup> Johannes Schultze, Das Landbuch der Mark Brandenburg von 1375. Berlin 1940. — <sup>3)</sup> Die Wüstung „Camerode“ ist heute Ortsteil von Ferch, Kr. Zauch-Belzig. — <sup>4)</sup> Der Slawist Prof. K a m p f m e y e r von der Berliner Universität erklärt, „Poztupimi“ als „Unter den Eichen“. Der Unterschied zwischen „Poztupimi“ und „Postamb“ sei nur dialektisch usw. Siehe: „Die Residenzstadt Potsdam“. Berichte u. Bilder. Herausgegeben von Martin Hürlimann unter Mitarbeit von Paul Ortwin Rave. Berlin 1933, S. 12 f. — Zum Vorkommen von „Sorabismen“ in Ortsnamen des elb- und ostseeslaw. Sprachgebiets siehe auch: Friedrich Lorenz in der „Zeitschrift für slawische Philologie“ III (1936), S. 443/4. — <sup>5)</sup> Im Gebiet von Neusandez (Nowy Sącz) am Dunajec in Klempolen. —

<sup>6)</sup> Herr R. Hoffmann-Potsdam weist noch auf folgenden Tatbestand hin, der weiterer Untersuchung wert wäre: Eine Nordthüringer Landschaft, Mittelpunkt ist die Stadt Artern, heißt im Volksmunde „die Gelte“. Vgl. Dr. Heinrich Brambach, Berlin: „Über die nordthüringer Gelte“ (in: Arterner Stadtjahr 1929. Festschrift der Aratora. Artern (Unstrut) 1929, S. 12—16). Über Alter und urkundliche Belege für diesen Landschaftsnamen ist uns vorerst nichts Sicheres bekannt. Am Nordostrand der

„Gelte“ liegt Sittichenbach, von dessen Kloster aus das Potsdam nahe Kloster Lehnin im Jahre 1180 gegründet wurde (vgl. Gustav Abb und Gottfried Wentz, „Das Bistum Brandenburg“ Teil I, S. 256/7, in Germania Sacra I 1 Berlin/Leipzig 1929). Unweit von Sittichenbach, am Ursprung der Röhne, 7 km SW von Eisleben, liegt ein Bornstedt (siehe unten). Man könnte danach vermuten, daß auch der Name „Gelte“ von hier aus auf die Insel Potsdam übertragen worden wäre. Angesichts der sehr frühen Erwähnung von „Geliti“ (heute „Geltow“) bleibt dies vorerst unwahrscheinlich, weil um die Jahrtausendwende eine deutsche Besiedlung der Mark Brandenburg in größerem Maßstabe sicher noch nicht stattgefunden hat. Es erscheint auch fraglich, ob wir in „Geliti“ (993) einen vereinzelt überlebenden Namen aus der vorslawischen Germanenzeit sehen dürfen. Immerhin darf Folgendes hier nicht unerwähnt bleiben: Das heutige „Gittelde“ im Kreise Gandersheim, an der Söse im westlichen Oberharz gelegen, ist uns bereits auf einer Münzumschrift aus dem Anfang des 11. Jh. n. Chr. überliefert. Die Umschrift lautet: „hir staid te biscop. Jelithi pining“ (so bei E. Schröder im „Anzeiger für dt. Altertum und dt. Literatur“, Bd. 28, S. 174). Der Name des Ortes, welcher in einem niemals von Slawen besiedelten Gebiet liegt, lautete also um die Jahrtausendwende, fast gleichzeitig mit unserem Potsdamer Beleg „Geliti“ (993), beinahe ebenso, nämlich „Jelithi(9)“. Wie er aus dem Germanischen zu erklären ist, sei dahingestellt (vgl. F. Holthausen, Altsächsisches Elementarbuch, 2. Aufl., Heidelberg 1921, S. 14). Frdl. Hinweis von Max Bathe. — <sup>7)</sup> Vgl. Heinrich Wagener, „Nedlitz bei Potsdam“. In „Der Bär“, 18. Jahrgang (1892) S. 394 ff.

—<sup>8)</sup> Vgl. Richard Hoffmann, „Das Dorf Golm, Kr. Potsdam-Land“. In „Märkische Heimat“ 2 (1957) H. 3, S. 225 ff., besonders S. 226/7. —<sup>9)</sup> „Plan von der sogenannten Insel POTSDAM nebst den umliegenden Gegenden — herausgegeben im Jahr 1774.“ — Der FIN „Weinberg“ ist auch noch auf dem „Plan von der Insel POTSDAM und deren Stadt Gebiet 1804“ verzeichnet (beide Karten im Heimatmuseum Potsdam). —<sup>10)</sup> Bestehorn S. 106/7 und Abbildung 2 in: Friedrich Bestehorn, Deutsche Urgeschichte der Insel Potsdam. Mit zahlreichen Abbildungen, Karten u. Skizzen. Verlag von A. W. Hayn's Erben. Potsdam/Berlin, SW 68 (1936), 161 Seiten. —<sup>11)</sup> Nach der jüngsten Bearbeitung durch Siegmund A. Wolf, „Beiträge zur Erläuterung des Hersfelder Zehntverzeichnisses“ im „Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung“ Bd. 7, 1956, S. 1—35, sowie derselbe, „Zur Erklärung der Ortsnamen des Hersfelder Zehntverzeichnisses“ in „Beiträge zur Namenforschung“ 6 (1955), S. 292—314 und 7 (1956), S. 16—21. —<sup>12)</sup> Krabbe, Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus askanischem Hause, Band I, Seite 47. — Leipzig 1910. —<sup>13)</sup> Zuerst ausgesprochen von Backschat, siehe „Potsdamer Tageszeitung“ vom 7. Januar 1926. —<sup>14)</sup> Die Tatsache, daß auf der Feldmark von „Bornstedt“ slawische Funde gemacht wurden (R. Hoffmann) und daß im Jahre 1375 in B. keine Bauern, sondern nur 12 Kossäten ansässig waren, die einen Pauschalbetrag als Zins geben, und von Anneliese Krenzlin (in „Dorf, Feld und Wirtschaft im Gebiet der großen Täler und Platten östlich der Elbe“, S. 128, Remagen/Rh. 1952) als „slawischer Bevölkerungsrest“ angesehen werden, ist zu beachten. Die 30 Hufen der Dorfmark B. waren 1375 ganz in Ritterhand. — Man wird daher zu unterscheiden haben zwischen a) den Ortseinwohnern, welche vermutlich Slawen waren, und b) dem Namen Bornstedt, der durch eine deutsche Ritterfamilie aus dem Altland hierher übertragen sein wird. —<sup>15)</sup> S. Bestehorn, S. 57/58 und 107 ff. —<sup>16)</sup> S. Bestehorn, S. 7. —<sup>17)</sup> Vgl. Mitteilungen des Vereins f. d. Geschichte Potsdams 323, 34 ff. Einen Teilausschnitt veröffentlichte Ernst Friedländer im „Hohenzollern-Jahrbuch“, 4. Jahrgang (1900), in etwas verkleinertem Maßstab („Beiträge zur Geschichte der Landes-Aufnahme in

Brandenburg-Preußen“, ebenda). — Vgl. ferner: P. Clauswitz, „Die Pläne von Berlin usw.“, Berlin 1906, S. 20. —<sup>18)</sup> Bei Riedel (im J. 1323; CDr A 11,155 Kop. s. o.) „parragium“, wohl fälschlich, da das ganz seltene mittellateinische „paragium“ eine völlig andere, unpassende Bedeutung hat (siehe „Zeitschrift f. Rechtsgeschichte“, Germanist. Abt. Generalregister zu Bd. I bis 50, Weimar 1932). —<sup>19)</sup> Name vermutlich nach dem Dorfe „Selbelang“, Westhavelland, 1375 Selvelank (Landbuch 73; 168), das ist slaw. \*zelvij lag m. „Schildkröten-Au“, nach der slaw. \*zeluva f. „Sumpfschildkröte“ (s. Trautmann EO II 57; 106). —<sup>20)</sup> Das Familienarchiv der Nedlitzer „Müller“ befindet sich jetzt bei den Akten Nedlitz im Heimatmuseum Potsdam (frdl. Mitteilung von R. Hoffmann). —<sup>21)</sup> Der Lautwandel a zu ʼa ist sehr alt im Lechitischen. Vgl. in der „Gnesener Bulle“ (1136) Balouanz (= poln. Białowas; in Thietmars Chronik ca. 1015 Diadesizi und sogar schon beim „Bayrischen Geographen“ (9. Jh. n. Chr.) Dziadoszanie; siehe „Gramatyka historyczna języka Polskiego“ (1955), S. 81. —<sup>22)</sup> Hans-Heinrich Kretschmann, Die heim-Ortsnamen und ihre Bedeutung für die Siedlungsgeschichte des Landes östlich der oberen u. mittleren Weser. Hamburg 1938. Dazu Besprechung durch L. Fiesel in „Zeitschrift für Namenforschung“ 17, 90. —<sup>23)</sup> Vgl. Ernst Schwarz, Deutsche Namenforschung II 185 ff., Göttingen 1950. —<sup>24)</sup> Ebenda S. 149 f. — stedi kann auch Lokativ sg. sowie Nominativ pl. sein. Im Althochdeutschen entspricht stedi f. und ursprünglich auch stat f., Plural steti „Stätte“, erst seit früh-mhd. „Stadt“. Die i-Deklination verfällt seit ca. 1050 (Bach II § 121). Vgl. Kluge, S. 584; 587. —<sup>25)</sup> Vgl. Kluge, Etymol. Wörterbuch d. deutschen Sprache 17. A. Berlin 1957, S. 104 f. —<sup>26)</sup> E. Schwarz II 126 betont mit Recht, daß -ing „nur eine Zugehörigkeit recht weiter Art“ ausdrückte. Es kann daher sowohl an Appellativa wie auch an Personennamen treten, wobei es sowohl Koseform wie auch Bezeichnung für „Nachkommen oder Leute des X.“ sein kann. —<sup>27)</sup> Vgl. Kluge, S. 74 unter „braun“. —<sup>28)</sup> Vgl. W. Kaspers in „Zschr. f. Namenforschung“ 16, 85. — Ferner Bach, „Die deutschen Personennamen“ §§ 25; 223 B 1; 237 d; 396, 1.

Günter Stein:

## Ofenkeramik der Gotik und Renaissance auf der Spandauer Zitadelle

(mit 2 Kunstdrucktafeln)

Über die vom Lehrstuhl für Baugeschichte und Bauaufnahme mit Institut für Baugeschichte der Technischen Universität Berlin in den Jahren 1956 und 1957 am sog. Haus 2 der Spandauer Zitadelle durchgeführten baugeschichtlichen Untersuchungen hat Verf. im Vorjahre ausführlich berichtet<sup>1)</sup>. Dabei wurde darauf hingewiesen, daß bei den Fundamentuntersuchungen vornehmlich an der Südseite des Hauses 2 eine große Menge interessanter Keramikfragmente zutage gekommen ist<sup>2)</sup>, von der hier nur die Ofenkeramik der Gotik und Renaissance wegen ihres Formenreichtums veröffentlicht werden soll. Es handelt sich hierbei zwar nur um Fragmente, und nur in geringem Umfange ließen sich größere Partien zusammenfügen<sup>3)</sup> — dies liegt naturgemäß an dem bescheidenen Ausmaß des untersuchten Bodens —, immerhin aber ergeben die gefundenen Bruchstücke mit ihren mannigfaltigen Mustern, Formen und Darstellungen ein interessantes und vielseitiges Bild der im 15. und 16. Jahrhundert hier im ehemaligen kurfürstlichen Schloß Spandau verwendeten Kachelofenkeramik und bilden damit eventuell eine recht willkommene Ergänzung des bisher vornehmlich von K. Strauß<sup>4)</sup> publizierten Materials. — Verf. beschränkt sich im folgenden auf eine knappe Beschreibung der gefundenen Stücke ohne eine genauere Entwicklungsgeschichte zu geben und verweist dafür auf die Publikation von Strauß, der die wichtigste Arbeit zur Kenntnis dieser Materie geleistet hat<sup>5)</sup>.

Die im folgenden besprochenen und abgebildeten Kachelfragmente fanden sich südlich des Hauses 2 im Boden bis zu einer Tiefe von 2,55 m unter dem Niveau des Hofes und ergaben eine annähernd genaue Datierung von zwei für die Datierung des Hauses 2 selbst wichtigen Schichtkomplexen<sup>6)</sup>. Geht man von der vornehmlich bei mittelalterlichen Borganlagen wiederholt bestätigten Ge-

pflogenheit aus, daß bei baulichen Veränderungen an oder in einem Gebäude alte, unbrauchbar gewordene Keramik häufig als Bauschutt oder Auffüllmaterial direkt an oder in der Nähe des betreffenden Bauwerks benutzt wurde, ohne sich die Mühe eines weiteren Abtransportes zu machen, so ergibt sich hier an diesem Wohnbau der ehemaligen Burg, später des Schlosses und letztlich der Festung Spandau die Tatsache, daß bei zwei solchen Gelegenheiten Gebrauchs- und Ofenkeramik an der Südseite des Baues, nämlich an der dem Graben zugelegenen Feldseite, als einer Art Schuttbladestelle, offensichtlich in beträchtlicher Menge eingeschüttet wurde.

Der erste Anlaß solcher Einschüttung war der Neubau des Hauses 2 in seiner in großen Zügen noch jetzt erhaltenen Form in den Jahren 1521—23, wo man auf den Grundmauern eines vermutlich askanischen Baues unter Benutzung der 1510 geschändeten und vom Spandauer Judenkiever geraubten Grabsteine das „neue Gebäude“ für den Kurfürsten Joachim I. bzw. dessen Gemahlin Elisabeth errichtete. Damals müssen die drei dunklen Schuttschichten, die von der Oberkante der gerammten Pfähle bis etwa 40 cm unterhalb der Oberkante des vorspringenden, vermutlich askanischen Mauerwerkes reichen (Inventar: Schichten II a—c), geschüttet worden sein<sup>7)</sup>. In diesen drei Schichten lagen Reste der um diese Zeit, also 1521—23, veralteten und wohl auch unbrauchbaren gotischen bzw. spätgotischen Ofenkeramik, nämlich Fragmente von Napfkacheln.

1. Bruchstücke von Napfkacheln aus grauem unglasierten Ton. Boden rund, glatt; Zarge gerillt; Rand lippenförmig. Höhe 14,2 cm; Bodendurchmesser 6,3 cm; obere Seitenlängen 12,5×12,5 cm. — (Inv.-Nr. 1104—1215). A b b. 1, a.

Es ist die in der Mark häufig verbreitete Napfkachelform, die sich aus der älteren, plumpen Topfkachel entwickelt hat und sich von dieser durch die gefälliger konische Form des Rumpfes unterscheidet; sie kommt im 14. Jhd. auf und dürfte bis weit ins 15. Jhd. hinein in Gebrauch gewesen sein<sup>8)</sup>.

2. Bruchstücke von Napfkacheln aus gelbem Ton, Inneres grün glasiert. Boden rund, entweder glatt oder mit konzentrischen Ringen oder Rosetten verziert, Zarge gerillt; Rand lippenförmig oder mit geraden, glatten Kanten; Höhe 11,5 cm; Bodendurchmesser 6,5—7,3 cm. — (Inv.-Nr. 656—1085). Abb. 1, b u. c.  
Die ersten Glasuren von Keramik entstanden um 1283 in Schlettstadt/Elßaß; wenig später mag auch Ofenkeramik glasiert worden sein<sup>9)</sup>. Gotische Kachelglasuren (in der Regel hellgrün oder gelblich) sind meist fehlerhaft und porös<sup>10)</sup>. Hier deuten die Bodenverzierung und die kräftige tiefgrüne Glasur auf eine Entstehung in der Mitte oder 2. Hälfte des 15. Jhds. Auch diese Kachelart ist in der Mark nicht selten<sup>11)</sup>.

Der zweite Anlaß zur Ausschüttung alter, unbrauchbarer Keramik ergab sich nach 1564 beim Ausbau des Schlosses zur landesherrlichen Festung; damals wurde der alte Burggraben, der vor der Südseite des Hauses 2 verlief, zugeschüttet, die neue Kurtine mit neuem Graben südlich davorgelegt. Die Anschüttung diente also der Planierung des Geländes südlich vor dem Haus 2 als Zufahrt zur südwestlichen Bastion (später „König“). Es handelt sich dabei um vier Schuttschichten, die, am Haus 2 gemessen, von etwa 31,4 bis 32,2 m ü. N.N. liegen und nach Süden zu abfallen (Inventar: Schichten III a—d)<sup>12)</sup>. Hierbei hat man nun, darauf läßt die Vielzahl der Muster und Formen schließen, mindestens einen, vermutlich aber zwei große, alte Kachelöfen zerschlagen und in der Mitte der Südseite des Hauses 2 aus einem Fenster in den alten Graben geworfen; an dieser Stelle, an der sich deshalb auch größere Klumpen roten Lehm und schon bei einer vorherigen unkontrollierten Aufgrabung durch die Berufsfachschule für das Baugewerbe sehr viele Fragmente gefunden hatten<sup>13)</sup>, legten wir in berechtigter Erwartung weiterer interessanter Funde unseren Südschnitt für die Fundamentuntersuchung am Haus 2 an<sup>14)</sup>. Bei den zahlreichen Kachelfragmenten, die hier zutage kamen, handelt es sich vornehmlich um Ware aus der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts; darauf deuten nicht nur die meist tadellosen grünen, sondern auch vor allem die bunten Glasuren — Stengel spricht mit Recht von der „fröhlichen Buntheit der Joachimischen Epoche“<sup>14)</sup> —, die Formen der Blattnapfkacheln mit nur etwa 3—4 cm hohem Rumpf, die Relief- und Rundplastik sowie vor allem die Trachten der figürlichen Darstellungen und die Architekturdetails. Die hier eingeschütteten Bruchstücke gehörten also zu Ofen, die nach dem Neubau des Hauses 2 1521—23 gesetzt worden sein müssen. Das schließt jedoch nicht aus, daß einzelne Kachelsorten z. T. schon am Ende des 15. Jahrhunderts angefertigt worden sind und von den Töpfereien sozusagen „vom Lager“ im kurfürstlichen Auftrag bezogen wurden. Zudem zeigen sich noch viele spätgotische Besonderheiten, z. B. in der Form der sog. Nischenkachel selbst, in den figürlichen Darstellungen, in den gotischen Minuskeln der Schriftbänder, die allerdings bis weit ins 16. Jahrhundert hinein gebräuchlich waren, in den Resten der Kreuzblumenaufsätze usw. — In den architektonischen Motiven ist der Einfluß italienischer Renaissance unverkennbar. Ein vielleicht nicht unbeträchtlicher Teil der Kacheln scheint aus Sachsen importiert worden zu sein, was aufgrund der zeitweise recht engen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen Brandenburgs zu Sachsen im 16. Jahrhundert ohnehin nicht verwunderlich wäre; die auf einigen Fragmenten auftretenden heraldischen Motive sind jedenfalls offensichtlich dem kursächsischen Wappen entnommen.

Im folgenden seien die gefundenen Kachelfragmente des 16. Jahrhunderts kurz aufgezählt und beschrieben. Das Material ist in der Regel gelblicher Ton.

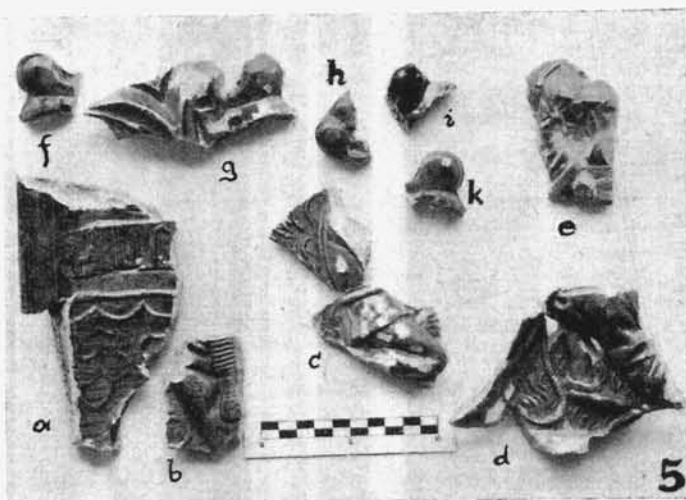
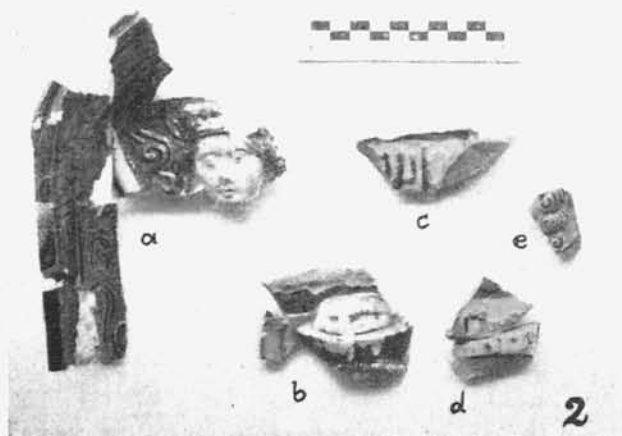
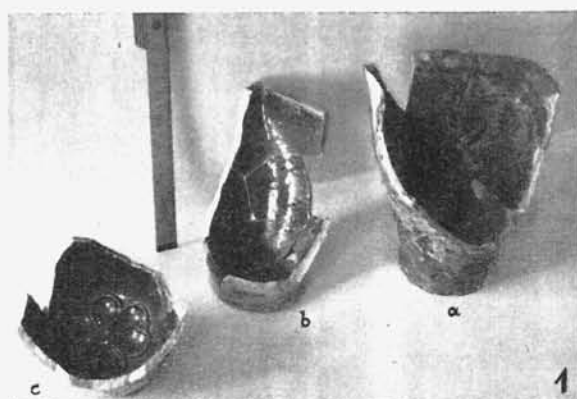
1. Bruchstück einer bunt glasierten Nischenkachel. Vermutlich Darstellung der Hl. Katharina. — Rahmen, Grund, Haar, Krone, Nimbus gelbbraun; Gesicht und Schwertschuppe weiß. — Ende 15. oder Anfang 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 108). Abb. 2, a.
2. Bruchstücke einer buntglasierten Nischenkachel mit Darstellung der Hl. Katharina vor einem Vorhang und Schriftband mit gotischen Minuskeln. Rahmen und Grund grün; Vorhang, Haar, Krone, Nimbus, Untergewand gelbbraun; Fleischteile und Schriftband weiß; Obergewand und Schrift schwarz; Schwert hellblau. — Ende 15. oder Anfang 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 110—117). Abb. 3.

Ein genau entsprechendes, aber ganz erhaltenes Stück der Darstellung der Hl. Katharina befand sich in der Slg. Figdor in Wien<sup>15)</sup>. Abb. 4, ein gleiches grub man in den Ruinen des Georgenberg-Klosters in Goslar aus<sup>16)</sup>. In gleicher Ausführung sind andere Heiligendarstellungen gefunden worden; so befanden sich zwei weitere Stücke in der Slg. Figdor<sup>17)</sup>, sieben andere auf dem Georgenberg in Goslar<sup>18)</sup>, wieder andere in Dresden, im German. Nationalmuseum in Nürnberg<sup>19)</sup> und in ehem. Berliner Privatbesitz<sup>20)</sup>, so daß im ganzen etwa 24 verschiedene Typen dieser Gattung (Höhe 31—33 cm, Breite 21 cm) vorhanden gewesen sein müssen<sup>20a)</sup>. Auch hier am Haus 2 der Zitadelle Spandau fanden sich Bruchstücke von mindestens noch zwei weiteren Kacheln dieser Art (Inv.-Nr. 118—140).

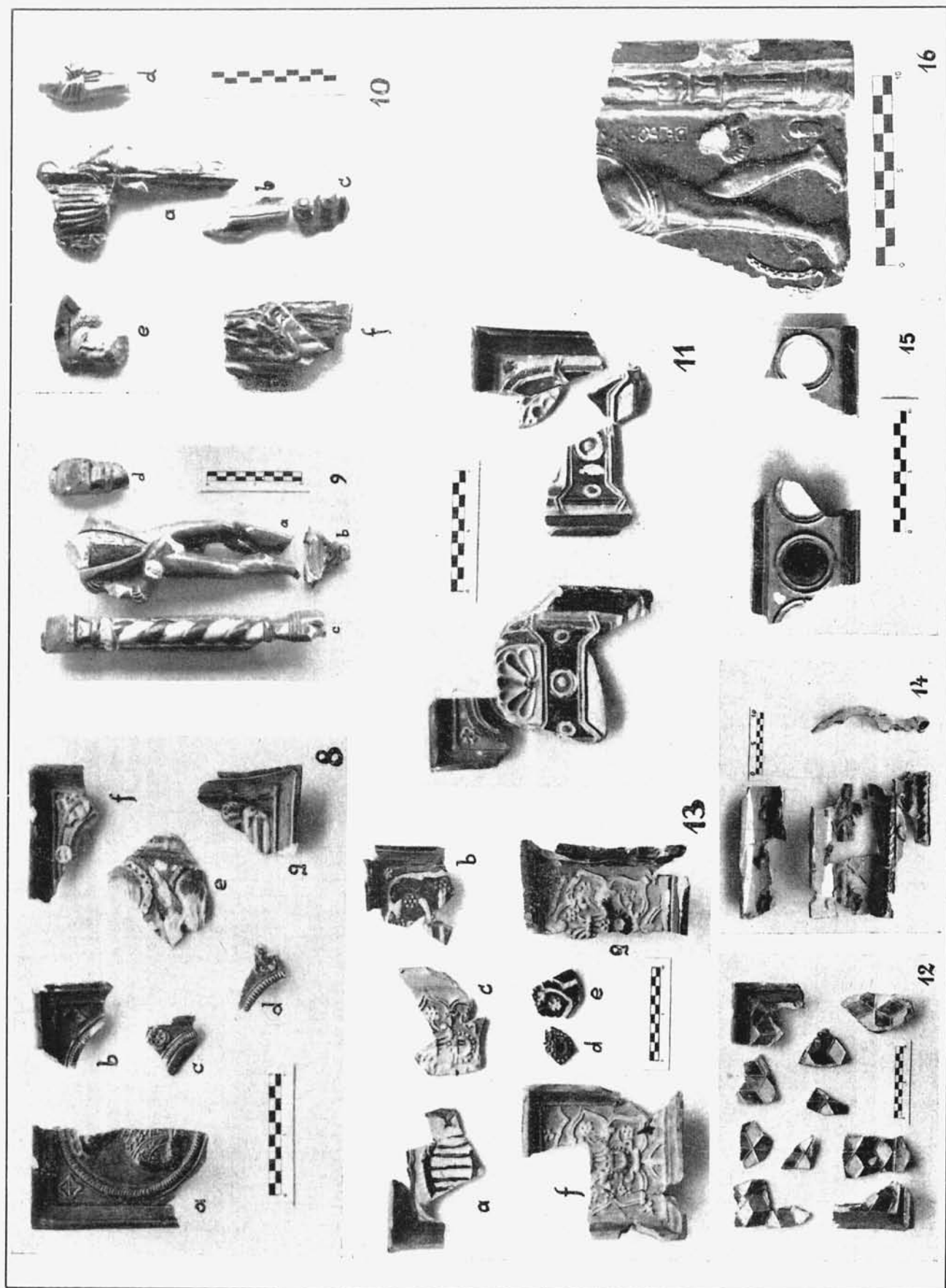
Abb. 2, b—e.

Nischenkacheln wurden seit etwa 1400 aus halbierten Tongefäßen hergestellt<sup>21)</sup>, Mitte des 15. Jhds. treten grünglasierte Stücke im Bodenseegebiet auf<sup>22)</sup>. Bunte Glasuren scheinen am Ende des 15. oder Anfang des 16. Jhds. speziell in Gegenden des Erzbergbaues entwickelt worden zu sein; daher datiert Walcher von Molthein diese buntglasierten Nischenkachelart in die Zeit um 1500 und spricht sie ihrer Glasurtechnik wegen als sächsisches Fabrikat, eventuell sogar erzgebirgischer Herkunft an<sup>23)</sup>. Diese Datierung wird gestützt durch die Funde des Georgenberg-Klosters in Goslar, die zwischen der letzten Renovierung des Klosters (1486) und dessen Zerstörung (1527) zeitlich ähnlich festgelegt sind<sup>24)</sup>. Die sächsische Herkunft dieser Gattung scheint ein Stück aus dem German. Nat.-Museum Nürnberg zu bestätigen, das eine männliche Halbfigur mit dem kursächsischen Rautenzweigwappen unter dem Schriftband „sachsen“ zeigt<sup>25)</sup>.

3. Bruchstücke grünglasierter Nischenkacheln mit figürlichen Darstellungen; ähnlich den unter 1. und 2. genannten buntglasierten Gattungen, so u. a. mit Hintergrund wie 1. Abb. 5, c—e und mit Schriftband und Vorhang wie 2. Abb. 5, a u. b — Ende 15. oder Anfang 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 141—163).  
Vergleichbar ist u. a. eine grünglasierte Nischenkachel mit der Darstellung der Hl. Katharina im Märkischen Museum Berlin<sup>26)</sup>, die allerdings derber im Typ ist als die oben bei 2. genannte Darstellung.  
Mehrere Reste von Figuren (mit Stricken) gehören offensichtlich zu einer großen grünglasierten Kachel mit der Darstellung eines Martyriums Abb. 5, c—e und erinnern sehr an eine buntglasierte Nischenkachel des German. Nat.-Museums Nürnberg<sup>27)</sup> und ein gleiches Stück in ehem. Berliner Privatbesitz<sup>28)</sup> mit ähnlichen Motiven.  
Wie Ofen mit Nischenkacheln ausgesehen haben, zeigen z. B. Dürers Kupferstich „Traum des Doktors“ vom Ende des 15. Jhds.<sup>29)</sup> und Barthel Behams Holzschnitt von 1524 mit der Darstellung einer Spinnstube<sup>30)</sup>; es handelt sich da um unverzierte Nischenkacheln verschiedener Größe; man vergleiche auch dazu eine Rekonstruktion des Ofens vom Georgenberg-Kloster in Goslar<sup>31)</sup>.
4. Bruchstücke und abgebrochene Krabben von Kreuzblumenaufsätzen über Nischenkacheln; teils grün, teils







- gelb glasiert. — Ende 15. oder Anfang 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 98—105). A b b. 5, f—k. Nischenkacheln mit Kreuzblumenaufsätzen sind überall, auch in der Mark verbreitet gewesen<sup>32)</sup>.
5. Bruchstücke grünglasierter flacher Kacheln mit mehreren Eicheln. — Anfang 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 203 und 3422). Ein ähnliches Stück befindet sich im Märkischen Museum Berlin<sup>33)</sup>.
6. Bruchstücke einer grünglasierter Kachel, die fast völlig zusammengesetzt werden konnte. Zwei Landsknechte, der rechte mit Speiß oder Hellebarde, der linke mit Zweihänder (17×17 cm). — 1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 52). A b b. 6. Landsknechtdarstellungen auf grünglasierter Kacheln sind in Berlin und Spandau mehrmals gefunden worden<sup>34)</sup>; die Trachten datieren sie einwandfrei.
7. Bruchstücke von grünglasierter Kacheln mit Darstellung perspektivisch gesehener Rahmenarchitektur, Muschelnischen, pflanzlichen Motiven (Blüten, Pfeilblätter usw.), figürlichen Darstellungen usw. — 1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 164—287). A b b. 7. Ähnlichen architektonischen Rahmen zeigen z. B. Kacheln aus Berlin und Wittstock<sup>35)</sup>.
8. Bruchstücke bunt- und grünglasierter Kacheln mit teilweise figürlichen Darstellungen. — 1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 69—84, 93—95, 97, 288—331, 372—387, 655). Diese Fragmente könnten z. T. zu den unter 3., 7. und 10. genannten Gattungen gehören.
9. Bruchstücke, die sich zu einer halben grünglasierter Kachel mit der Darstellung eines Ritters oder Fürsten in zeitgenössischer Tracht zusammenfügen ließen (Höhe 16 cm). In der linken oberen Ecke Wappen mit gekreuzten Schwertern. Flache Innenfläche. — 1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 90). — A b b. 8, a. Ein Bruchstück gleicher Art mit Eckwappen (sechspeichiges Rad oder sechsblättrige Rose) wurde auf der Ostkurtine in sekundärer Lagerung gefunden. — (Inv.-Nr. 3421). A b b. 8, b. Zwei weitere ähnliche Eckbruchstücke von grünglasierter Kacheln, jedoch mit vertiefter, konkaver Innenfläche, zeigen als Eckwappen einen schreitenden Löwen mit erhobener linker Vordertatze und eine sechsblättrige Rose. — (Inv.-Nr. 91 und 92). A b b. 8, c u. d. Für die erstgenannte Art mit Porträt in flachem Innenrund gibt es ein ganz ähnliches Gegenstück in Bernau mit nach links gewendetem Fürstenporträt; von den vier Wappen in den Ecken zeigen je zwei die gekreuzten Schwerter, je zwei die sächsischen Rautenzweige<sup>36)</sup>. Vergleichbar sind auch Fragmente aus dem Märk. Museum<sup>37)</sup>. Für die zweite Art mit vertieftem, leeren Innenrund gibt es hier in der Mark und anderswo genügend Parallelen<sup>38)</sup>. Die heraldischen Motive der gekreuzten Schwerter, der Löwen mit erhobener Vordertatze und der sechsblättrigen Rosen sind sehr wahrscheinlich dem kursächsischen Wappen entnommen, wie es z. B. 1526 von Lukas Cranach d. Ä. in einem Holzschnitt dargestellt wurde und sich auch auf dem Croy-Teppich der Greifswalder Universität von 1554 ähnlich findet<sup>39)</sup>.
10. Bruchstücke mindestens zweier buntglasierter sogenannter „Kurfürstenkacheln“ mit Brustbildern von Ritters oder Fürsten (Inv.-Nr. 85—96). Brustbild des einen, vermutlich des Kurfürsten von Sachsen, mit Halskette und Schwert (Inv.-Nr. 86) A b b. 8, e; dazu gehörend: oberes Randstück mit runder Rahmung, vierblättriger Rose und kursächsischem Rautenzweigwappen (Inv.-Nr. 96) A b b. 8, f. Von einem anderen Stück: Unterarm mit Schale ([?] Inv.-Nr. 85) A b b. 8, g. — Ränder grün; Rahmen, Untergewänder gelbbraun; Fleischeile, Halskette weiß; Obergewand blau; Schwert, Schale (?) weiß und blau; Rose weiß; Wappen: blaue Streifen auf weißem Grund, gelber Rautenzweig (statt schwarzen Streifen auf gelbem Grund und grünem Rautenzweig). — 1. Hälfte 16. Jhd. — A b b. 8, e—g. Solche „Kurfürstenkacheln“ sind in der Mark mehrfach gefunden worden<sup>40)</sup>.
11. Fast vollplastische, buntglasierte Figur eines Mannes in ritterlicher Tracht. Rücken abgeflacht und mit Leiste zum Einsetzen versehen. Fleischeile weiß; Untergewand und geschlitzte Puffs an Schultern und Ellenbogen gelbbraun; Wams mit Ärmeln und Beinkleider taubenblau. — 1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 53) A b b. 9, a. Zu dieser Figur gehört wahrscheinlich eine gelbbraun glasierte Konsole mit den Ansätzen zweier Füße (Inv.-Nr. 56) A b b. 9, b; sie war vermutlich von zwei fast vollplastischen buntglasierter gewundenen Säulen flankiert, von denen die eine völlig zusammengesetzt werden konnte (Inv.-Nr. 54) A b b. 9, c, während von der zweiten nur die oberen Teile gefunden wurden (Inv.-Nr. 55) A b b. 9, d. Rückseiten abgeflacht und mit Leisten zum Einsetzen versehen. Säulenwülste weiß und violett; Basis und Kapitelle gelbbraun. Zwei solcher fast vollplastischer Ritterfiguren, die eventuell sächsischer Herkunft sind und als Eckverzierung gedient haben mögen, befanden sich ehemals im Märk. Museum Berlin<sup>41)</sup>. Strauß datiert sie an das Ende des 16. Jhds.; unser Ritter ist zweifellos noch in die erste Hälfte des 16. Jhds. zu setzen; seine Tracht entspricht fast völlig der eines der drei Krieger (nämlich der des rechten mit dem Pfeil in der Linken), die Dürer bereits auf einem Blatt von 1489 dargestellt hat<sup>42)</sup>. Die gewundenen Säulen könnten auch allein als Eckverzierungen gedient haben, wie es z. B. der schon genannte Ofen mit Nischenkacheln zeigt, den Barthel Beham um 1524 darstellte<sup>43)</sup>.
12. Bruchstücke eines buntglasierter Landsknechtes mit Zweihänder in starkem Relief, jedoch nicht so plastisch wie 11.). Rückseite abgeflacht mit Leiste zum Einsetzen. Geschlitztes Wams gelbbraun; Brust gelbbraun und blau gefältelt; Hand weiß; Zweihänder schwarz. — 1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 59). A b b. 10, a. Dazu gehören vermutlich ein blau und weiß längsgestreifter rechter Unterschenkel (Inv.-Nr. 57) und eine gelbbraun glasierte Konsole mit schwarz und grünem Fußansatz (Inv.-Nr. 58). A b b. 10, b u. c.
13. Bruchstück einer fast vollplastischen, buntglasierter Kreuzigungsgruppe. Rückseite ausgehöhlt. Bauch und Oberschenkel Christi weiß; Lententuch gelbbraun. — 1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 60). A b b. 10, d. Vielleicht sind Kachelfragmente mit Darstellung einer Kreuzigung vergleichbar, die sich im Märk. Museum Berlin befanden, aber schwächer im Relief und schwärzlichgrün glasiert waren. Entgegen Strauß<sup>44)</sup> datiert Stengel diese Darstellung in die Mitte des 16. Jhds.<sup>45)</sup>. Eine große buntglasierte Kreuzigungskachel, Salzburger Fabrikat von 1603, befindet sich in Frankfurt a. M.<sup>46)</sup>. Mehrere andere ähnlicher Art stammen aus Österreich<sup>47)</sup>.
14. Bruchstücke von buntglasierter figürlichen Darstellungen in starkem Relief, z. T. fast vollplastisch, jedoch Rückseite ausgehöhlt, u. a. Kopf mit Mütze (Gesicht weiß; Haar gelb, Mütze schwarz) und großes Gewandstück (gelb, braun, blau) — 1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 61—68). A b b. 10, e u. f. Vermutlich von ähnlichen gewölbten, buntglasierter Kacheln wie ein Stück von einem Ofen der Veste Hohensalzburg mit einer Jünglingsfigur; datiert 1501<sup>48)</sup>.
15. Bruchstücke buntglasierter Kacheln mit perspektivisch dargestellten Architekturen (16,5×16,5 cm). Rahmen grün; Grund gelb und blau; Boden der dargestellten Innenräume braun; Seitenwände grün mit innen blauen, außen weißen Medaillons; Zwischenleisten

weiß und blau; Muschelnischenähnliches Gebilde in Form einer halben, siebenblättrigen Blüte mit braunem Blütenstand und weißen und blauen Blütenblättern vor gelbem Hintergrund; in den oberen Zwickeln blaue Blüten. — 1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 333 bis 344). A b b. 11.

Ein sehr ähnliches Fragment befindet sich z. Z. im Märk. Museum Berlin<sup>40)</sup>; es handelt sich hier ebenfalls um eine blauweiße Halbblüte, jedoch auf gelbbraunem Grund; die Blütenblätter sind dabei nicht im Halbkreis angeordnet, sondern stechpalmettenartig in der Mitte nach oben verlängert; am unteren Rand der Halbblüte ist ebenfalls ein weißer Streifen der ansetzenden Architektur erhalten. — Bei diesen Darstellungen ist zweifellos Einfluß italienischer Renaissance-Architektur spürbar. — Vergleichbar bei Strauß allenfalls die Halbrosetten auf einem grünglasierten Bruchstück aus Angermünde<sup>50)</sup> oder die Muschelnischen auf zwei buntglasierten Kacheln mit der Darstellung eines Fürstenpaares der Slg. Levi/Luzern von 1535<sup>51)</sup>; ähnlich auch ein oberösterreichisches Stück von 1560<sup>52)</sup>.

16. Bruchstücke buntglasierter Kacheln. Muster aus jeweils sechs sternförmig zusammengesetzten, durch Stege getrennten Rhomben. Rahmen grün oder braun; Rhomben weiß, blau und gelbbraun. — 1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 479—654). A b b. 12.

Im Märk. Museum Berlin befindet sich z. Z. eine grünglasierte Kachel, deren Muster ähnlich ist<sup>53)</sup>; es besteht aber nicht aus sternförmig zusammengesetzten Rhomben, sondern aus je fünf zusammengeschobenen, verschieden großen Trapezen, so daß sich der Eindruck ergibt, als sähe man in das Rippenwerk eines spätgotischen Zellengewölbes. Auch hier sind die einzelnen Felder durch Stege getrennt.

17. Bruchstücke buntglasierter Kacheln (16,5×16,5 cm). Muster:

a) stilisierte Körbe (?), aus denen Blütenstengel ranken, in kartuschenähnlicher Umrandung. Verschiedene Glasuren: Rahmen gelbbraun; Grund außerhalb der Kartusche gelbbraun oder dunkelblau mit weißen Blüten in den Eckzwickeln; Grund innerhalb der Kartusche hellblau, dunkelblau oder weiß; Kartuschenränder weiß; Körbe (?) weiß und gelbbraun oder dunkelblau; Stengel weiß oder dunkelblau; Blüten gelbbraun. A b b. 13, a u. b;

b) stilisierte Blütengebinde in kartuschenähnlicher Umrandung. Verschiedene Glasuren: Rahmen gelbbraun; Grund hellblau; Gebinde z. T. gelbbraun, sonst weiß; Blüten, Stengel, Kartuschenränder weiß. A b b. 13, f u. g. Ausnahmen: 1. Grund dunkelblau. A b b. 13, d u. e. 2. Grund innerhalb der Kartusche halb gelbbraun, halb weiß. A b b. 13, c.

1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 388—477; eine Eddkachel Inv.-Nr. 478).

Es handelt sich um Muster von Textilien der Renaissance, die in ähnlicher Art auf Gewändern, Vorhängen usw. bei Darstellungen Dürers, Cranachs, Holbeins u. a. häufig auftreten.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> G. Stein, Ein Schloßbau Joachims I. In: Jahrb. f. brandenb. Landesgeschichte 8, 1957, S. 55 ff. — <sup>2)</sup> ebenda S. 65. — Alle während der Untersuchungen am Haus 2 aufgefundenen Stücke sind inventarisiert und befinden sich im Heimatmuseum der Stadt Spandau. Da eine an sich wünschenswerte farbige Wiedergabe des Materials in diesem Rahmen nicht möglich ist, empfiehlt es sich, die besprochene Keramik in Spandau mit diesen Notizen zu vergleichen. — <sup>3)</sup> Für unsichere Hilfe beim Säubern, Ordnen und Zusammensetzen der Bruchstücke ist Verf. Herrn cand. Ing. Klaus Lindemann zu Dank verpflichtet. — Die photographischen Aufnahmen verdanke ich der Güte von Herrn Dipl.-Ing. J. Schmidt. — <sup>4)</sup> K. Strauß, Kacheln und Ofen der Mark Brandenburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Kachelofens in Deutschland (Studien z. dtsch. Kunstgeschichte Heft 239). Straßburg 1926. — <sup>5)</sup> Herr Direktor Dr. K. Brockdorff gewährte liebenswürdigerweise Zutritt zu den Beständen an Ofenkeramik des Märkischen Museums Berlin. — Für wichtige Hinweise bin ich Herrn Stud.-Rat H. Hohn und Herrn Inspektor K. Pomplun zu Dank verpflichtet. — <sup>6)</sup> Stein a. a. O. S. 65 f. — <sup>7)</sup> ebenda Abb. S. 65 unten links. — <sup>8)</sup> Strauß a. a. O. S. 17 f., S. 83 u. Taf. III, 10.

18. Bruchstücke großer buntglasierter Gesimskacheln (18×21 cm), bestehend aus waagerechter Leiste und oben ansetzender, konkav eingewölbter Hohlkehle; Leiste von tauähnlichen Gebilden eingefasst; auf Leiste und in Hohlkehle Blütenstrang. Glasur: Grund gelb oder gelbbraun; Taue braun oder grün; Stränge grün oder braun; Blüten hellblau und braun oder grün. — 1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 346—371). A b b. 14. Zwei sehr ähnliche Gesimskachelarten fanden sich in den Ruinen des Georgenberg-Klosters in Goslar (1527 zerstört)<sup>54)</sup>.

19. Bruchstücke buntglasierter Rand- oder Gesimsleisten. Seitenränder grün; Grund gelbbraun; Medaillons wechselnd dunkelblau und weiß mit violetten Rändern. — 1. Hälfte 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 106—107). A b b. 15.

Die „fröhliche Buntheit“ der Kachelglasuren der Joachimschen Epoche wich gegen Ende des 16. Jahrhunderts den im ganzen 17. Jahrhundert üblichen schwarzen und schwarzbraunen Glasuren<sup>55)</sup>. Ein solches Fragment schwarzglasierter, später Renaissancekeramik sei hier abgebildet, da es sich um eine m. W. sonst wenig bekannte Darstellung handelt. Das Fragment wurde von Schülern der Berufsfachschule für das Baugewerbe auf der Ostkurtine in sekundärer Lage gefunden. Es zeigt Unterkörper und Beine einer nach links schreitenden weiblichen Gestalt. Als Rest einer Rahmenarchitektur ist rechts eine balusterartige Säule der späten Renaissance erhalten. Hinter den Beinen der weiblichen Gestalt sieht man ein in der mittelalterlichen Justiz häufig verwendetes Instrument zum „Krummschließen“ von Verbrechern, einen sogenannten „Stock“ mit je zwei Löchern zum Einschließen der Beine zweier Delinquenten. Links liegt über dem „Stock“ eine Kette mit Ring, rechts stützt sich ein Kind mit verschränkten Ärmchen auf; seine Beine sind eingeschlossen und schauen vorn aus den Löchern heraus. Über dem Köpfchen, dessen Gesicht abgeplatzt ist, vertikal steigende Schriftzeichen: „DE HOFN...“ — 2. Hälfte oder Ende 16. Jhd. — (Inv.-Nr. 3399). A b b. 16.

Vermutlich handelt es sich um eine allegorische Darstellung der „Hoffnung“; denn O. Lauffer beschreibt ein Frankfurter Stück von 1561 ganz ähnlich<sup>56)</sup>. In der Art der Darstellung schließt sich unser Fragment eng an ein von Strauß abgebildetes Stück an<sup>57)</sup>.

Die vorstehende Aufstellung läßt erkennen, daß die Wohnkultur des 16. Jahrhunderts im Schloß Spandau den für die Zeit üblichen Gepflogenheiten folgte und man es verstand, das Interieur auch durch prächtige Ofenkeramik wohnlich und dem Zeitgeschmack entsprechend anheimelnd zu gestalten. Offensichtlich hat man sich dabei neben heimischen Erzeugnissen auch sächsischer Importe bedient. Außer anderem Hausrat mögen jedenfalls auch der Formenreichtum und die Verwendung farbiger Glasuren an den Kacheln der Ofen den kurfürstlichen Wohnräumen des Schlosses Spandau den Anschein einer landesherrlichen Hofhaltung vermittelt haben.

— ders., Alte brandenb. Töpferkunst. Brandenb. Jahrbuch 1926, 55. — <sup>9)</sup> H. Nagel, Kachelöfen des 15 bis 17. Jahrhunderts. (Wohnkunst und Hausrat. Einst und jetzt.) Darmstadt 1954. S. 7. — <sup>10)</sup> Strauß a. a. O. S. 19. — <sup>11)</sup> ebenda S. 19, S. 84 und Taf. III, 12; demnach ist die Datierung S. 84 oben „17. Jahrh.“ ein Irrtum; es muß sinngemäß nach S. 19 „15. Jahrh.“ heißen; vgl. auch dazu S. 24 oben. — Ähnliche grünglasierte Topfkacheln mit Kreisen und Rosetten im Boden wurden auch in Nordtirol gefunden: Die Keramiksammlung Alfred Ritter Walcher von Moltheim. Deutsche Keramik des XV. bis XIX. Jahrhunderts. . . 244. Kunstauktion von C. J. Wawra. Wien 1917. Abb. 320 u. 321. — Ähnliche Kacheln fanden sich auch in Riga: H. Tunzelmann v. Adlerflug, Ofenkacheln im Rigaer Dommuseum. Riga 1933. S. 13. — <sup>12)</sup> Stein a. a. O. Abb. S. 65 unten links. — <sup>13)</sup> ebenda Abb. S. 58 und S. 65. — <sup>14)</sup> W. Stengel, Ofen. (Quellenstudien z. Berliner Kulturgeschichte Heft 3). Berlin 1950. S. 13. — A. Roeper — H. Bösch, Sammlung von Ofen in allen Stilarten. München 1895. Vorwort mit dem Zitat nach Joh. Pauli (1519): „... als es ein lustig Ding ist, zu sehen eine hübsche Frau und ein hübschen Ofen in einer Stuben“. — W. Stengel, Neue Erwerbungen des Märkischen Museums Berlin 8, 1935, S. 22. — <sup>15)</sup> A. Walcher Ritter

von Moltheim, Die deutschen Keramiken der Sammlung Figdor. In: Kunst und Kunsthandwerk Jg. XII, Wien 1909, S. 330 ff. Abb. 100. Als Sonderdruck: Die deutsche Keramik in der Sammlung Figdor. Wien 1909. S. 78, Abb. 100. — <sup>16)</sup> A. Friedrich, Buntglasierte Ofenkacheln vom Kloster auf dem Georgenberg bei Goslar. Wernigerode 1881. S. 4 u. Taf. IV (ungenau gezeichnet!). — <sup>17)</sup> Walcher v. Moltheim a. a. O. S. 76 ff., Abb. 100 u. 101 und Taf. II rechts. — <sup>18)</sup> Friedrich a. a. O. S. 4 f. u. Taf. II, IV, V, VI. — <sup>19)</sup> Friedrich a. a. O. S. 5. — A. Essenwein, Kunst- und kulturgeschichtliche Denkmale des Germanischen National-Museums. Leipzig 1877. Taf. LXXI, 2, 4, 5 (angebl. aus Halberstadt; Datierung etwa 1500—1520). — <sup>20)</sup> Sig. Jacques Mühsam. In: Die Kunst-Keramik Jg. 5, 1926, Heft 12, S. 228 f. u. Abb. 4. — <sup>20a)</sup> Vielleicht gehört auch ein von Stengel, Neue Erwerbungen 9, 1936, S. 26 genanntes Stück dazu. — <sup>21)</sup> K. Strauß, Alte Frankfurter Kachelöfen. Berlin 1921. S. 12 ff., Abb. 6. — <sup>22)</sup> Nagel a. a. O. S. 7. — <sup>23)</sup> a. a. O. S. 78 (S. 330). — <sup>24)</sup> Friedrich a. a. O. S. 7. — <sup>25)</sup> Essenwein a. a. O. Taf. LXXI, 4. — <sup>26)</sup> Stengel, Neue Erwerbungen XII, 1941, S. 17, Abb. 11. — <sup>27)</sup> Essenwein a. a. O. Taf. LXXI, 3. — <sup>28)</sup> Sig. Jacques Mühsam. In: Die Kunst-Keramik Jg. 5, 1926, Heft 12, S. 228 f. u. Abb. 2. — <sup>29)</sup> W. Waetzoldt, Dürer und seine Zeit. 5. Aufl. Königsberg 1942. Abb. 177. — <sup>30)</sup> E. Meier-Oberist, Kulturgeschichte des Wohnens im abendländischen Raum. Hamburg 1956. Abb. S. 113. — <sup>31)</sup> Friedrich a. a. O. Taf. I. — <sup>32)</sup> z. B. Essenwein a. a. O. Taf. XXX, 8. — Walcher v. Moltheim a. a. O. S. 76, Abb. 99. — Stengel, Neue Erwerbungen XII, 1941, S. 17. — <sup>33)</sup> Strauß a. a. O. S. 84 u. Taf. V, 18. — <sup>34)</sup> ebenda S. 25, S. 85 u. Taf. VIII, 36 u. 37; S. 88 u. Taf. XIII, 59. — Stengel, Neue Erwerbungen XI, 1939, S. 36. — <sup>35)</sup> Strauß a. a. O. S. 24 u. S. 84, Taf. VIII, 37 u. Taf. V, 23. —

<sup>36)</sup> Kunstdenkmäler d. Pr. Brandenburg III, 4 Kr. Niederbarnim. S. 34, Abb. 15. — <sup>37)</sup> Strauß a. a. O. S. 86, Taf. IX, 41 und ein weiteres, jedoch bunt glasiertes Stück im Märk. Museum, i. Stock, Raum 8, rechts. — <sup>38)</sup> Strauß a. a. O. S. 20 u. S. 83 f., Taf. III, 11, 13, 14; S. 85, Taf. VI, 28. — Friedrich a. a. O. S. 6 u. Taf. III. — S. Ambrosiani, Zur Typologie der älteren Kacheln. Stockholm 1910. S. 129, Fig. 98. — <sup>39)</sup> H. A. Gräbke, Der Reformationsteppich der Universität Greifswald. Berlin 1947. Abb. I u. Abb. S. 27. — <sup>40)</sup> Strauß a. a. O. S. 22 f. u. S. 84, Taf. V, 22; S. 87, Taf. XI, 50 u. Taf. XII, 55. — Stengel, Neue Erwerbungen XI, 1939, S. 36 u. Abb. 24. — <sup>41)</sup> Strauß a. a. O. S. 86, Taf. X, 47 u. 48. — <sup>42)</sup> F. Winkler, Altdeutsche Zeichnungen. Berlin 1947. S. 15, Abb. 8. — <sup>43)</sup> Meier-Oberist a. a. O. Abb. S. 113. — <sup>44)</sup> Strauß a. a. O. S. 91, Taf. XXII, 95. — <sup>45)</sup> Stengel, Neue Erwerbungen XII, 1941, S. 19. — <sup>46)</sup> Die Kachel- und Töpferkunst Jg. 1, 1922, Heft 6, S. 120, Abb. 5. — <sup>47)</sup> A. Walcher Ritter v. Moltheim, Bunte Hafnerkeramik der Renaissance in den österreichischen Ländern. Wien 1906. Abb. 135—137, Taf. XXI, rechts oben u. Taf. XXV. — <sup>48)</sup> ebenda Taf. XIX Mitte. — <sup>49)</sup> Raum 8 links. — <sup>50)</sup> Strauß a. a. O. S. 88, Taf. XIV, 65. — <sup>51)</sup> Aufgang der Neuzeit. Deutsche Kunst und Kultur 1530—1650. Ausstellung im Germ. Nat.-Museum Nürnberg. Bielefeld 1952. S. 35. — <sup>52)</sup> Walcher v. Moltheim, Bunte Hafnerkeramik . . . a. a. O. Taf. XX, rechts unten. — <sup>53)</sup> Raum 8 rechts. — <sup>54)</sup> Friedrich a. a. O. S. 6 u. Taf. III. — <sup>55)</sup> Stengel, Ofen a. a. O. S. 13. — ders., Neue Erwerbungen XI, 1939, S. 35. — Strauß a. a. O. S. 28. — <sup>56)</sup> O. Lauffer, Der Kachelofen in Frankfurt. Frankfurt a. M. 1903. S. 128. — <sup>57)</sup> Strauß a. a. O. S. 88, Taf. XIV, 63. — <sup>58)</sup> Beim Sondieren dieses Aushubes beteiligte sich dankenswerterweise Herr Oskar Heinicke.

Emil Schwartz:

## Im Prenzlauer Posthaus zur Franzosenzeit 1806 - 1815

(mit 2 Abb. im Text)

Um den Anfang des 18. Jahrhunderts begann in der Stadt Prenzlau der Wiederaufbau der Bürgerhäuser an den Stellen, die seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges noch wüst lagen.

„Denk' auch an die arme Stadt,  
Die erst aus der Asche steigt . . .“

So rief noch am 11. August 1704 der Prediger an der Sabinenkirche, Michael Pauli, in seiner Begrüßungsode den König Friedrich I. um Hilfe an, als dieser zu einer Schwanenjagd auf dem Uckersee einige Tage in Prenzlau weilte<sup>1)</sup>.

Im Zuge dieser Entwicklung erbaute ein Mitglied der angesehenen Familie Grüneband an der Straße, die man damals teils Vogelsang, teils Uckerstraße zu nennen pflegte, ein stattliches Wohnhaus. Die Grünebands hatten anfangs in der Steinstraße ihren Wohnsitz. Dort starb am 5. August 1638 an der Pest Michael Grüneband, öffentlicher Notar, kurfürstlich brandenburgischer Hofgerichtsadvokat und Ratsverwandter, der in der Nikolaikirche begraben wurde. Sein Sohn Christian Ernst wurde 1658 auf der Universität Wittenberg immatrikuliert; er wurde am 23. Oktober 1665 mit Katerina Hufnagel in der Prenzlauer Marienkirche getraut. Sie mag ihm dabei das Grundstück am Vogelsang, das im Kirchspiel dieser Kirche liegt, eingebracht haben, denn wir lesen in des Pfarrers Süring Chronik, daß am 23. September 1669 auf Grünebands Hof Feuer ausbrach, als die Diener oder Wachsetzer die Schweine zur Mast brannten<sup>2)</sup>, das aber ohne größeren Schaden gelöscht wurde. Christian Ernst wurde um 1676 Bürgermeister der Stadt, starb als solcher am 25. Januar 1705 und wurde in der Marienkirche beigesetzt. Aus seiner Ehe war am 24. Oktober 1666 ein Sohn geboren, gleich ihm Christian Ernst genannt und zum Rechtsgelehrten erzogen, der 1714 als „Konsul und Sekretär“ der Stadt, seit 1715 als Bürgermeister erscheint. Er starb 1735 und ward am 30. Januar „abends still beygesetzt und in der Kirche vor der Sacristey gelegt“. So berichtet das Kirchenbuch von St. Marien. Dieser jüngere Christian Ernst ist im „Catastrum derer sämtlichen Häuser und Hinter-Gebäuden der Uckermärkischen Haupt-Stadt Prentzlow wie solche nach Sr. K. Maje-

stät allergnädigsten Reglement vom 29. Dezember 1718 durch den hiesigen vereideten Maurer- und Zimmermann taxiert und nachmalß von denen zu dieser aufgerichteten Societät verordneten Directoren angezeichnet worden“, dem ältesten Kataster der damals neugeschaffenen Städtefeuersocietät, als Eigentümer des unter Nr. 540 des „Vogelsang linker Seith“ belegenen, auf 660 Thaler taxierten Hauses eingetragen. Er, nicht schon sein Vater, dürfte auch der Erbauer sein, stimmten doch die Formen der Abfassungen der Türfüllungen und die Profile der Türzargen fast genau mit denen des Rathauses überein, das 1724 errichtet wurde. In dessen Grundstein wurden Zinnplatten vermauert, auf denen „Christian Ernst Grunbandt“ als der zweite Bürgermeister eingraviert ist<sup>3)</sup>.

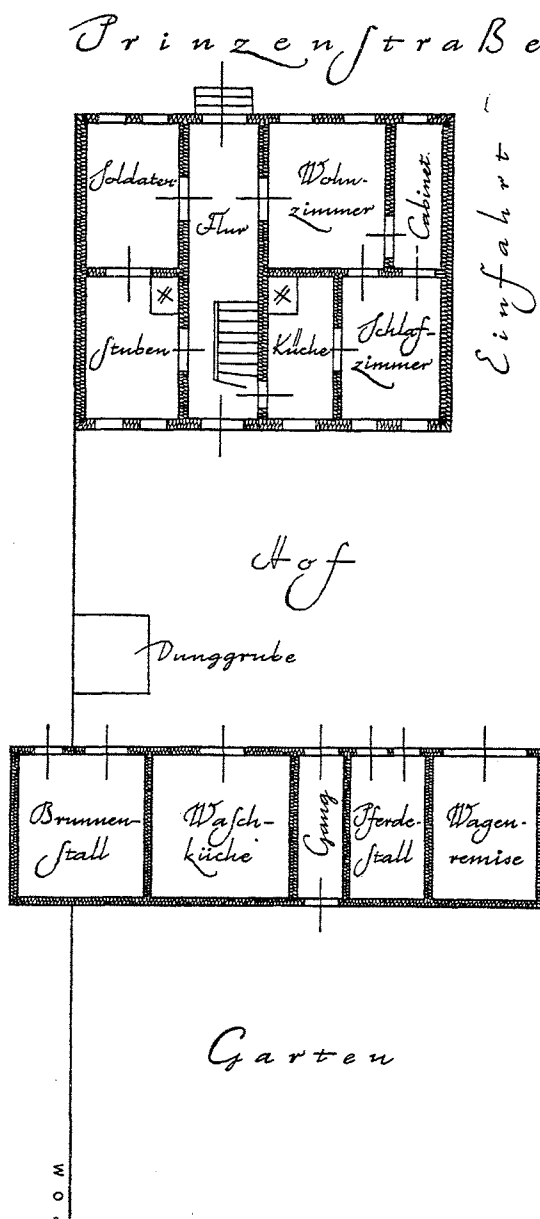
Nach Christian Ernsts Ableben kam das Grundstück aus seiner Erben Hand. In dem später angelegten Hypothekenbuch vom Uckerviertel der Stadt, pagina 60 Nr. 544 beginnen die Eintragungen: „Ein gantz Erbe nebst Hofraum, Stallung, Garten. Joh. Heinrich Ahrenstedt Bürger und Schlächter hat das Hauß aus seiner seel. Frauen Dorothea Gradehandt in vormaligen Wittwe Heysen Nachlaß besage Erbvergleichs vom 15. 6. 1753 für 750 Thlr. angenommen<sup>4)</sup>“.

Diese Eintragung gibt eine Beschreibung des Grundstücks, die im wesentlichen zutreffend geblieben ist, bis Haus und Stallgebäude am 27. April 1945 mit der übrigen Altstadt den Flammen zum Opfer fielen und bis auf den Grund niederbrannten. Eine Skizze mag uns eine Anschauung vermitteln. Das Grundstück bildet ein nicht ganz rechtwinklig geschnittenes Viereck, an der Straße etwa 17 m breit, von da insgesamt nach Osten etwa um 2 m ansteigend, 42 m tief. In das Wohnhaus gelangte man über eine Freitreppe von drei Stufen; die Haustür öffnete sich in einen geräumigen Flur, zu dessen beiden Seiten in der Mittellinie je ein großer Schornstein angeordnet war. Zur Linken kam man in die Wohnstube nebst „Kabinet“ des Eigentümers, hinter denen Schlafstube und Küche lagen. Zur Rechten des Flurs lagen hintereinander zwei Stuben, die als „Soldatenstuben“ anzusprechen sind, denn jedes der

größeren Grundstücke, der „ganzen Erben“, mußte einen Soldaten des in der Stadt liegenden Infanterieregiments Nr. 12 mit Frau und Kindern als ständige Einquartierung aufnehmen, eine Last, die erst 1768 und 1770 dadurch aufhörte, daß der General von Wunsch für die Unterbringung der verheirateten Soldaten die Kasernen bauen ließ. Aus dem Hausflur führte eine Treppe in das Obergeschoß und mündete dort vor einer Flügeltür, die in das „Entrée“ und von da rechts hinein in einen kleinen, dreifenstrigen Saal leitete, während sich links und hinten noch einige Nebenzimmer anschlossen. Darüber dehnte sich der geräumige Dachboden aus. Am Nordgiebel des Hauses blieb eine mehr als 3 m breite Einfahrt zum Hof offen, der 12 m tief ist. Ihr gegenüber war die Wagenremise, daneben ein Stall für 2 Pferde, ein Durchgang nach dem Garten, eine Waschküche. Am südlichen Ende sprang das Stallgebäude in das Nachbargrundstück Nr. 545 ein mit einem auch von diesem aus betretbaren Raum, dem „Brunnenstall“, denn hier war ein tiefer Brunnen, den auch die Bewohner jenes Grundstücks zu benutzen das Recht hatten. Vor dem Brunnenstall lag eine mit einem kleinen Fachwerkhause überbaute Dunggrube mit Abort. Es erscheint heute seltsam, daß man sie gerade neben dem Brunnen anordnete, aber darüber machte man sich damals keine Gedanken, und Abwasser und Jauche ließ man sogar getrost durch den „Gang“ zwischen dem Wohnhause und dem Nachbarhause Nr. 545 längs des Südgiebels des Wohnhauses bis auf die Straße laufen. Das Stallgebäude hatte noch ein zweites Stockwerk, zu dem eine innerhalb des Pferdestalls liegende, von diesem durch eine Bretterwand getrennte und vom Hof zu betretende Treppe führte. Dort gab es eine heizbare Wohnung für den Kutscher und seine Familie und Mädchenkammern. Durch den Brunnenstall führten Treppen auf den Heuboden. Diese Gestaltung des Grundstücks war der Normaltypus, nach dem von etwa 1700 bis 1740 alle Ganzerben in Prenzlau bebaut zu werden pflegten; sie entsprach den Bedürfnissen des Haushalts und den Lebensgewohnheiten der höheren, wohlhabenden Gesellschaftsschichten und der Ackerbürger, die ohne eine Anzahl Dienstboten und ohne Fuhrwerk nicht wohl auskommen konnten, da viele Lebensbedürfnisse noch in der eigenen Wirtschaft erzeugt oder im Hause selbst hergestellt werden mußten, die man heute in Geschäften fertig einkauft. Für die Unterhaltung des Fuhrwerks hatte man bei dem Hause entweder eigenes Land oder man pachtete städtisches oder Kirchenland zur Bewirtschaftung. Die Häuser der Handwerker und Kleinbürger waren nach einem entsprechend einfacheren Muster gestaltet, hatten aber auch eine abgesonderte Stube für einen unverheirateten Soldaten.

Das Grundstück Nr. 544 ging nach und nach in die Hände anderer Besitzer über, für die ein solches Anwesen passend war. Zunächst erwarb es für eintausendsechshundert Taler 1764 Fräulein Helene Hedwig von Ramin aus dem Hause Brüssow, die später mit Major von Chmielinsky verheiratet war. Ihre Erben verkauften das Grundstück 1786 für 1500 Taler an den Kgl. Preuß. Geh. Oberfinanzrat und Haupttritterschaftsdirektor Karl Friedrich Gotthilf von Winterfeld auf Menkin. Dieser überließ es 1789 an seinen Bruder, Adam Ernst Dietloff von Winterfeld auf Kutzerow für 3000 Thaler Friedrichsdor.

Das Hypothekenbuch von Prenzlau gibt keine Auskunft darüber, wer die folgenden Eigentümer des Hauses waren. Das Anfang des 19. Jahrhunderts beginnende Grundbuch läßt nur erkennen, daß weitere Veräußerungen 1793 und 1795 stattfanden und daß im Jahre 1799 ein Konditor Lichtenberg das Grundstück für 4025 Thaler erwarb. Von diesem kaufte es im Oktober 1804 der Postmeister Samuel Friedrich Balcke für 4000 Thaler<sup>5)</sup>. Seitdem befand sich das Postamt Prenzlau in diesem Hause. Die Straße hieß damals schon lange nicht mehr Vogelsang, sondern Prinzenstraße, weil der spätere Markgraf Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt in seinen Jugendjahren bis 1740 als Chef des Prenzlauer Infanterieregiments in dem schräg gegenüberliegenden Hause des Bürgermeisters Christian Ernst Kenkel, später Nr. 636, zur Miete gewohnt hatte.



Balcke war seit 1802 als Postkommissarius oder Postadministrator Leiter des Postamts<sup>6)</sup>. Die Vorsteher eines Postamtes, deren es ja noch nicht sehr viele gab, waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts verpflichtet, für den Postdienst ein Grundstück zu beschaffen, in dem sie außer ihrer Wohnung eine Stube für den Postsekretär zur Erledigung der Postgeschäfte und eine „Passagierstube“ für die mit den planmäßigen Postfuhrwerken zu befördernden Reisenden zur Verfügung stellen mußten. Die Postmeister hatten ferner für die Reisenden, die Extraposten benutzten, ein besonderes Wartezimmer zu halten; in diesem durften sie solche Reisenden auch gegen Entgelt beköstigen. Den „ordinären“ Postfahrgästen durften sie dagegen Speisen und Getränke nicht verabreichen, weil sie dadurch den Erwerb der Gast- und Schankwirte beeinträchtigt hätten. Mit der Beschaffung der Postfuhrwerke hatte der Postmeister nichts zu tun. Die Pferde dazu stellte vielmehr ein „Posthalter“ gegen eine tarifmäßige Vergütung; die Postwagen wurden diesem von der Verwaltung geliefert.

Samuel Friedrich Balcke war am 8. Juli 1774 in Langmeil bei Züllichau als Sohn des Kantors Wilhelm Balcke und



seiner nicht genannten Ehefrau geboren und am 12. Juli dasselbst getauft. Über seine Jugendjahre ist nichts bekannt. Er war vorher Königlich Preußischer Post-Commissarius zu Frankfurt an der Oder. Das ergibt sich aus dem Trauregister der evangelischen Kirchengemeinde Wünsdorf, Kreis Zossen, laut dem Balcke am 19. August 1800 mit Jungfer Johanna Charlotte Friederica Christiane Rehfeldt die Ehe schloß. Aus den Angaben im Kirchenbuch der Gemeinde Wünsdorf läßt sich folgende Ahnentafel der Braut aufstellen:

N. Zoeben Prediger in Rummelsburg		
George Carl <b>Rehfeldt</b> Oberamtmann zu Zernsdorf	Caroline <b>Zoeben</b>	Johann Philipp <b>Weppler</b> Oberförster zu Stülpe
Christian Ludwig <b>Rehfeldt</b> Kgl. Amtmann und Erb-Eigentums- Lehns- und Gerichtsherr von Neu- hof und Wolzig (seit 1781) * 1741 November 2. † 1804 Februar 9., Neuhof		Johanna Magdalena <b>Weppler</b> * . . . . . † 1791 . . . . . Neuhof
Johanne Charlotte Friederica Christiane <b>Rehfeldt</b> * 1777 Oktober 27. Schenkendorf † 1834 November 22. Stettin (Schloßgemeinde) × 1800 August 19. Wünsdorf		
Samuel Friedrich <b>Balcke</b> , Kgl. Preuß. Post-Commissarius in Frankfurt a. d. O. * 1774 Juli 8. Langmeil bei Züllichau als Sohn der Eheleute Wilhelm Balcke, Kantor . . . . .		

Die Familie Rehfeldt gehörte danach zu den oberen Schichten der Gesellschaft. Die junge Frau Balcke hat daher sicherlich eine entsprechende Erziehung und Bildung genossen und wahrscheinlich ihrem Ehemann auch eine gewisse Mitgift eingebracht, die ihm 1804 den Ankauf des Grundstücks in Prenzlau ermöglichte. Zunächst muß das junge Paar anderswo, wahrscheinlich in Frankfurt (Oder) als dem Dienort Balckes gewohnt haben; dort wurden im folgenden Jahre Zwillingsöhne Georg Ludwig und Friedrich Wilhelm geboren, die im Jahre 1810 im Alter von 9¼ Jahren im Lyzeum in Prenzlau eingeschult wurden<sup>7)</sup>.

In dem neuen Wohnsitz fand die Familie Balcke ihrer Herkunft und amtlichen Stellung entsprechenden Anschluß. Wir sehen das aus der Zahl und dem Stande der Paten, die am 8. August 1805 in der Marienkirche in Prenzlau bei der Taufe einer am 28. Juni geborenen Tochter Emilie Mathilde zugegen waren, und deren Liste lautet:

1. Hr. v. Kaminski, Obristlieut. und Commandeur, hiesig. Garnison
2. Hr. Hauptmann v. Hattorff
3. Hr. Hof Fiscal Menz
4. Hr. Hauptmann v. Bönigke
5. Hr. Bürgermeister Kraffel
6. Hr. Kaufmann Freischmidt
7. Hr. Kaufmann Lachert
8. Fr. Director Hugo
9. Fr. Medicinal Rätin Rehfeldt
10. Fr. Senator Sauvage
11. Fr. Inspector Helmholz
12. Mademoiselle Kanzow.

Der Ehemann der „Fr. Director Hugo“ war damals Bürgermeister und Director des Koloniergerichts der französisch reformierten Gemeinde, die dem allgemeinen Stadtgericht nicht unterworfen war<sup>8)</sup>. Das Ehepaar Hugo bewohnte das Nachbargrundstück Prinzenstraße Nr. 545/546. Der Ehemann der Medizinalrätin Rehfeldt war Stadtphysikus und Besitzer des schräg gegenüberliegenden Hauses Prinzenstraße Nr. 619. Beiden Familien werden wir noch weiterhin begeben.

Die ganze Taufgesellschaft mag sich nach der Feier in dem oberen Saale des Posthauses zu einem fröhlichen Male vereinigt haben. Aber nur zu bald sollten über den preußischen Staat und die Stadt Prenzlau die schweren Drangsale des Krieges mit Frankreich und der jahrelangen Fremdherrschaft hereinbrechen.

Die Schicksale des Ehepaares Balcke in jener Zeit hat die Schriftstellerin Emmy von Winterfeld-Warnow, geborene Oelrichs, in einen Roman verwoben, den sie unter dem Titel: „Deutsche Frauen in schwerer Zeit. Roman aus den Jahren 1806—1812 nach alten Familienpapieren und Überlieferungen“, im Verlage von Otto Janke, Berlin, 1901 erscheinen ließ<sup>9)</sup>. Insoweit dort die „eigenhändigen Aufzeichnungen des Feldpostmeisters Balcke“ als Quellen angegeben und Briefe im Wortlaut mitgeteilt sind<sup>10)</sup> und die Erzählung durch die anderweitig feststellbaren Tatsachen bestätigt wird, kann der Roman für die folgende Darstellung mit herangezogen werden; was er darüber hinaus enthält, insbesondere die eingeflochtene Liebesgeschichte, wird dagegen als auf dichterischer Freiheit beruhend auszuscheiden sein.

Wir dürfen als sicher ansehen, daß Balcke, als das preussische Heer am 9. August 1806 den Mobilmachungsbefehl erhielt, als Feldpostmeister eingezogen wurde und mit dem Korps des Generals von Rüchel, das dem Oberbefehl des Herzogs Karl-August von Sachsen-Weimar unterstand, in die Gegend von Weimar gelangte<sup>11)</sup>. Diese Truppen blieben an den Schlachten bei Jena und Auerstedt unbeteiligt und traten den Rückzug über die Gegend von Erfurt, Mühlhausen, Heiligenstadt, Klausthal, Goslar und Wolfenbüttel an. Das Feldpostamt, bei dem sich Balcke befand, gelangte mit dem Korps, das der Fürst von Hohenlohe befehligte, nach Magdeburg und machte vom 21. Oktober an dessen Marsch über Burg, Genthin, Rathenow, Neuruppin, Gransee, Boitzenburg (Uckermark) bis Prenzlau mit. Welche Ereignisse sich in dieser Stadt Ende Oktober 1806 abspielten, erzählt der spätere Superintendent Anton Zollfeldt in seinen Lebenserinnerungen<sup>12)</sup>.

„Hohenlohe war durchmarschiert; die traineurs kämpften noch hier und da mit den sie einholenden Franzosen; so mancher der ersteren fiel oder ward verwundet.

Endlich trat eine Totenstille ein, die mir vorkam, als wenn der jüngste Tag seine Ankunft meldet. Neugierige öffneten die Oberfenster, hier und da steckte sich ein Kopf nach dem andern heraus, wie aus Noahs Kasten: et ego. Es wahrte nicht lange, so erhob sich das Geklapper heransprengender Kavallerie. Es waren die ersten Franzosen, mit Helm und Roßschweif dekorierte Chasseurs à cheval, die in unsere Prinzenstraße einbogen, auf die neugierigen Fenstergucker schossen und vis-a-vis vor dem Hause des Mediziners Rehfeldt aufmarschierten.

Ein anderer Trupp zog vor die Post, schleppte den Oberpostsekretär am Zopfe vor unsere Tür und forderte unter Schlägen und Flüchen die Kasse, die aber der Postmeister Balcke (Postmeister des Feldpostamtes) unter Geleit von vielen bewaffneten Postillionen fortgenommen und nach Stettin gebracht hatte. Drüben bei Rehfeldts gings noch ärger.“

Die in diesen Erinnerungen erwähnte Kapitulation des Fürsten Hohenlohe, der vor den nachdrängenden französischen Truppen im Schritt durch die Stadt geritten war, hatte sich inzwischen auf dem Gelände des späteren Bahnhofes vor dem Stettiner Tor vollzogen. Der Feldpostmeister Balcke, dessen Feldpostamt acht Postsekretäre und sechzehn Postillone mit den erforderlichen Fahrzeugen und Pferden umfaßte und das Staatsgelder im Betrage von vierhundertundzehntausend Thalern mit sich führte<sup>13)</sup>, fiel als Angehöriger des Hohenloheschen Korps unter diese Kapitulation. Balcke hätte also das Feldpostamt dem Feinde ausliefern müssen. Seinem Mute und seiner Unerschrockenheit gelang es aber, wohl infolge der allgemeinen Verwirrung, mit seinen Untergebenen und seinen Fuhrwerken

Oder zu entkommen. Vielleicht hatte man das Feldpostamt der Sicherheit halber an der Spitze der Marschkolonne die Stadt passieren lassen, so daß es auf der Landstraße nach Löcknitz bereits weit voraus war, als die Kapitulation geschlossen wurde. Da Zöllfeldt erzählt, Balcke habe die Postkasse fortgenommen und nach Stettin gebracht, muß man annehmen, daß Balcke während des Durchzuges seines Trupps durch die Stadt noch Zeit gefunden hat, in aller Eile den Geldvorrat seines heimatlichen Postamts an sich zu nehmen und ihn — vielleicht nach flüchtiger Begrüßung seiner Frau und seiner Kinder — wie die übrigen Staatsgelder in Sicherheit zu bringen.

Die auf diese Weise um ihre Beute gebrachten Franzosen ließen ihren Unmut daher um so heftiger an Balckes eigenem Besitztum aus. Er berechnete später den ihm durch die Plünderung seines Hauses zugefügten Verlust auf 500 Thaler. Der Bürgermeister Hugo im Nachbarhause kam wohl dank dem Schutze durch einen verwundeten Parlamentär mit einem Schaden von 85 Thalern 12 Groschen davon, aber nebenan im Hause Nr. 542 wurden dem Kaufmann Ascher Lewin 1497 Thaler 6 Groschen geraubt. Der Medizinalrat Rehfeldt verlor 404 Thlr. bar, 804 Thlr. an Gold und Silber, 612 Thlr. an Hausgerät, 150 Thlr. durch die Einquartierung; der Hofiskal Hofrat Menz im gegenüberliegenden Hause Nr. 635 büßte 570 Thlr. 16 Groschen ein<sup>14)</sup>. Man kann sich auf Grund dieser Zahlen vorstellen, wie es in jenen Herbsttagen 1806 in der Prinzenstraße Prenzlau hergegangen ist.

Dem Feldpostmeister Balcke glückte es, mit seiner Wagenkolonne durch die Festung Stettin noch hindurch zu kommen, bevor diese schon am Abend des 29. Oktober von dem Gouverneur Generalleutnant von Romberg den Franzosen übergeben wurde<sup>15)</sup>. Balcke muß also die immerhin mehr als 60 km lange Strecke von Prenzlau durch den Festungsbereich Stettins, d. h. also bis östlich Altdamm, mit größter Eile zurückgelegt haben, ein Beweis für seine überlegene Tatkraft angesichts des sicherlich sehr erschöpften Zustandes seiner Leute und Pferde. Auf dem Weitermarsch nach Osten erreichte Balcke eines Abends das Dorf Wolchow, eine halbe Meile südwestlich Naugard in Pommern. Der Schulze dieses Ortes traf heimlich Anstalten, das Feldpostamt festzuhalten, um es den anrückenden Franzosen zu übergeben und sich dadurch die Gunst der Feinde zu erwerben. Es gelang Balcke jedoch, den heimtückischen Anschlag durch einen schnellen Aufbruch zu vereiteln und die ihm anvertrauten Gelder nach Königsberg in Preußen zu retten. Dort wurde das Feldpostamt im Dezember 1806 aufgelöst, so daß Balcke an seinen Wohnsitz zurückkehren konnte<sup>16)</sup>.

Die Drangsale der französischen Besatzung endeten im Spätherbst des Jahres 1808; am 6. Dezember war die ganze Kurmark von französischen Soldaten wieder frei<sup>17)</sup>. Bevor das Ehepaar Balcke sich der Freude hierüber hingeben konnte, hatte es noch durch eine besondere Tat seine vaterländische Gesinnung beweisen können.

König Friedrich Wilhelm III. hielt sich zu jener Zeit mit seinen Ministern in Königsberg in Preußen auf. Er hatte nach dem Zusammenbruch des Staates seinen früheren Gesandten bei den Höfen von Hessen-Darmstadt und Nassau-Oranien, den Fürsten Wilhelm von Sayn-Wittgenstein, nach England gesandt, um dort eine Anleihe für Preußen aufzunehmen und die Unterstützung des englischen Kabinetts für einen Aufstand in Norddeutschland zu gewinnen<sup>18)</sup>. Wittgenstein kehrte ohne Erfolg Anfang August 1807 zurück und wurde sogleich zu dem aus Kassel vertriebenen und in Itzehoe weilenden Kurfürsten von Hessen geschickt, um bei diesem eine Anleihe von 6—8 Millionen Talern zu erwirken. Die Verhandlungen darüber zogen sich hin; Wittgenstein hielt sich deswegen erst in Doberan, später in Hamburg auf. Am 15. August 1808 richtete der Minister Freiherr vom Stein aus Königsberg an Wittgenstein ein offizielles Schreiben<sup>19)</sup>, daneben aber auch einen persönlichen Brief, in dem er ausführte:

„Ew. Durchlaucht werden in denen offiziellen Schreiben, so Herr Koppe Ihnen zu überreichen die Ehre haben wird, Alles finden, was sich auf die Geldgeschäfte selbst bezieht; ich erlaube mir nur noch einige Bemerkungen über unsere Lage im Allgemeinen.

„Nach dem Rathe des Grafen G. L. W. hat man dem Prinzen W. wiederholt aufgetragen, eine Allianz, ein Hülfstruppenkorps anzubieten, und eine Verminderung oder Fristung der Kontributionen zu erbitten, sollte aber der K. wieder zu neuen Unternehmungen abreisen, sich auf eine anständige Art zu entfernen.

„Nimmt der K. unter den gegenwärtigen Umständen, wo wir ihm nützlich sein können, diese unsere Anerbietungen nicht an, so beweist er, daß er entschieden ist, uns zu vernichten; daß wir Alles erwarten müssen.

„Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist rathsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß man sich auf gewisse Fälle vorbereite, auch eine fortdauernde Verbindung mit energischen gutgesinnten Männern erhalte und diese wieder mit andern in Berührung setze. Sollten Ew. Durchlaucht mir hierüber Eröffnung thun können, so bitte ich Sie, mir Herrn Koppe oder sonst einen vertrauten Mann wieder herzuschicken.

„Die spanischen Angelegenheiten machen einen sehr großen Eindruck und beweisen handgreiflich, was wir längst hätten vermuthen sollen. Es wird sehr nützlich sein, sie möglichst auf eine vorsichtige Art zu verbreiten.

„Man sieht hier den Krieg mit Oesterreich als unausbleiblich an! Dieser Kampf würde über das Schicksal von Europa entscheiden und also auch über unseres. Welchen Erfolg erwarten Ew. Durchlaucht? Es ließen sich Pläne, die man im Frühjahr 1807 hatte, jetzt realisieren. — Wo ist Herr v. Meuring?

„Der Graf von Vinc... wird mich bald besuchen und eine Zeitlang hier bleiben.

„Der Kurfürst wird bei den jetzigen unruhigen Verhältnissen Gefahr laufen, daß man ihn und sein Eigenthum festhält! Das Eine und das Andere sollte er wenigstens sicher stellen, und fürchte ich sehr, er wird das Opfer seiner Unentschlossenheit und seiner Habsucht.“

Die Schriftstücke wurden einem von Königsberg über Berlin nach Doberan reisenden Assessor Koppe übergeben. Diesen ließ der derzeitige Gouverneur der Kurmark, Marschall Soult, in Spandau anhalten, alle seine Papiere wurden geöffnet und nach Kenntnisaufnahme von ihrem wichtigen Inhalt, ebenso wie der Überbringer selbst nach Paris zum Kaiser Napoleon gesandt. Der Kaiser war über die Pläne und Absichten Steins, die ihm dadurch bekannt wurden, höchst erzürnt. Um die preußische Regierung bloßzustellen, ließ er den Brief Steins in französischer Übersetzung im „Moniteur“ vom 8. September 1808 abdrucken mit folgender Bemerkung:

„Wir halten es für Pflicht, diesen Brief öffentlich bekannt zu machen, als ein Denkmal der Ursachen der Wohlfahrt und des Sturzes der Reiche. Er enthält die Denkungsart des preußischen Ministeriums und er lehrt ganz besonders den Herrn v. Stein kennen, der seit längerer Zeit das Ministerium verwaltet und der gegenwärtig beinahe ausschließlich mit der Direktion der Angelegenheiten beauftragt ist. Man wird den König von Preußen bedauern, Minister zu haben, die eben so ungeschickt als verderbt sind.“

Marschall Soult sorgte dafür, daß diese Veröffentlichung auch in dem in Berlin erscheinenden „Telegraph“ abgedruckt wurde<sup>20)</sup>.

sich der Aufmerksamkeit und der Verfolgung der Franzosen zu entziehen und durch Löcknitz und Stettin über die

Die Spannung, die durch diese Ereignisse zwischen Napoleon und dem König von Preußen entstand, war sehr stark. Wie sehr die Nervosität der französischen Besatzungsbehörden dadurch gesteigert wurde, zeigt folgendes Beispiel<sup>21)</sup>:

Anfang November wurde im Berliner Hofpostamt, das damals einem sehr berühmten Dr. Barbiguier unterstand<sup>22)</sup>, ein Brief erbrochen, den die Oberhofmeisterin Frau von Voss aus Königsberg an den Fürsten Wittgenstein nach Hamburg gerichtet hatte. In diesem Briefe sollte, wie der Generalintendant Daru dem General St. Hilaire und dieser dem Minister von Voss mitteilte, eine sehr verhängliche Wendung vorkommen<sup>23)</sup>. Die Oberhofmeisterin sollte geschrieben haben: Den Völkern des Nordens, denen die Energie fehle, welche die des Südens entfaltet, bleibe nur die Hoffnung übrig, ihre Befreiung durch das Präparat eines Fabrikanten von Gesundheitsschokolade bewerkstelligt zu sehen. Darin wollte man eine Hindeutung auf die Erhebung der Spanier und Spuren eines gegen das Leben Napoleons gerichteten Komplotts finden. Sofort sandte der Marschall Davoust einen Offizier mit diesem Briefe an den Marschall Bernadotte, der in Hamburg befehligte, damit dieser die Papiere des Fürsten Wittgenstein mit Beschlag belegte und sich seiner Person bemächtigte, wenn er es für angemessen erachtete. Wenn auch dank der Besonnenheit Bernadottes die Angelegenheit ohne schwerwiegende Folgen blieb, so zeigt sie doch, wie gefährlich jeder Versuch, den Verkehr zwischen dem preußischen Hofe in Königsberg und dem Fürsten Wittgenstein zu vermitteln, für die damit Beauftragen werden konnte.

Deshalb war es sicherlich für den Postmeister Balcke in Prenzlau eine höchst unliebsame Überraschung, als er Anfang November 1808 den Befehl erhielt, Briefe aus Königsberg an Wittgenstein weiterzubefördern. Er sah keinen anderen Weg, um den Auftrag auszuführen, als seiner Frau die Botschaft anzuvertrauen und sein Verfahren durch folgenden Brief an den Fürsten<sup>24)</sup> zu begründen:

„Prenzlau, den 7. November 1808

In diesem Augenblick habe ich Anlagen aus K. zur schleunigsten Weiterbeförderung empfangen. — Es macht mich — da hierbei die größte Klugheit und Vorsicht anzuwenden empfohlen worden — außerordentlich unglücklich, nicht selbst Überbringer sein zu können.

Wir haben hier einen sehr difizilen Kommandanten pp.<sup>25)</sup> — Meine sehr beherzte Frau, die eine wahrhaft echt deutsche Patriotin ist, hat die Reise mit Vergnügen unternommen, und wird Euer Durchlaucht Befehle unterthänigst entgegennehmen, und die Zurückantworten pp. in meine Hände zur Weiterbesorgung überbringen. Ich glaube dadurch alles Aufsehen zu vermeiden und die mir befohlene Vorsicht schuldigt befolgt zu haben. Die Rückantworten überbringe ich meinem K.-Bekannten selbst.

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht empfehle ich mich zu höchsten Gnaden und ersterbe in tiefster Submission.

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht  
ganz unterthänigster  
Balcke  
Postmeister“

Der 7. November 1808 war ein Montag. Es ist wahrscheinlich, daß Frau Balcke ihre Reise am folgenden Tage antrat und das eigene Fuhrwerk ihres Ehemannes benutzte, das von dessen Kutscher gelenkt wurde. Sie soll aus dem Königstor die Stadt verlassen haben<sup>26)</sup>, dieses Tor am Nordwestausgang der Stadt hieß 1808 noch das Kuhtor und empfing seinen stolzen Namen erst, als König Friedrich Wilhelm III. am 13. Juni 1820 nach einem kurzen Aufenthalt in Prenzlau dorthinaus nach Mecklenburg gereist war<sup>27)</sup>. Ihr Ehemann hatte seiner Frau eine Reiseroute vorgeschrieben, die soweit möglich durch das nicht von den Franzosen besetzte Mecklenburg führte. Sie

sollte deshalb über Neustrelitz, Meyenburg in der Prignitz und Putlitz nach Perleberg fahren und dort die große Straße erreichen, die über Grabow und Ludwigslust nach Lauenburg führte. Es hätte vielleicht näher gelegen, den Weg auf der alten, großen Straße über Neubrandenburg, Güstrow und Lübeck zu nehmen, aber Balcke mochte denken, daß seine Frau auf den weniger befahrenen Wegen durch kleine Orte sicherer sei. So übernachtete Frau Balcke am ersten Reisetage in dem Dorfe Mechow, halbwegs zwischen Boitzenburg (Uckermark) und Lychen. Dann fuhr sie über Düsterförde etwa 10 km südlich an Neustrelitz vorüber und gelangte vermutlich über Wesenberg und Mirow am 10. November in die Gegend von Wittstock. Als sie sich — es war wohl gegen Abend des 11. November — dem Städtchen Freyenstein näherte, erlitt ihr Wagen auf der schlechten Straße einen Radbruch. Sie schickte ihren Kutscher mit den Pferden nach Freyenstein. Der Gutsherr Detlef von Winterfeld und seine Schwester Henriette ließen Frau Balcke abholen, nahmen sie gastlich auf, sorgten auch für den Kutscher und die Pferde und die Wiederherstellung ihres Wagens. Am Sonntag, dem 13. November, morgens, war das Fuhrwerk wieder bereit. Nächste der mecklenburgischen Grenze ging die Reise nach Meyenburg weiter. Sie hörte in Meyenburg, am Abend zuvor seien die Franzosen auf der Straße nach Perleberg abgezogen. Eine solche Bewegung der Truppen in südlicher Richtung entsprach der damals im Gange befindlichen Räumung der Kurmark Brandenburg durch die Franzosen. Frau Balcke schloß daraus, daß sie ungefährdet auf der nördlichen Straße über Putlitz fahren könne. So gelangte sie bei Warnow, etwa 7 km südöstlich Grabow, dicht an die mecklenburgische Grenze. Noch ehe sie diese aber überschritten hatte, wurde ihr Wagen von französischen Reitern eingeschlossen und der Kutscher gezwungen, in ein Lager zu fahren, wo Frau Balcke dem General Tuillie vorgeführt wurde, da man sie verdächtigte, eine in preußischen Diensten stehende Spionin zu sein. Frau Balcke war für einen solchen Fall nicht unvorbereitet. Über den Zweck ihrer Reise befragt, erklärte sie dem General, sie sei nicht verheiratet und habe mit einem französischen Offizier ein Liebesverhältnis unterhalten, dessen Folgen sie erwarte. Der Offizier halte sich jetzt in Hamburg auf, und zu ihm wolle sie reisen. Es gelang ihr, den General davon zu überzeugen, daß er keine Spionin vor sich habe. Er behandelte Frau Balcke daher als eine Dame und stellte ihr einen Paß nach Hamburg aus, damit sie ungefährdet durch französische Truppen dorthin gelangen könnte. Am folgenden Tage setzte sie die Reise von Warnow durch das neutrale Mecklenburg fort und konnte, obwohl jenseits Lauenburg überall französische Posten standen, unbehelligt Hamburg erreichen und dort in einem Gasthofe absteigen. Das dürfte am 14. oder 15. November 1808 gewesen sein.

Nun aber erhob sich für Frau Balcke eine neue Schwierigkeit. Es ist oben erzählt, daß die Franzosen den Fürsten Wittgenstein sehr beargwöhnten. Gerade kurz vor Frau Balckes Ankunft muß die von Marschall Davoust angeordnete Untersuchung wegen des „Schokoladenbriefes“ stattgefunden haben. Von dem königlichen Kurier, der den Brief aus Königsberg nach Prenzlau gebracht hatte, war mitgeteilt worden, der Fürst werde in einem der großen Gasthäuser auf dem Alten Jungfernstieg wohnen; man fürchte in Königsberg, daß ihn die Franzosen erkannt hätten, obwohl er sich inkognito in Hamburg aufhalte, und daß sie ihn nicht wieder aus der Stadt herauslassen würden; Frau Balcke müsse also vorsichtig sein, wenn sie sich dem Fürsten nähern wolle; ein Mann mit einer grünen Schürze sei stets bei ihm als Kastellan, Portier oder dergleichen und sei als vertrauenswürdig anzusehen. Frau Balcke erwog, wie sie unter diesen Umständen am besten zu Wittgenstein gelangen könne. Als sie darüber sinnend in ihrem Zimmer saß, fiel ihr Blick auf eine Schuhmacherrechnung, die ein früherer Bewohner auf dem Tisch zurückgelassen hatte. Dadurch kam sie auf den Gedanken, sich als die Frau eines armen Schusters auszugeben, die den Fürsten um Bezahlung der Rechnung angehen wollte, um auf diese unverdächtige Weise Zutritt zu ihm zu erhalten. Sie führte diesen Plan sogleich aus. Vor dem

Hause am Alten Jungfernstieg, das als Quartier des Fürsten in Frage kam, stand ein französischer Posten; dieser wollte Frau Balcke nicht einlassen; sie stellte sich, als ob sie seine Sprache nicht verstände, und versuchte, an ihm vorbei in das Haus zu gelangen. Während sie noch mit ihm verhandelte, tauchte im Hintergrunde der Mann mit der grünen Schürze auf. Frau Balcke wandte sich nun an diesen und es gelang ihr, den Mann zu überreden, daß er sie zu dem Fürsten selbst führte. Als sie in den Raum, in dem sich Wittgenstein befand, eintrat, war er in einem Gespräch mit zwei Herren. Sie trug ihm ihr Anliegen mit der Rechnung vor, deutete ihm dabei aber an, daß sie ihn allein sprechen möchte und ließ ihn verstohlen unter der Rechnung den Brief mit dem großen königlichen Siegel sehen. Der Fürst trat darauf mit ihr in eine Fensternische hinter die Vorhänge und hier konnte sie ihm ungesehen das Schreiben aus Königsberg und den Begleitbrief ihres Mannes übergeben. Wittgenstein nahm die Schriftstücke entgegen und bat Frau Balcke, am Nachmittag noch einmal zu ihm zu kommen und noch ein Paar Stiefel mitzubringen, um jeden Verdacht auszuschalten. Als Frau Balcke am Nachmittag wieder im Hause erschien, wurde sie von dem Mann mit der grünen Schürze sogleich empfangen und zu dem Fürsten geführt. Dieser dankte ihr lebhaft für ihre Botschaft und sagte: „Der Brief war mir sehr wichtig, er ändert unsere ganzen Dispositionen.“ Als Frau Balcke in ihren Gasthof zurückgekehrt war, gab sie sich der nach den erregenden Ereignissen der letzten Tage wohlverdienten Ruhe hin und schlief fest bis zum nächsten Morgen. Nach ihrem Erwachen erhielt sie einen Brief Wittgensteins, mit dem er ihr unter nochmaligen Worten des Dankes eine Korallenkette zum Andenken an ihre gefährvolle und so glücklich erledigte Reise übersandte. Diese Kette hat sich lange in der Familie vererbt.

Ob Frau Balcke auf demselben Wege, auf dem sie nach Hamburg gekommen war, oder auf einem anderen Wege ihre Rückreise machte und wann sie wieder zu Hause eintraf, ist nicht überliefert.

Während die vorstehende Darstellung der Ereignisse das Unternehmen der Frau Balcke als eine dem Wohle des Staates dienende, lobwürdige Tat erscheinen läßt, ist der Sachverhalt von Friedrich August Ludwig von der Marwitz in seinen nachgelassenen Schriften ganz anders geschildert. Dort heißt es<sup>28)</sup>: „Unter den Maulhelden, die Stein zum Herumreisen und Spionieren gebrauchte, war auch derselbe Koppe, der im Feldzuge von 1806 bei Hohenlohe angestellt war. Dieser wurde erwischt, ins Gefängnis gesetzt und von den Papieren, die man bei ihm gefunden, zwei Briefe Steins im Moniteur mit den bittersten Anmerkungen bekannt gemacht. Sie waren beiden an den Fürsten Wittgenstein gerichtet, nachherigen Oberkammerherren und Polizeiminister. Dieser, damals nicht im preußischen Dienst, wurde zu Geld- und geheimen diplomatischen Geschäften gebraucht und hielt sich gewöhnlich in Hamburg, auch im Mecklenburgischen, auf. Er hatte verschiedene Stationen von getreuen preußischen Offizianten (Förster, Postmeister u. dergl.) von der mecklenburgischen Grenze bis Königsberg, durch welche die Korrespondenz befördert wurde. Das Wichtigste aber wurde, wie er mir selbst erzählt hat, durch die Frau des Postmeisters in Prenzlau besorgt, welche in solchen Fällen statt eines Kuriers hin- und herreiste, und welche dann, selbst bei den Postämtern, wo die Franzosen Aufseher oder Spione hatten, keinen Verdacht erregte. Jetzt aber hatte Stein den windigen Koppe geschickt, welcher dann nicht ermangelt hatte, durch Prahlens und Wichtigtun sich verdächtig zu machen.

Der eine Brief war von Stein selbst (vom 15. August); er sprach darin von Napoleons bösen Absichten, von den Verbindungen, die man im neuen Königreich Westfalen unterhalten müsse, von dem unvermeidlichen Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Österreich, und daß man dann die Pläne wieder aufnehmen könne, die man im Frühjahr 1807 gehabt. Der andere Brief war von der Oberhofmeisterin der Königin, der alten neunundsiebzigjährigen Gräfin Voss. Diese schalt tüchtig auf Napoleon

und meinte, halb im Ärger, halb im Scherz: ob man ihm denn nicht ein Pülverchen beibringen könne? Daß dieser Brief noch weit heftigere Schmähreden nach sich zog als der des Ministers war natürlich. Wie dieser Moniteur nach Königsberg kam, waren König und Königin natürlich sehr aufgebracht über die Alte, wie sie solches Zeug schreiben könne, und sie ward zur Verantwortung gezogen. Sie war aber klug, leugnete standhaft und behauptete, die Franzosen hätten diesen Brief geschmiedet, um sie und die Königin zu verleumden. Ja, sie setzte sich alsbald hin und schrieb an Napoleon selbst in demselben Sinne und so klug, daß die Sache auf sich beruhen blieb.“

Es ist unverkennbar, daß diese wohl erst später verfaßte Schilderung der Ereignisse durch die Feindschaft ihres Verfassers gegen die politischen Pläne des Ministers vom Stein eingegeben ist und daß sie nicht auf einer genauen Untersuchung der Zusammenhänge beruht. Das zeigt schon die Behauptung, die Frau des Postmeisters in Prenzlau sei statt eines Kuriers hin- und hergereist, während von einer weiteren derartigen Reise nichts überliefert ist. Vor der Verhaftung Koppes hätte ein Anlaß zu solchen Reisen nicht vorgelegen. Der Brief Balckes vom 7. November 1808 läßt erkennen, daß er die erste Reise seiner Frau zum Fürsten Wittgenstein einleitete. Nach dem November 1808 aber bestand kein Grund mehr dazu, da die französische Besatzung des Landes seit dem 6. Dezember 1808 aufgehört hatte, der König den Generalleutnant v. L'Estocq zum Gouverneur der Kurmark bestellt und das preußische Militär das Land wieder besetzt hatte<sup>29)</sup>. Marwitz muß also den Fürsten Wittgenstein völlig mißverstanden haben, wenn er schreibt, dieser habe ihm von einer Art ständigen Kurierdienstes der Frau Balcke gesprochen.

Ganz anders als das Urteil Marwitz' über Frau Balcke lautet dann auch das Urteil eines Mannes, der selbst die Familie Balcke aus jahrelangem, persönlichem Verkehr kannte, nämlich des Direktors des Prenzlauer Gymnasiums Friedrich Carl August Grashoff. Dieser schreibt in seinen Lebenserinnerungen<sup>30)</sup>: „In der Regel waren auch die Frauen in Prenzlau gute Patriotinnen. Ein merkwürdiges Beispiel einer fast glühenden Vaterlandsliebe gab im Jahre 1806 die Postmeisterin Balcke, die sich selbst der größten Gefahr aussetzte, indem sie preußische, zum König nach Preußen abgehende Offiziere in ihrem Hause verbarg, während den französischen Offizieren in demselben mit starkem Punsch die Sinne umnebelt wurden.“ Auf diesen Vorgang bezieht sich wahrscheinlich auch die Bemerkung Adolf Stahrs in seinen Jugenderinnerungen, daß Frau Balcke flüchtige preußische Offiziere sicher aus dem Bereiche feindlicher Nachforschungen gerettet habe. Derselbe erzählt, Frau Balcke habe auch Gefangenen aus dem Freikorps des Majors von Schill, die durch Prenzlau transportiert wurden und vom Feldprediger Stahr und einer Schar von Bürgern auf dem Marktplatz befreit waren, zur Flucht verholfen. Dieses Ereignis kann sich frühestens im Juni 1809 abgespielt haben, denn Schill fand am 31. Mai 1809 bei einem Straßenkampf in Stralsund den Tod und seine Anhänger wurden danach gefangen und fortgeführt<sup>31)</sup>.

Einen Einblick in die Anschauungen der Gesellschaftskreise Prenzlaus, zu denen die Familie Balcke gehörte, gibt Grashoff, wenn er erzählt<sup>32)</sup>: „Auch in Prenzlau waren die mehr allgemein geselligen Umgebungen von der Art, daß diese Geistesrichtung — d. h. die früher gewonnene religiöse Grundlage und die daraus hervorgehende gegen Abwege gesicherte Gesinnung — keiner Störung unterworfen war. Ein praktisches Christentum zeigte sich in der Familie wirksam, in denen ich am meisten lebte, und wenn eine derselben, in deren Haupte ich einen ebenso erfahrenen Arzt, als treuen Freund zu achten hatte, dem jüdischen Glauben angehörte, so hatte sich dieser bei ihm schon mehr christlich gestaltet und die Kinder gingen wirklich zum Christentum über<sup>33)</sup>. Die Geistlichen lebten einträchtig nebeneinander und verkündeten und übten Gottes Wort zur Erbauung, zum Beispiel für ihre Gemeinden, ohne dem Irrglauben, der Verfinsternung, der Unduldsamkeit einen Eingang zu gestatten...

Der hellsehende und wirklich gelehrte Rektor Wetzels war ein ebenso frommer Christ als treuer Freund... Der tief-fühlende Prorektor und Frühprediger Philipp Wilhelm Wolf mit seinen umfassenden Kenntnissen und geselligen Tugenden erheiterte in einer langen Reihe von Jahren meinen eigenen und jeden Familienkreis, dem wir uns gemeinschaftlich anschlossen. Zu diesem Kreise gesellte sich der Hauslehrer einer sehr gebildeten Familie, Ehrenfried von Willich, der soeben von Jena kam und Fichteschen Geist in unsere Unterhaltung brachte. Auch geist- und gemütvoll Frauen beseelten unsere Zirkel und hatten auf die Wahl unserer gemeinschaftlichen Lektüre einen nicht unbedeutenden Einfluß."

Es konnte nicht fehlen, daß in diesen Kreisen der Prenzlauer Einwohner neben den schöngeistigen Dingen auch die politischen Verhältnisse lebhaft erörtert wurden. Bis zur Räumung des Landes im Dezember 1808 herrschte in der Kurmark Brandenburg eine höchst betrübte Stimmung. Erst nach diesem Zeitpunkt gewann die Bevölkerung wieder Mut und Vertrauen zu einer besseren Zukunft<sup>34)</sup>. Während aber die unteren und mittleren Gesellschaftsschichten sich duldend verhielten, gab es unter den höheren Kreisen verschiedene Strömungen. Die kleine Anzahl derer, die von einer Fortdauer der französischen Herrschaft Vorteile für sich selbst erwartet hatte, zog sich mißvergnügt zurück. Die Gruppe der „Exaltierten“ wünschte ohne längeres Zaudern den neuen offenen Krieg gegen Frankreich, ohne zu bedenken, daß dem preußischen Staat zu jener Zeit die Mittel, Kräfte und hinlängliche Bundesgenossen für ein solches Unternehmen fehlten. Die überwiegende Mehrheit der Gebildeten, aber auch der breiteren Schichten des Volkes hielt es dagegen bei allem Haß gegen Frankreich mit dem König und seinen Ratgebern für richtig, zunächst die innere Wiederherstellung der Kräfte des Staates abzuwarten, ehe man den Versuch eines neuen Kampfes gegen Napoleon wagte. Zu diesen Besonnenen gehörten sicherlich auch das Ehepaar Balcke und sein Freundeskreis<sup>35)</sup>.

Gemeinsam mit dem Grafen Friedrich Abraham Wilhelm von Arnim-Boitzenburg und dem späteren General Ferdinand von Stülpnagel-Grünberg stifteten die Eheleute Balcke eine Verbindung, die den Zweck hatte, das Nationalgefühl und die Volkskraft zu erwecken und das Fremdjoch abzuschütteln, ein Unternehmen, das sie oft in persönliche Gefahr brachte<sup>36)</sup>.

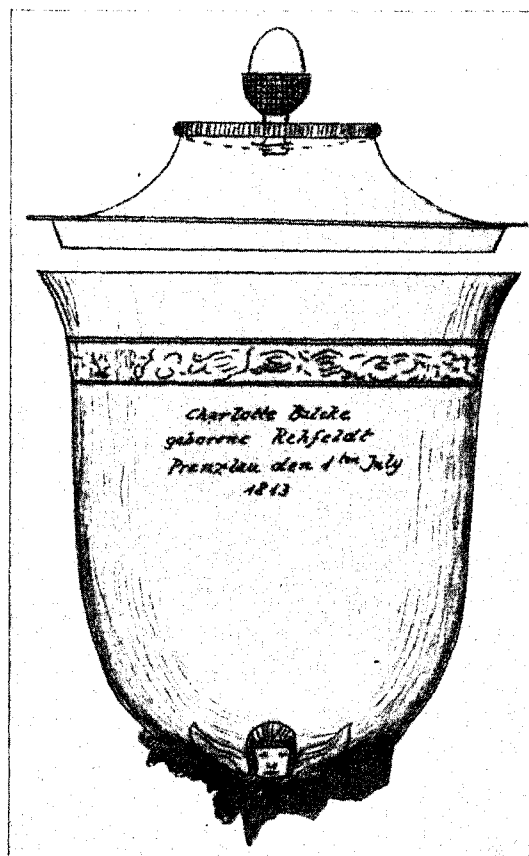
Unter dem 19. November 1808 erließ der König die Städteordnung für sämtliche Städte der preußischen Monarchie<sup>37)</sup> nebst der dazu gehörigen Instruktion über die Geschäftsführung der Stadtverordneten bei ihren ordnungsmäßigen Versammlungen, die den Bürgerschaften die Verwaltung ihres gemeinschaftlichen Vermögens unter nur sehr zurückhaltender Aufsicht des Staates zurückgab, dadurch ihr Ehrgefühl hob und in allen Städten eine freudige Aufnahme fand. Die Kurmärkische Kammer ordnete die Einführung der Städteordnung in allen Städten der Mark Brandenburg durch eine Verfügung vom 26. Januar 1809 an. In allen Städten war der Tag dieser Einführung ein Festtag für die Einwohner. In Prenzlau vollzog als Einführungskommissarius der Staatsregierung der Kriegs- und Steuerrat Laue aus Eberswalde am 14. September 1809 den feierlichen Akt. Er führte den bisherigen Bürgermeister, Justizrath Struve als nun gewählten Ersten Bürgermeister und den Prediger Knappe als Stadtverordnetenvorsteher in ihre Ämter ein. In der St. Marienkirche fand ein Festgottesdienst statt, bei dem der Prediger Philipp Wilhelm Wolf die Predigt über das Wort des Propheten Jer. 29, 7 „Suchet der Stadt Bestes“ hielt<sup>38)</sup> und die neu gewählten Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung segnete. Zu den zehn Mitgliedern des Magistrats, die man damals Senatoren nannte, gehörte auch der Postmeister Balcke, ein Beweis, welches Ansehen er sich in der Zeit seines Wirkens bei der Bürgerschaft Prenzlau erworben hatte<sup>39)</sup>.

Die Siege, die seit dem Jahre 1809 der Herzog von Wellington in Spanien über die Heere Frankreichs erfocht,

brachen das Gefühl ihrer Unbesiegbarkeit. Die Vernichtung der Großen Armee Napoleons im russischen Winter 1812 eröffnete den Weg für die Wiedererhebung Preußens, die durch die Aufrufe von März 1813 eingeleitet wurde.

Frau Balcke stellte sich tatkräftig in den Dienst des Vaterlandes und förderte den Zweck der Preußen auf jede mögliche Weise<sup>40)</sup>. Nachdem im Anschluß an die Verordnung und den Aufruf vom 17. März 1813 der Aufruf der Prinzessinnen des königlichen Hauses an die Frauen im preußischen Staate vom 23. März 1813 ergangen war, durch den der „Frauenverein zum Wohle des Vaterlandes“ nach einem Plane des Berliner Kaufmanns Louis Eppenstein begründet wurde<sup>41)</sup>, bildeten sich schnell überall Zweigvereine dieses Vereins. An die Spitze des Prenzlauer Vereins trat Frau Balcke, die Stahr gerade in diesem Zusammenhang „eine energische und patriotische Frau“ nennt<sup>42)</sup>. Der Verein ließ es sich angelegen sein, nach einem Aufruf des Landrats von Winterfeld-Groß-Spiegelberg Spenden an Wäsche und altem Leinen für die Spitäler zu sammeln und das Opfer von Gold und Silber durch die Frauen ins Werk zu setzen. Sicherlich teilte Frau Balcke die Begeisterung, mit der im Frühjahr 1813 die junge Landwehr ins Feld zog und schwer wird sie darunter gelitten haben, als in den Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen (2. und 20./21. Mai) die erhofften Siege ausblieben, die preußischen und russischen Truppen nach Schlesien zurückweichen mußten, und der Waffenstillstand vom 4. Juni 1813 dem Befreiungskampf ein vorläufiges Ende machte.

In der damit anbrechenden Zeit des bangen Wartens und der mutigen Hoffnung auf die bevorstehenden Ereignisse fällt eine Gabe, die uns einen Schluß gestattet auf die Empfindungen, die um jene Zeit Frau Balcke bewegten. Sie schenkte der St. Marienkirche einen Kelch, auf dessen Vorderseite eingraviert ist:



Erhaltener Teil des Kelches



Charlotte Balcke  
geborene Rehfeldt  
Prenzlau den 1 ten July  
1813

und auf dessen Rückseite zu lesen ist:

Ich rief zu Dir in der Noth  
Du hörtest mein Flehen  
Und erfülltest meine Bitte  
Lob Ehr und Preis sey Dir.

Der Kelch hatte eine Höhe von etwa 25 cm. Die Cuppa ist 10 cm hoch, ihr Mündungsdurchmesser beträgt 9,5 cm; der Rand ist leicht ausladend. Unter dem Rand befindet sich ein 0,8 cm breites Band aus Blüten und Blättern. Um den Boden der Cuppa vermitteln drei Engelsköpfe mit Flügeln den Übergang zu dem Fuß. Der Fuß selbst ist leider bei dem Brande der Marienkirche im April 1945 zerschmolzen. Auf dem Kelch ruht ein Deckel, der von einem Knopf in Form einer aufrecht gestellten Eichel gekrönt ist.

Das Vertrauen der Preußen auf den Sieg ihrer Sache wurde durch die weitere Entwicklung bald belohnt. Eine bedeutende Persönlichkeit, die dazu beitrug, berührte die Stadt Prenzlau und ihr Posthaus im Sommer des Jahres. Der Kronprinz von Schweden, der bis 1810 als Marschall Bernadotte dem französischen Heere angehörte, hatte schon am 3. März 1813 für Schweden einen Vertrag geschlossen, durch den er den verbündeten Monarchen von Preußen und Rußland ein schwedisches Heer von 30 000 Mann zuführte. Anfang Juli reiste er selbst in das preußisch-russische Hauptquartier in Trachenberg, wo er am 9. Juli spät abends eintraf. Auf dem Wege dorthin übernachtete er vom 6. zum 7. Juli in Prenzlau<sup>43)</sup>. Während seiner Anwesenheit dort traf er mit Männern, die in der vaterländischen Erhebung in der Uckermark führend waren, zusammen, darunter dem Rektor Grashoff und dem Prediger Pascal. Der erste sagte von dieser Zusammenkunft in einer Rede, die er zur Feier des Geburtstages des Königs am 3. August 1813 hielt<sup>44)</sup>: „Zu denen, die sich als kluge und kräftige Verteidiger der gerechten Sache schon längst bewährt haben, gesellt sich jetzt ein edler Fürst, zwar von französischem Blute entsprossen, aber durch biedere Gesinnung und längst verwandt, durch seine großen Eigenschaften der schwedischen Nation und mit ihm der gemeinsamen Sache gegen Frankreich gegeben ... Ewig denkwürdig bleiben uns die Worte, die wir aus seinem Munde hörten: „Der einzige Zweck, der mich beseelt, wird immer der sein, durch die wenigen Mittel, die mir zu Gebote stehen, dazu beizutragen, die Unabhängigkeit Ihres Vaterlandes zu erhalten.“

In Trachenberg vereinbarten die Verbündeten, daß der Kronprinz von Schweden den Oberbefehl über die sogenannte Nordarmee führen solle, die sich aus Preußen, Russen und Schweden zusammensetzte. Über Küstrin und Stettin kehrte der Kronprinz nach Stralsund zurück.

Über die folgenden Ereignisse erzählt der damalige Oberst und Chef des preußischen Generalstabs, spätere Generalfeldmarschall Hermann von Boyen in seinen Erinnerungen<sup>45)</sup>: „Als die Aussichten für das Wiederaufleben des Krieges stiegen, kam der Kronprinz am 28. Juli von Stralsund zu einer Besichtigung nach Berlin. Zu seinem Empfang wurde ich ihm nach Prenzlau entgegengeschickt; wenn auch damals das Benehmen der schwedischen Division bei dem Falle von Hamburg einiges Mißtrauen gegen die Tätigkeit der Schweden in dem Kreise der Verbündeten erzeugt hatte, so war doch die Erscheinung des Kronprinzen in vieler Beziehung ein wichtiges Ereignis, welches durch seine Persönlichkeit nur erhöht werden konnte, denn es vereinigten sich in ihm vorteilhafte körperliche Formen mit einem sehr einnehmenden Wesen und der Gabe nicht gewöhnlicher Wohlrednerheit, obgleich diese letztere häufig in etwas Vielrednerei ausartete ... Unsere erste Unterredung in Prenzlau vertiefte sich nach einigen notwendigen Komplimenten sogleich in das zu erwartende Kriegsleben, über dessen an der Spree vorliegende Elemente ich Bericht erstatten mußte. Doch

dauerte dies nicht lange, denn der Kronprinz unterbrach mich bald, um mir seine Ansicht über die Kriegsführung sehr fließend mitzuteilen. Vieles war natürlich darin, dem ich nur Beifall geben konnte, ... allein der oft wiederholt ausgesprochene Grundsatz, immer ohne alle Rücksicht die Mitte Napoleons anzugreifen ..., machte mich doch am Ende schon in der Poststube in Prenzlau ein wenig stutzig.“ Der letzte Satz zeigt, daß das Zusammentreffen des Kronprinzen mit Boyen in dem damaligen Posthause stattfand, das dem Postmeister Balcke gehörte. Da die Besichtigungsreise des Kronprinzen am 24. Juli begann<sup>46)</sup>, dürfte er am 25. Juli mit Boyen in Prenzlau zusammengekommen sein, um am 28. Juli zusammen mit ihm Berlin zu erreichen. In jenen Tagen muß auch die Vorstellung der uckermärkischen Landwehr vor ihrem Oberbefehlshaber stattgefunden haben, bei der dieser seine Anerkennung in die Worte faßte: „Quelle belle et vigoureuse jeunesse!“ (Was für schöne und kräftige junge Männer!)<sup>47)</sup>.

Es kann nicht fehlen, daß das Ehepaar Balcke alle diese Ereignisse mit der größten Teilnahme verfolgte. Von Frau Balckes Geisteshaltung erhalten wir ein anschauliches Bild durch den Bericht eines englischen Journalisten Robert Semple, der im Jahre 1813 von Hamburg über Berlin, Görlitz und Breslau nach Silberberg in Schlesien und wieder über Berlin, Prenzlau und Stralsund nach Schweden reiste und von dort nach England zurückkehrte<sup>48)</sup>. Er brach nach seinem zweiten Aufenthalt in Berlin am Freitag, dem 13. August 1813, auf und hatte in Oranienburg eine Begegnung mit dem Kronprinzen von Schweden vor dessen Hauptquartier. Seine weitere Reise durch die Uckermark und seine Eindrücke in Prenzlau beschreibt er danach mit folgenden, hier ins Deutsche übertragenen Sätzen:

„Wir verließen Oranienburg um 6 Uhr und fuhren weiter durch Sand und Kiefernwald nach Zehdenick, wo wir nicht vor 2 Uhr morgens ankamen, obwohl die Entfernung nicht über 20 Meilen<sup>49)</sup> ist. Das Tor war verschlossen und wir wurden auch nicht eingelassen, ehe nicht unser Postillon lang sein Horn vor der entzückenden Stadtmauer hatte erklingen lassen. Das helle Licht des Morgens setzte uns in den Stand, zu sehen, daß wir dabei waren, eine nette kleine Stadt zu passieren, die wir also auch die gute Gelegenheit hatten, bei Tageslicht zu sehen, weil wir nicht wieder aufbrachen vor 5 Uhr morgens. Der Weg setzte sich sandig und trübselig fort für 14 Meilen bis Templin, wo wir um 8 Uhr ankamen, einer armen Stadt mit einer alten steinernen Mauer und den offenbaren Resten eines Grabens. Hier wurden wir den trübseligen Postwagen los und reisten weiter, wie zuvor, mit einer leichten Kutsche für uns allein. Nachdem wir eine Zeitlang über ein ebenes und offenes Land gefahren waren, kamen wir durch einen schönen Wald, hauptsächlich bestehend aus Eichen und Rüstern, und dann kamen wir an ein offenes Land mit sanften Hügeln, von denen aus wir in einiger Entfernung Prenzlau erblickten, gelegen an den Ufern eines ansehnlichen Sees, der sich von Norden nach Süden erstreckte. Seine große alte Kirche bot einen überwältigenden Anblick, ebenso ein eigenartiger Rundturm, der offenbar das Überbleibsel eines alten prächtigen Gebäudes war.

Außer 7 Kirchen hat die Stadt eine öffentliche Bibliothek und ungefähr 8000 Einwohner. Rund um Prenzlau sind weite Tabakfelder, und das Land sieht fruchtbar und besser angebaut als irgendein anderes, das wir gesehen hatten, seit wir Berlin verließen oder auf der ganzen Reise von Hamburg zu dieser Stadt. Die Stadt selbst ist ansehnlich und hat offensichtlich früher eine große Bedeutung gehabt. Hier wurden wir mit großer Gastfreundschaft von der Frau des Postmeisters aufgenommen, die uns einen ausgezeichneten Kaffee gab und verschwenderisch war in den kleinen Zeugnissen ihrer Freundschaft für uns als Engländer. In ihrem Wohnzimmer hing das Porträt von Lord Wellington, das den Ehrenplatz in der Mitte einnahm und umgeben war von Kupferstichen von preußischen und russischen Generälen und von Husaren, Dragonern, Kosacken und was immer sonst es an Feinden Frankreichs gibt. Sie zeigte uns mit großem Stolz einen Brief,

den sie von der Königin bekommen hatte und in dem ihr Anerkennung ausgesprochen wurde für das vaterländische Opfer der Frauen Prenzlau an Ohringen, Halsketten und anderen goldenen und silbernen Schmucksachen. Solche Opfergaben wurden auch aufgebracht von den römischen Matronen des Altertums, und ich bin überzeugt, daß die preußischen Frauen von heute nicht betrogen sein werden um die Ehre, die ihnen mit Recht gebührt. Wir verließen Prenzlau sehr erfreut über die vaterländischen Gefühle seiner Einwohner und den Ausdruck des Wohlwollens gegen unser Land."

Wenn Semple von einem Briefe der preußischen Königin an Frau Balcke spricht, so muß ihm dabei ein Irrtum unterlaufen sein, denn die Königin Luise war ja bereits am 19. Juli 1810 verstorben. Es dürfte sich vielmehr um ein Schreiben der Prinzessin Marianne von Preußen, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg (1785—1846), gehandelt haben, die als Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen (1783—1851) des jüngsten Bruders des verwitweten Königs, die erste Dame des Berliner Hofes war. Sie wird an Frau Balcke jenes Schreiben gerichtet haben, um ihr Dank und Anerkennung für ihre Leistungen als Vorsitzende des „Prenzlauer Frauenvereins zum Wohle des Vaterlandes“ zu zollen.

Wenige Tage, bevor Semple im Prenzlauer Posthause einkehrte, hatte eine andere berühmte Persönlichkeit der Zeit die Stadt passiert, nämlich der frühere französische General Jean Victor Moreau, der sich in den Kriegen der Republik gegen das Deutsche Reich nach der Revolution hohen Ruhm erworben hatte und überall bei den Feinden Napoleons großes Ansehen genoß, weil er in diesem einen Feind der Revolution und des französischen Volkes gesehen hatte und deshalb aus freien Stücken nach Nordamerika ausgewandert war. Als sich im Juni 1813 das Schicksal gegen Napoleon zu wenden begann, kehrte Moreau nach Europa zurück. Am 26. Juli traf er in Göttingen ein, am 10. August erreichte er von Stralsund aus Prenzlau. Sicherlich hat er wohl auch das Posthaus daselbst berührt, denn er reiste mit der Expresspost und traf mit dieser schon am selben Tage abends in Berlin ein, wo Semple ihn am folgenden Tage sah<sup>50)</sup>. Die Persönlichkeit Moreaus wurde trotz der Kürze seines Aufenthalts in der Uckermark so stark beachtet, daß sogar die Pfarrchronik des uckermärkischen Dorfes Fliech davon Vermerk nahm. „Am 10. August“, heißt es in ihrem Jahrgang 1813, „ist der berühmte ehemalige französische Feldherr Moreau, der aus Amerika nach Europa und zunächst nach Schweden gekommen, durch Prenzlau gereiset, um sich zur großen Russisch-Preußischen Armee zu begeben. Diesem vortrefflichen Manne wurden am 27. August vor Dresden beide Beine durch eine Canonenkugel abgeschossen, worauf er am 29. zu Laun in Böhmen starb<sup>51)</sup>.“ Der Waffenstillstand zwischen den Verbündeten und Frankreich endete am 10. August 1813. Zu dieser Zeit war der Feldpostmeister Balcke zum dritten Armeekorps, das unter dem Befehl des Generals von Bülow stand, eingerückt. Der Rektor Grashoff wurde im September 1813 als Lieutenant im 1. Neumärkischen Landwehrinfanterieregiment angestellt und unterstand als solcher demselben Armeekorps<sup>52)</sup>. Am 27. September trafen sich beide in Bülows Hauptquartier in Undersdorf in der Post, nach der Schlacht bei Leipzig kamen sie in dieser Stadt wieder zusammen<sup>53)</sup>. Grashoff mußte bald danach zu einem Reservebataillon nach Königsberg (Neumark) zurückkehren; als er am 27. April 1814 mit der Ersatzmannschaft in Minden einzog, konnte er in seinem Kriegstagebuch vermerken: „Eine Überraschung wartete meiner auf der Post, wo ich Balcke traf und bei ihm — Frau Balcke, die wackere preußische Patriotin. Da gab es viel zu erzählen und die Freude ließ mich den Unmut vergessen, nicht nach Paris gekommen zu sein<sup>54)</sup>.“

Nach Beendigung des Krieges gegen Frankreich im Jahre 1814 wurde der Postmeister Balcke in Würdigung seiner Verdienste zum Postdirektor befördert und nach Stettin versetzt; in dieser Stellung bezog er ein Jahresgehalt von 40 Thalern, den 22. Teil der Poststeuern Stettins und die erlaubten postmeisterlichen Emolumente; 1822 wurde er zum Oberpostdirektor mit 2000 Thalern Gehalt ernannt<sup>55)</sup>.

Frau Balcke erfuhr bald nach der Übersiedlung an den neuen Wohnsitz eine wohlverdiente Anerkennung ihres Wirkens für das Vaterland in der Gestalt der Verleihung des Luisenordens. Nach dem ersten Pariser Frieden beschloß König Friedrich Wilhelm III. nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen, deren Verdienste besonders anerkannt seien, auszuzeichnen. Zu dem Zweck stiftete er durch die Urkunde vom 3. August 1814 in Erinnerung an die heimgegangene Königin den Luisenorden<sup>56)</sup>. Aus der Stiftungsurkunde geht hervor, daß der König dem Orden eine ebenso ausschließliche Bedeutung wie dem Eisernen Kreuz beilegte. Deshalb bestimmte er, daß der Orden an dem weißen Bande des Eisernen Kreuzes zu tragen sei, daß die Zahl der Ordensinhaberinnen auf hundert beschränkt sein solle und daß deren Auswahl vorbehaltlich seiner königlichen Bestätigung durch ein Ordenskapitel erfolgen solle, dessen Mitglieder die Frau Prinzessin Wilhelm als Vorsitzende, die Staatsministerin Gräfin von Arnim, die Generalin von Boguslawsky, die Ehegattin des Kaufmanns Welper und die Witwe des Bildhauers Eben sein sollten<sup>57)</sup>.

Die Auswahl der Frauen, die der Aufnahme in den verhältnismäßig kleinen Kreis des Ordens würdig erschienen, erforderte eine lange und sorgfältige Vorbereitung. So kam es, daß anfangs nur sieben Frauen ausgezeichnet wurden und erst das 13. Ordenskapitel am 29. Mai 1815 weitere 83 Frauen dem König zur Bestätigung vorschlagen konnte. In dieser Liste ist unter der Rubrik: „für Stettin“ aufgezählt

„47) Balcke, Gattin des Postdirektors.“

In dem „Verzeichnis der Damen des Luisenordens nach der Allerhöchsten Bestätigung vom 16. Januar 1816“ ist denn auch „die Post-Direktorin Balcke“ zu Stettin enthalten.

Der Orden bestand in einem kleinen schwarz emaillierten goldenen Kreuz, das in der Mitte auf beiden Seiten mit einem himmelblau emaillierten Schilde belegt war. Auf der Vorderseite des Schildes stand der Buchstabe L, auf der Rückseite die Jahreszahl 1813/14. Er wurde an dem weißen Bande des Eisernen Kreuzes mit einer Schleife auf der linken Brust getragen.

Dem Ehepaar Balcke wurde am 20. Dezember 1818 noch eine Tochter Luise Alexandrine geboren, die sich mit dem Rittergutsbesitzer Eduard Friedrich von Enckevort auf Vogelsang verheiratete und am 20. Juni 1876 starb. Im Besitz ihrer Nachkommen hatte sich ein Bildnis der Frau Balcke erhalten, das etwa um 1830 entstanden sein mochte. Es zeigte das Antlitz einer aus lebhaften dunklen Augen den Beschauer fest anblickenden Frau in der Tracht ihrer Zeit, geschmückt mit dem Luisenorden. Leider ist dieses Bild 1945 in den letzten Wochen des Krieges dem Feuer zum Opfer gefallen.

Frau Balcke wirkte auch in Stettin noch weiter tatkräftig zum Wohle ihrer Mitmenschen, bis sie am 22. November 1834 im Alter von erst siebenundfünfzig Jahren heimging. Ihr Ehemann folgte ihr schon im Dezember desselben Jahres im Tode nach.

Am alten Prenzlauer Posthause hielt der in eine Fensterlade der Hofseite eingekerbte Name Balcke die Erinnerung an die einstigen Bewohner wach, bis dieses Haus bei der Zerstörung der Stadt im April 1945 niedergebrannt wurde.

## Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Seckt, Gesch. v. Prenzlau II, 132. 199. — <sup>2)</sup> Den Schweinen, die im Herbst zur Eichelmast in den Stadtforst getrieben wurden, brannnte man ein Kennzeichen des Eigentümers mit einem glühenden Eisen auf die Haut. — <sup>3)</sup> Dobbelt, Erb. d. Rath. I. Prl. Mitt. Uck. M. u. GV. II 144. — <sup>4)</sup> G. St. A. Bin. — <sup>5)</sup> Ziegler, Przl. d. ehemalige Hauptstadt der Uckermark (1886), S. 123. — <sup>6)</sup> Ziegler, S. 123, 129. — <sup>7)</sup> Album Lycei Primislauiensis, 1810, Nr. 30 und 31. — <sup>8)</sup> Näheres s. v. Bassewitz, Kurmark Brandenburg 1806, S. 78. — <sup>9)</sup> 2. Auflage daselbst 1909. — <sup>10)</sup> v. W. W., S. 16, 69, 113 f., 127 f., 131 ff., 142 ff., 194—204. — <sup>11)</sup> v. W. W., S. 12, Bassew. a. a. O. 532. — <sup>12)</sup> „Der Uckermarker“, Beilage d. Prenzl. Zeitg. u. Kreisblatt 1906 Nr. 43. — <sup>13)</sup> v. W. W., 15 ff. — <sup>14)</sup> St. A. Prenzlau, Akten A. III. 69. S. 5. — <sup>15)</sup> v. Bassew. 1806—1808 I 56. — <sup>16)</sup> v. W. W., S. 69; die in Königsberg gesammelten Staatsgelder wurden im Dezember 1806 von Königsberg nach Kopenhagen verladen (v. Bassew. 1806—1808 I 363 f.). — <sup>17)</sup> v. Bassewitz 1806—1808 II 531. — <sup>18)</sup> Vgl. Allg. deutsche Biographie Bd. 43 S. 626 ff. — <sup>19)</sup> Für das Folgende: Pertz, Leben des Min. Frhr. vom Stein, II 230 ff. — <sup>20)</sup> „telegraph“ die erste täglich erscheinende Berliner Zeitung, die seit Oktober 1806 von dem Frankophilen Karl Julius Lange herausgegeben wurde (Der Bär von Berlin, Jahrb. 1956 S. 150). — <sup>21)</sup> v. Bassewitz 1806—1808 II 368. — <sup>22)</sup> ebd. S. 317 f. — <sup>23)</sup> Stern, Alfred, Abhandlungen und Aktenstücke zur Gesch. d. preuß. Reformzeit, Berlin 1885, S. 19 f. — <sup>24)</sup> v. W. W., S. 127 f. Das Schreiben gelangte in die Hände der Familie Balcke zurück im Jahre 1843 durch den Fürsten Wittgenstein selbst, der es einem Assessor B. mit den nachfolgenden Zeilen zusandte: „Euer Wohlgeboren übersende ich in der Anlage ein Schreiben von Ihrem seligen Herrn Vater, welches ich bei Gelegenheit einer Reise Ihrer Frau Mutter von demselben erhalten habe; ich habe dasselbe unter älteren Papieren aufgefunden, und es ist Ihnen vielleicht angenehm selbige aufzubewahren. Der Herr Staatsminister Graf von Arnim hat mich benachrichtigt, daß er Ihre Wünsche mit Freuden berücksichtigen würde, insoweit dieses möglich wäre. Berlin, den 5. März 1843. W. F. zu Wittgenstein.“ — <sup>25)</sup> Der Kommandant war der Bataillonschef Armentel vom September bis 4. Dezember 1806 (v. Bassewitz a. a. O. II 320 f.). Über ihn ist sonst nichts bekannt. — <sup>26)</sup> v. W. W., S. 131 ff. — <sup>27)</sup> Ziegler S. 54. — <sup>28)</sup> Ausgabe in Friedr. Schinkel: Preußischer Adel. Aus den nachgelassenen Schriften Fr. A. L. v. der Marwitz. Breslau (1932) S. 190 f. — <sup>29)</sup> v. Bassewitz a. a. O. II 721 ff. — <sup>30)</sup> Grashoff, F. C. A.: Aus meinem Leben und Wirken. Bd. 1 (Essen, 1839), S. 257. Grashoff war seit 1797 Konrektor, seit 1810 Rektor des Gymnasiums. — <sup>31)</sup> Adolf Stahr, „Aus der Jugendzeit“, 2. Aufl. (1906) S. 34 u. S. 12. — v. Bassewitz, Kurmark 1809/10 S. 472. — <sup>32)</sup> a. a. O. S. 11. — <sup>33)</sup> Gemeint ist Dr. Simon Herz, seit 1781 Privat-

arzt i. Przl., erwarb 1802 Sept. 9 das Haus Baustraße 348 f. 3000 Thlr. Verheiratet mit Johanna geb. de Lemos, der Schwester der Henriette Herz in Berlin. Gestorben 1825. Er verfaßte: „Medizinische Ortsbeschreibung der uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau“, Berlin (Maurer) 1790. Henriette Herz weilte 1801 mit Schielemacher bei ihm zu Besuch. Söhne: August, Registrator b. Kgl. Pupillenkollegium; Adolph, Kammermusik; Heinrich, Premierleutnant; alle in Berlin (Amtsgericht Prenzlau, Grundakten Bd. IV Bl. 348). St. A. Przl. Kantonrolle 1802 — 11. Litt G. 237 v. 1847). — <sup>34)</sup> v. Bassewitz 1806—08 II 742 ff. — <sup>35)</sup> Stahr a. a. O. S. 34. — <sup>36)</sup> Ziegler S. 129. Fr. Abr. Wilh. Graf v. Armin-Boitzenburg, geb. 23. 6. 1767, gest. 30. 1. 1812; durch seine Ehe mit Georgine Auguste geb. Gräfin von Wallmoden-Gimborn Schwager des Ministers Frhr. vom Stein, dessen Politik er unterstützte (Kirchner, Schloß Boitzb. u. s. Besitzer, 1860, S. 375 ff.; Gesch. der Fam. von Armin II. 2 S. 508; Ferdinand von Stülpmagel, geb. 10. 7. 1781 Przl. 1797 Sec. Lt. i. I.R. v. Pirch. Nr. 8. 1804 Premier-Lt. I.R. 12. 1806 bei Lübeck gefangen, 1808 2. Pom. Res. Bat., 1809 verabschiedet, 1810 reaktiviert und wieder zu den inaktiven Off. versetzt, weil er als Mitbesitzer von Grünberg im Mai v. d. Kurmärkischen Ständen als Deputierter zum General-Comité gewählt. Später i. d. deutsch-russischen Legion. 30. 3. 1822 Gen.-Maj., gest. 29. 12. 1839 Berlin. — <sup>37)</sup> G. S. S. 324—361; v. B.: 1806—08 I 642 u. 1809/10 S. 211 ff. u. I. Nachweisung. — <sup>38)</sup> Wolf, Philipp Wilhelm, Auserlesene Predigten, Homilien u. Anreden. 2. Ausgabe, Berlin 1828, Seite. — <sup>39)</sup> Bei der oben erwähnten Einschulung seiner Söhne im Jahre 1810 wird er als „Postmeister und Senator“ bezeichnet; ebenso St. A. Przl. Akten A. III 69. S. s. 1811 März 19. — <sup>40)</sup> Grashoff a. a. O. S. 257. — <sup>41)</sup> Müsebeck, Ernst, Freiwillige Gaben und Opfer des preußischen Volkes i. d. Jahren 1813—1815, Leipzig 1913, S. 8. — <sup>42)</sup> Stahr a. a. O. S. 34. — <sup>43)</sup> Kläeber, Hans, Marschall Bernadotte, Kronprinz von Schweden, Gotha 1919, S. 330. — Pfarrchronik Fliech (Uckermark), Jahrgang 1813, nach Pascals Bericht. — <sup>44)</sup> Grashoff a. a. O. S. 293. — Pfarrchronik Fliech a. a. O. — <sup>45)</sup> von Boyen, Hermann, Erinnerungen aus dem Leben des Feldmarschalls H. v. Boyen. Herausg. v. Friedrich Nippold. Leipz. 1889/90 Bd. III S. 83 ff. — <sup>46)</sup> Kläeber a. a. O. S. 335. — <sup>47)</sup> Ziegler a. a. O. S. 53 setzt diese Musterung auf den 15. Juli, was nach obigem Zusammenhang nicht zutreffen kann. — <sup>48)</sup> Semple, Robert, Observations made on a tour from Hamburg, through Berlin, Gollitz und Breslau, zu Silberberg; and thence to Gottenburg. London, 1814, S. 228—230. — <sup>49)</sup> Gemeint ist die englische Meile = 1609 m. — <sup>50)</sup> a. a. O. S. 208 f. — <sup>51)</sup> Nach der Nouvelle Biographie Générale, XXXVI. p. 483 ss. wurde M. am 27. 8. verwundet und starb erst am 2. 9. 1813. — <sup>52)</sup> a. a. O. S. XI. — <sup>53)</sup> a. a. O. S. 230. — <sup>54)</sup> a. a. O. S. 263. — <sup>55)</sup> Ziegler S. 129 f. — <sup>56)</sup> G. S. S. 1814 Nr. 239 — <sup>57)</sup> L. Schneider. Der Louise-Orden. Berlin 1868 S. 6 f.

## Bücherschau

**Brilling, Bernhard:** Zur Geschichte der hebräischen Buchdruckerei in Frankfurt a. d. Oder. Urkundl. Beiträge [1—5] 8°. Aus Studies in Bibliography and Booklore. Vol. 1. 2. Cincinnati (Ohio) 1953—56.

**Ders.:** Jüdische Verleger in Frankfurt a. d. Oder im 18. Jahrhundert. In: Börsenblatt f. d. Dt. Buchhandel. Jg. 12, Nr. 88 a v. 5. Nov. 1956, S. 1651—56. (Archiv f. Geschichte des Buchwesens. 4.).

**Ders.:** Jüdische Buchdruckerfamilien in Frankfurt a. d. Oder. Ebenda Jg. 13, Nr. 100 a v. 17. Dez. 1957, S. 1537 bis 1548. (Archiv für Geschichte des Buchwesens. 7.).

In der Geschichte der alten Oderstadt ist die des Frankfurter Buchdrucks ein sehr bemerkenswertes Kapitel. Es liegen uns gründliche Untersuchungen darüber vor, welche Bedeutung den Leistungen dreier Jahrhunderte beizumessen ist. Schon unter den seit 1502 nachgewiesenen frühesten Drucken des 16. Jahrhunderts sind solche von universellem Rang. Es ist selbstverständlich, daß die 1506 eröffnete Universität auf das Druckereiwesen einen entscheidenden Einfluß nahm. Die Universitätsdrucker waren akademische Bürger, wurden als solche inskribiert und unterstanden der Gerichtsbarkeit der Viadrina. Für das 16. und 17. Jahrhundert finden sich auch zahlreiche Zeugnisse hebräischen Buchdrucks in Frankfurt. Die erste vollständige deutsche Talmudausgabe wird 1697—1699 hier gedruckt; in den Jahren 1715 bis 1724 folgt der sogen. erste Berlin-Frankfurter Talmuddruck, neben zahlreichen anderen jüdischen Büchern. Wohl waren diese Tatsachen in allgemeinen Darstellungen über den hebräischen Buchdruck in Deutschland erwähnt, aber bisher nirgends näher untersucht worden.

Bereits 1936 hatte der Verfasser auf Grund archivalischer Studien einen ersten aufschlußreichen Beitrag über „Gründung und Privileg der hebräischen Buchdruckerei

in Frankfurt a. d. O.“ veröffentlicht (Monatsschrift für Geschichte u. Wissenschaft des Judentums. Jg. 80, H. 3). Diese Arbeit findet in der vorliegenden Schrift ihre Fortsetzung und Ergänzung.

Urzelle des hebräischen Buchdrucks in Frankfurt ist die sogen. Universitätsdruckerei, 1659 von Kurfürst Friedrich Wilhelm bestätigt mit dem Zweck, schwer zu beschaffende Literatur an Ort und Stelle selbst zu drucken. Es ist dies zunächst reformiertes Schrifttum, an dem sowohl der evang.-reformierte Kurfürst wie die reformierte Universität besonderes Interesse hatten. Die Aktenuntersuchungen ergaben, daß diese Universitätsdruckerei das private Privileg eines Professors gewesen ist. Von dem Theologen Friedrich Beckmann\*) geht sie 1673 an seinen Bruder Johann Christoph Beckmann über, der 2 Jahre später die kurfürstliche Lizenz erhält, für einen hebräischen Bibeldruck 2 jüdische Drucker einzustellen. In Joh. Chr. Beckmann, einem der angesehensten Gelehrten seiner Zeit, der in den orientalischen Sprachen bestens bewandert war, ist demnach der Begründer des Frankfurter hebräischen Buchdrucks zu sehen. Erst im 19. Jahrhundert geht die Druckerei für kurze Zeit in jüdischen Besitz über.

Es soll hier nicht auf weitere Einzelheiten der gut belegten Darstellung eingegangen werden. Ihr besonderes Verdienst sehen wir darin, daß sie als erste auch die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu klären versucht. Dabei fällt manch aufschlußreiches Licht auf die Stellung der Universität zu Rat und Landesherrn, auf das soziale Leben der Zeit, auf die sehr unterschiedliche Stellung der Juden in der Stadt. Die Bedeutung der Frankfurter Messe für den Buchhandel wird deutlich, der nicht nur die Frankfurter Erzeugnisse an die Einkäufer der östlichen Länder, insbesondere an Polen und Litauer, umsetzt, sondern auch Verkäufer aus Dyhernfurth und

Fürth herbeigezogen hat. Erwähnt sei noch die beachtenswerte Tatsache, daß ein Vorhaben türkischer Juden (der Druck von Folianten über den „Ramban“) mit seinem ersten Band im Jahre 1751 in Frankfurt erschien. Die 1755 geführten Verhandlungen wegen des Druckes des 2. Bandes scheinen jedoch gescheitert zu sein, vielleicht in der Folge des Siebenjährigen Krieges, da Teil 2 erst 1782 in Saloniki verlegt wurde.

Für die vorliegenden Forschungen wurden die Archivalien des Geheimen Staatsarchivs, des Staatsarchivs Breslau und des Stadtarchivs Frankfurt (Oder) in den Jahren 1934—1936 benutzt. Der Wert der Schrift liegt nicht zuletzt auch in den Urkundenveröffentlichungen, die heute selbst Quellenwert gewonnen haben, da ein Teil der Originale den Zerstörungen des zweiten Weltkrieges zum Opfer gefallen ist. In der ältesten Unterlage, dem Protokoll einer Vernehmung vor dem Rat der Stadt Frankfurt vom 25. Mai 1683 (Stadtarchiv Ffo., Abt. XVI, Nr. 71) zitiert in Folge 3, S. 83—85, sind dem Verfasser leider, da ihm ein stark verkleinertes Foto vorgelegen hat, eine ganze Zahl von Lesefehlern unterlaufen, die zwar an dem sachlichen Ergebnis nichts ändern, aber in einem deutschen Nachdruck zu beseitigen wären. Damit wären auch einige unwahrscheinliche Mutmaßungen in den Anmerkungen hinfällig. Zu berichtigen wären überdies ein paar kleinere Unstimmigkeiten; in Folge 1, S. 85 muß es heißen: seit 1701 [nicht 1700] König i. Preußen; in Folge 4, S. 81 ist für Kriegs- u. Domänenkammer in Frankfurt richtiger Kriegs- u. Steuerrat zu setzen.

Ein Kuriosum haben übrigens die Zeitverhältnisse mit dieser Veröffentlichung geschaffen, deren Material in Deutschland, deren Verfasser in Israel und deren Drucker in den USA beheimatet ist.

Die beiden folgenden Arbeiten hingegen konnten in Deutschland zum Abdruck gebracht werden und fanden im „Archiv für Geschichte des Buchwesens“ des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel“ den gemäßen Platz. Sie ergaben sich zwangsläufig aus den vorhergehenden Untersuchungen und runden deren Ergebnis auf sehr willkommene Weise ab.

Der 2. Beitrag befaßt sich mit den jüdischen Verlegern. Er brachte dem Privilegienbesitzer naturgemäß Gewinn, die hebräische Druckpresse, die zunächst der Aufgabe zu dienen hatte, das Studium der orientalischen Sprachen in Frankfurt (Oder) zu fördern, auch weiteren Unternehmungen zur Verfügung zu stellen. Nach den Ermittlungen des Verfassers verpachtete Prof. Joh. Chr. Beckmann seine Druckerei im Jahre 1693 an Michael Gottschalk, der unter dem Schutz des Universitätsprivilegs neben der ersten deutschen Talmud-Ausgabe eine große Zahl religiöser und profaner Literatur verlegte. Nach ihm werden andere namhafte Verleger nach Frankfurt gezogen.

Eine der wichtigsten Quellen für die Erhellung dieser Verhältnisse sind Prozeßakten des Königsberger Staatsarchivs, jetzt im Archivlager Göttingen. Es geht darin um einen Rechtsstreit zwischen dem reformierten Königsberger Handelsmann Tewendeil und jüdischen Verlegern in Frankfurt a. d. O. wegen verspätet gelieferter Bücher. Bereits um 1700 und noch für die Jahre zwischen 1760 bis 1770 ist neben den anderen großen Messen Königsberg als Absatzmarkt für die Frankfurter Verlagszeugnisse belegt. Diese Ausführungen erfahren eine Ergänzung im Nachtrag der drittgenannten Arbeit.

Da der Beruf des Buchdruckers zu den wenigen Berufen gehörte, die den Juden auch vor der Emanzipation im Jahre 1812 offenstanden, pflanzte sich die Buchdruckertradition in einigen Familien durch Generationen fort und wird zur „erblichen Kunst“. So sind in Frankfurt

eine Anzahl Familien fast für die ganze Zeit des nachgewiesenen hebräischen Drucks (1675—1812) bezeugt. Frankfurt bot ihrer Sesshaftigkeit besonders günstige Bedingungen. Es war einmal der Schutz der Universität, den sie und ihre Familien nach ihrer Inskription als Universitätsbürger in vollem Umfang genossen und die ihnen wichtige Rechte sicherte (Begründung von Familien usw.). Zum anderen waren es die Messen, die jährlich zahlreiche Besucher nach Frankfurt zogen. Eine bedeutende jüdische Gemeinde hatte sich deshalb hier entwickelt, in denen die jüdischen Verleger eine führende Rolle spielten. Nicht nur die vorausgeschickte Einführung, sondern auch die einzelnen familienkundlichen Beiträge stellen aufschlußreiches Material auch zur Erhellung der allgemeinen städtischen Verhältnisse dar.

E. Schirmacher

**Dr. Emil Schwartz**, Geschichte der St. Marienkirche zu Prenzlau, Pohl-Druckerei und Verlagsanstalt, Celle, 1957. 220 Seiten.

Unter den bedeutsamen Denkmälern einer großen Vergangenheit, die Prenzlau, der Mittelpunkt der Uckermark, bis in die jüngste Vergangenheit bewahrte, steht die St. Marienkirche an erster Stelle. Weithin sichtbar und überwältigend wichtig für den Näherkommen steigt der einzigartige Bau mit seinen beiden Türmen empor und beherrscht Stadt und Land.

Der Verfasser hat als gründlicher Kenner der Uckermark wertvolle Arbeiten zu deren Geschichte geliefert. Auch unser Jahrbuch hat ihm mehrfach Beiträge zu verdanken. Er entstammt einer seit langem in Prenzlau ansässigen Familie, hat fast sieben Jahrzehnte im Bereich der Kirche gewohnt und ist sowohl mit Stadt und Land als auch mit St. Marien aufs innigste verbunden. Die Arbeit erwuchs aus dem in langen Jahren gesammelten Stoff über die Geschichte der Kirche, gefördert durch die dem Verfasser eigene gründliche Kenntnis der Archivalien. Wie Dr. S. im Vorwort schreibt, erhebt das Buch nicht den Anspruch, als ein fachwissenschaftliches Werk zu gelten, sondern es ist „aus dem Herzen des alten Prenzlauers für alle Freunde der Heimat geschrieben, um den Born der Erkenntnis zu erschließen, der im Bauwerk der Marienkirche so reichlich quillt“. Die Arbeit greift auf die verschiedensten Gebiete über; bei Fächern, die dem Verfasser fern lagen, hat er sich bei anerkannten Forschern Rat geholt und diesen gewissenhaft und geschickt verwendet. So ist ein Werk von echt wissenschaftlicher Haltung entstanden und die Darstellung auf eine breite Basis gestellt.

Prenzlau wurde am 27. 12. 1235 von Herzog Barnim I. von Pommern als Stadt nach deutschem Recht gegründet. Die erste Nachricht über die Kirche ist in einer Urkunde vom 7. 3. 1250 enthalten. Zwischen 1235 und 1250 ist also St. Marien entstanden, und zwar, wie aus geringen Spuren im Bau der heutigen Kirche hervorgeht, als Basilika.

Ende des 13. Jahrhunderts begann der Umbau zu einer Hallenkirche in Ziegeln. Die günstige Entwicklung der Stadt und die Wohlhabenheit der Bürger schufen die Voraussetzungen hierfür, geistiger Strukturwandel und das Verlangen der Bürgerschaft, sich auch auf kirchlichem Gebiet zur Geltung zu bringen, waren die Triebkräfte.

Für den Umbau ermittelt Dr. S. — abweichend von der in den Kunstdenkmälern gegebenen Darstellung — folgenden Ablauf. Nicht vom Chor aus begann der neue Bau, sondern zunächst wurden in der Zeit von 1289 bis 1310 vom Westwerk bis zu den Treppentürmen (diese einbezogen) die beiden Langhauswände der neuen Hallenkirche errichtet. Nach einer Pause folgte von 1325 bis 1340 der Abbruch des alten und Bau des neuen Chores,

\*) Die ADB bringt neben der halblateinischen Form Beckmann Beckmann in runder Klammer dahinter. Die lateinischen Schriften und Dissertationen gebrauchen sämtlich das lateinische Beckmanus. Bei den deutschen, zu seinen Lebzeiten erschienenen aber (Historie des Fürstenthums Anhalt; Beschreib. d. alten Stadt Frankf. usw.) und in der

Leichenpredigt von 1717, auch in einer Verlagsangabe von 1661 heißt es durchweg „Beckmann“. Nur in der „Beschreibung der Chur u. Mark Brandenburg“, die lange nach dem Tode herauskam, findet sich die sonst ganz ungebräuchliche Form „Bekmann“.

des Ostgiebels und der Seitengalerien des Daches. Das gewaltige Dach wurde von einem riesigen Dachstuhl getragen, und wer diesen einmal von innen betrachtete, erkannte, was hier an tüchtiger Zimmermannsarbeit geleistet wurde. Die neue lichte Hallenkirche wurde nur wenig breiter, jedoch weit höher als die alte Basilika.

Das in vorzüglicher Feldsteinquadertechnik errichtete wuchtige Westturmwerk war gegen Ende des 13. Jahrhunderts liegen geblieben, als der Bau der Hallenkirche begann. Im Hinblick auf die gewaltige Höhe des Daches wurde nun — und zwar in Ziegeln — das Westwerk höher getrieben. Auf das schon begonnene fünfte Geschoß wurde noch ein weiteres in voller Breite errichtet, um die Firstlinie des Daches zu erreichen. Selbständig streben im siebten Geschoß von anderthalb Höhe die beiden Türme empor, die im Mittelalter vermutlich hohe spitze Achterhelme trugen.

So entstand eine der schönsten mittelalterlichen Kirchen der Mark, deren baulicher Höhepunkt der Prachtgiebel an der Ostseite ist, der die ganze Stadt eindrucksvoll beherrschte. Der Baumeister löste hierbei mit genialer Hand die Schwierigkeit, über den polygonalen Chorschluß der drei Schiffe eine gerade Giebelfläche zu schaffen, jene gewaltige Schaufäche mit Stab- und Maßwerk allerreichster Komposition.

Von den älteren Einrichtungsgegenständen der Kirche aus der vorreformatorischen Zeit war außer der schönen Bronzetaufe nur der prächtige Flügelaltar übrig geblieben, eine Lübecker Arbeit von 1512. Dieser Schreinaltar war ein würdiges Glied in der Reihe ähnlicher Werke, wie wir sie beispielsweise in Stendal, Salzwedel, Brandenburg, Mittenwalde und Bernau vorfinden. Wie oft haben unsere Mitglieder beim Besuch Prenzlau in Andacht und Ehrfurcht vor diesem Altar gestanden, dieser „das Herz ergreifende Darstellung der Frömmigkeit des gotischen Mittelalters.“

Dem Verständnis der instruktiven Darstellung dienen eine Anzahl vorzüglicher Abbildungen und Tafeln. Das Buch ist mehr als etwa eine Geschichte des Baues und Darstellung seiner Kunstwerke. Weit darüber hinausgreifend, läßt es auch das ganze kirchliche Leben, soweit es überhaupt zuverlässig zu erfassen ist, erkennen, ebenso die Rolle, die die Kirche als Schauplatz des öffentlichen Lebens spielte. So sind auch die Kirchenverfassung, die Geistlichen vom 13. Jahrhundert bis zur Reformation und ihre Verrichtungen, die Nachrichten über alle Altäre und Grabmäler in der Kirche, die Glocken, die Einzelheiten des großen Altars so erschöpfend wie möglich dargestellt. Umfangreiche Anmerkungen sowie in zwei Anlagen ein Verzeichnis der Geistlichen von der Reformation bis Ende des 17. Jahrhunderts und eine Stammtafel der durch Jahrhunderte in Prenzlau ansässigen Familie Schivelbein vervollständigen die Arbeit.

Erschütternd ist das Kapitel X, welches das Schicksal der Kirche im Jahre 1945 behandelt. In den letzten Kriegstagen, am 27. u. 28. April 1945, zerstörte eine Feuersbrunst fast die ganze Altstadt. Auch die Marienkirche wurde davon betroffen und schwer zerstört. Das einstürzende Gebälk des Dachstuhls und die Dachziegel zerschlugen das Gewölbe der Kirche, und damit fanden die Flammen auch Zugang in das Innere, dessen Einrichtung ebenfalls vernichtet wurde. Vom Altar wurden nur wenige vorher ausgebaute Teile gerettet, Schrein und Staffel sind verloren. Die Bronzetaufe hat den Brand überstanden, die wenigen steinernen Grabdenkmäler haben so gelitten, daß sie wohl nicht wiederhergestellt werden können.

Der kostbare Ostgiebel blieb erfreulicherweise unverseht. Er wurde 1949 durch zwei starke Pfeiler abgesteift, und seine Erhaltung darf als gesichert gelten. Durch den Bau neuer Dächer und Wiedereinwölbung des Langhauses würde es möglich sein, die Kirche wieder zum Gottesdienst herzurichten, falls die Kostenfrage gelöst wird. Möge dieser Bau von großem starken Ausdruck bald wieder erstehen!

Wohl wenige Kirchen unserer Mark verfügen über ein Werk, das so umfassend und gründlich ihr Schicksal schildert. Das Buch wird unter den Arbeiten zur Geschichte Prenzlau immer einen ehrenvollen Rang einnehmen.

Harry Methling

Das **Wichmann-Jahrbuch für Kirchengeschichte im Bistum Berlin 1957/58** bietet als Hauptarbeit eine Monographie von Dr. Heinrich Grimm „Dietrich von Bülow, Bischof von Lebus, in seinem Leben und Wirken (1460—1523)“. Sie ist eingeleitet durch einen Abriß über die von Brandenburg und Havelberg abweichende Gründung und Entwicklung des Bistums Lebus, der mit vielen Hinweisen auf ältere und neuere Literatur und Urkundenwerke belegt ist. Eingehend ist das Leben Bülows in seiner geistigen Umwelt, sein Wirken als Rat zweier brandenburgischer Kurfürsten und als Bischof dargestellt. Seinem Anteil an der Errichtung der Frankfurter Universität und dem besonderen Ausbau der juristischen Fakultät und dem literarischen Zirkel am Bischofshof in Frankfurt sind zwei umfangreiche Kapitel gewidmet. Eine Fülle biographischer Angaben über Persönlichkeiten, die mit dem großen Bischof in Verkehr traten, bereichert die Arbeit, und die Vertrautheit des Verfassers mit der Landschaft, ihren Städten und Dörfern bieten viele Anregungen und runden das Bild zu einer echten Monographie. — Nachdem Prof. Joh. Schultze im Jb. f. d. Gesch. Mittel- und Ostdeutschlands Bd. II den Wendenkreuzzug 1147 darstellte mit bezug auf die Entstehung der Adels Herrschaften der Prignitz und Rhingebiet, behandelt Hans-Dietrich Kahl hier das „Ergebnis des Wendenkreuzzuges“ als Beitrag zur Geschichte des sächsischen Frühchristentums. Kritisch werden die frühen Berichte beleuchtet, die zeitgenössischen Auffassungen über den Wert erzwungener Heidentaufen und die geistlichen und politischen Ziele des Kreuzzuges eingehend erörtert. Auf die weiteren gründlichen Arbeiten des Verfassers in der Ztschr. f. Ostforschung seit 1953 über den Geist der deutschen Slawenmission des Hochmittelalters, die Wendenpolitik Bruns von Querfurt, das Ende des Triglaw von Brandenburg, sei hierbei verwiesen. — Kleinere Beiträge bringen im Wichmann-Jahrbuch H. Branig „500 Jahre Universität Greifswald“ und G. Prange „Zur Geschichte des Klosters Neuzelle“.

Eine wesentliche Arbeit zur brandenburgischen Kirchengeschichte gibt Prof. Dr. Willy Hoppe in der Festgabe für Fritz Hartung „**Forschungen zu Staat und Verfassung** (Dunker & Humblot 1958)“. Als Beitrag zur Entstehung der brandenburgischen Landeskirche bringt der Aufsatz „Drei lutherische Landesfürsten in Brandenburg“ (S. 91-112) Lebensbilder von Joachim II., Hans von Küstrin und Johann Georg in ihrem Bemühen um die Form einer Landeskirche. Er ist eine Fortführung von Hoppes Arbeit „Luther und die Mark Brandenburg“ im 1. Bande unseres Jahrbuchs (1950 S. 49-55), in der das Eindringen der neuen Lehre unter Joachim I., dessen Kampf für die alte Kirche, und Joachim II. mit der besonderen Art seiner Reformen eingehend geschildert werden. Markgraf Hans von Küstrin mit seiner klaren Glaubenshaltung, dem nüchternen Wirtschaftsverständnis und starken Machtwillen, aber auch mit seinem Wechsel zwischen den politischen Fronten, zeigt die Entwicklung in der Neumark. Die Rechtsform verdankt die Landeskirche der Kurmark dem Sohn und Neffen der genannten Fürsten, dem Kurfürsten Johann Georg, der in den Jahren 1573-77 die Konsistorialordnung und die Konkordienformel veröffentlichte. Eine patriarchalische Form „christlicher Obrigkeit“, in der noch mancherlei Zeremonien aus katholischer Zeit erhalten blieben. Seine Politik der Vorsicht, daneben ein gewisser Raum für Feste, Musik und Spiele werden bei aller Hausbackenheit der Natur des Fürsten lebendig. Ist für die Jahrzehnte seiner Regierung zwar keine Aufwärtsbewegung zu erkennen, so spricht doch der Verfasser nicht von „Stagnation“, sondern eher von einer „Enge“. Auch hier wird in den Anmerkungen das Schrifttum vielseitig erschlossen. M. Henning



Melms, C. Ph.: Chronik von Dahlem. — Berlin-Grünwald: Verlags-GmbH, Arani (1957). 178 S., 13 Abb. 8,50 DM

Im Jahre 1929 veröffentlichte Max Nagel eine kurze Darstellung von „Dahlems Geschichte“ (Berlin: F. A. Günther & Sohn). Das Büchlein genügt nicht den Ansprüchen von Ortsfreunden, die etwa einen schnellen Überblick über die Entwicklung des kleinen Rittergutes des Kreises Teltow zu einem der schönsten Villenstadtteile Berlins gewinnen wollten, geschweige denn bescheidensten Forderungen von Fachleuten der berlin-brandenburgischen Geschichtsforschung. Einer freundlicheren Kritik kann nun nach fast 30 Jahren eine Geschichte Dahlems von C. Ph. Melms begegnen, der Dr. Willi Stiewe als Bürgermeister des Bezirkes Berlin-Zehlendorf ein Vorwort gewidmet hat.

Der erste Teil (S. 5—77) erweckt den Eindruck, als ob er aus einzelnen selbständigen Aufsätzen zusammengestellt ist. Nach einer kurzen Gesamtdarstellung der allmählichen Umwandlung Dahlems „vom Rittergut zur Städtischen Domäne“ (S. 5—10) werden die Merkwürdigkeiten des Ortes beschrieben, das alte Herrenhaus, die zu den ältesten brandenburgischen Gotteshäusern zählende St. Annen-Kirche mit ihrem Friedhof, der Eiskeller auf dem Anger, Prachtwerke der Natur wie der 1000 Zentner schwere Granitfindling oder die uralte Rüster am Westende des Dorfangers. Wir sehen schließlich das gegenwärtige Dahlem entstehen, verfolgen den Bau der Untergrundbahn vom Breitenbachplatz bis zur Krümmen Lanke und zwischen den Villen das Emporwachsen stolzer Gebäude zur Pflege der Wissenschaft, des Berliner Hauptarchives, des Kaiser-Wilhelm-Institutes und der Freien Universität.

Während wir hier das Aufblühen des einstigen kleinen Dorfes bis 1956 betrachten können, ist der zweite Textteil, die eigentliche Chronik, mit April 1945, dem Kriegsende, abgeschlossen. (S. 78—178). Er hätte eine Kürzung vertragen. Manche Begebenheit ist unter dem entsprechenden Jahr in fast den gleichen Sätzen wiederangeführt, die wir im ersten Teil gelesen haben. Die verhältnismäßig kleine Zahl von archivalischen Urkunden und literarischen Quellen, über die wir für die Erforschung und Darstellung der Dahlemer Geschichte verfügen, läßt einem stoffbegeisterten Historiker das Ergebnis seiner Arbeit leicht als zu mager erscheinen, und so mag es verständlich sein, daß Melms in der Chronik, die er dann zum Titel seines ganzen Werkes gewählt hat, manches für die Ortsgeschichte belanglose Ereignis mehr oder weniger aufzuführen verzeichnet. Daß er Lage und Namenswandel der Straßen und Plätze genau angibt, ist dankenswert. Nur wird der Leser, der nicht seit längerem in Dahlem ansässig ist, die Beigabe von Kartenblättern vermissen. Das Kartenbild der Gemarkung Dahlem vor 1900 und im Eingemeindungsjahr 1920, ein Ortsplan aus älterer Zeit und ein heutiger würden auch weniger Ortskundigen die geographischen Angaben im Text lebendiger gestalten. Ein angehängtes Personen- und Sachverzeichnis hätte vielleicht dem Buche ein allzu wissenschaftliches Gesicht gegeben; es würde aber von Heimatgeschichtlern und alten Dahlemlern begrüßt worden sein und hätte den Buchpreis nur unwesentlich gesteigert, da kein neuer Bogen nötig würde. Der Druck und die Buchausstattung sind wohl gelungen.

Und nun einige Bemerkungen zu einzelnen Textstellen: Am Anfang (S. 5) teilt M. die Gründungszeit des Gutes und die verschiedenen Schreibungen des Ortsnamens mit. Er zieht aber aus seinem Hinweis auf das Vorhandensein anderer und älterer Orte „Dahlem“ im Westen und Nordwesten Deutschlands nicht die längst bekannte Folgerung, daß flämisch-niederrheinische Kolonisatoren diesen Ortsnamen ebenso wie „Lichterfelde“ in den Teltow mitgeführt haben. Hochdeutsch würde er „Talheim“ lauten. Erst auf S. 131 wird angedeutet, daß um 1903 ein Streit zwischen Germanisten und Slawisten um die Erklärung des Ortsnamens entstand, der aber mit einem Sieg der Ableitung aus niederdeutsch „dal“ = Tal endete. Orts- und Flurnamenforschern ist bekannt, daß die Schreib-

weise oft von der Mundart der Diktierenden und der Schreiber abhing. So lautet sächsisch das Tal „Dol“ und der sächsische Ort Dahlem wird „Doln“ ausgesprochen, ohne daß dadurch die Herkunft des Namens aus slawischem „dol“ bewiesen wäre, das gleichfalls „Tal“ bedeutet. Das Interesse der Slawisten am Namen des Berliner Vorortes Dahlem wurde mit der Straßentaufe „Im Dol“ belohnt. — Zu S. 6: Kuno Hans v. Wilmersdorf trat 1671 anstelle des v. Pfuhl in den Vertrag ein, den dieser 1655 mit den Spiels abgeschlossen hatte. Er hat das Rittergut erst mit kurfürstlichem Consens vom 4. Juli 1685 „erworben“, da die Spiels keine Hoffnung mehr hatten, dasselbe „zu reluire“. (Werner Rust: 3 ausgestorbene märkische Adelsgeschlechter als Herren von Dahlem. 1932 in: Mitt. Vereins Gesch. Berlins. Jg. 49, S. 86—90.) Unter dem 18. Nov. 1700 wurde Kuno Hans v. W. Lehnkonsens für Dahlem erteilt. — S. 12: Was ist an der Kapelle des alten Schlosses, des Herrenhauses, noch rätselhaft? Jede Burg hatte einen Andachtsraum, wenn auch daneben für das Gutsdorf eine Kirche bestand. Aus der Kapelle auf ein Nonnenkloster zu schließen, bleibt einer üppigen Phantasie überlassen, zumal da mir kein urkundlicher Beleg über das Vorhandensein von Nonnen im alten Dahlem bekannt ist. — S. 15: „Bis zum Jahre 1832 hatte die Kirche etwa die Form eines langen Hauses mit glattem Dach, ohne jeden Aufbau. Einen Turm besaß sie noch immer nicht“. Im Widerspruch hierzu heißt es auf S. 89, daß 1813 „französische Soldaten“, das Ortsarchiv „im Turm der St. Annen-Kirche“ vernichteten. Spitzdach und Turm hat spätestens Cuno Hans v. Wilmersdorf 1781 aufsetzen lassen und diese Ergänzung des Gebäudes dokumentierte die Wetterfahne, die auf dem Turmknauf angebracht war. Die Telegrafendirektion ließ den Kirchturm nur zur 2. Station der Optischen Telegrafienlinie Berlin—Koblenz einrichten. — S. 17: Auf der „uralten Stammtafel mit Wappenschildern“ konnte ich vor 28 Jahren auch die Wappen der übrigen, mit den Hakes versippten Familien enträtseln und den ganzen Tafeltext mitteilen. (Die Ahnentafel in der Dahlemer Kirche. In: Neue Preuß. Kreuz-Ztg v. 14.8.1930.) — S. 18: Der große Sprung von 1906 bis 1945 wäre in der Geschichte der St. Annen-Kirche vermieden worden, wenn M. dem an ihr zu Beginn der Hitlerzeit amtierenden Pfarrer Martin Niemöller hier einige Sätze gewidmet hätte. Der inzwischen weltbekannte Bischof ist nur auf S. 175 mit einem einzigen Satz erwähnt. — St. Anna ist nicht „stets“ selbstdritt dargestellt. — S. 19: „Das Geheimnis, welches die Gestalt der Anna umgibt“, nämlich die Symbolik, sollte wenigstens beschrieben werden. Die zugehörigen Krücken sind ein Symbol der Caritas, doch den Sinn der vielen sich schneidenden Kreise verschiedenen Durchmessers konnten namhafteste Wissenschaftler der christlichen Kunst nicht ermitteln. Das Wandgemälde stellt den Kunstwissenschaftler wie den Religionswissenschaftler vor Probleme, die bisher nicht gelöst sind. — S. 24: Der Heiderreiter Heiderich wohnte nicht in Dahlem, das nur zu seinem Bezirk gehörte und auf dessen Friedhof auch das Grunewald-Personal des Kreises Teltow bestattet werden konnte. — S. 44: Die richtige Schreibung ist „Pechüler Pfuhl“. Man sähe den Namen gerne erklärt. Der Pfuhl lag in der Flur eines Bauern Pechül, den die Milows von ihrem anderen Gut Treuenbrietzen nach Dahlem „translociert“ hatten. Der junge Bauer war großjährig geworden. Um ihm eine eigene Flur, die ihm nach dem geltenden Recht zustand, auf dem Gut-Treuenbrietzen zuzuweisen, hätte man dort die Flur neu aufteilen müssen. Das wurde vermieden, indem man ihn innerhalb des Besitzes seiner Herrschaft nach Dahlem überpflanzte, wo eine Flur frei war. Der Familienname ist ursprünglich slawisch und bedeutet „Läufer“. (Rust: Pechül. In: Dahlemer Nachrichten v. 29. 3. 1933.) Eigentlich müßte es „Pechüls Pfuhl“ heißen. — S. 78: Unter 1250 muß es „zur“ sedes heißen, da dieses lat. Wort weiblichen Geschlechtes ist. — S. 84: Die 1691 abgetretenen Wiesen grenzten als Enklave an den kurfürstlichen Besitz Charlottenburg an. (Ruhleben.) — S. 113: Die Angabe der Lebensmittelpreise vom März 1890 ist ohne Vergleichszahlen wertlos, zumal da es sich nicht um Dahlemer Produkte handelt.

Dr. Werner Rust

## Aus dem Leben der Vereinigung

Die ständig wachsende Beteiligung unserer Mitglieder an allen Veranstaltungen wirkt sich am stärksten bei unseren Vortragsabenden und Besichtigungen aus, weil hier von Berufenen neuere Forschungen und Überblicke über unser Studiengebiet geboten werden. An den im gleichen Sinne geplanten Wanderungen und weiteren Führungen verschiebt sich das Bild der Teilnehmer mehr, weil leider mancher Ältere oder Leidende die damit verbundenen Anstrengungen meiden muß. Aber auch hierbei sind Beteiligungen bis zu 50 Personen keine Seltenheit. So haben wir im Jahre 1957 24 Wanderungen und 10 Führungen mit zahlreichen Besichtigungen durchgeführt. Erinnert sei an die Besuche im Münzkabinett (Vortrag Prof. Dr. A. Suhle), im Museum für Vor- und Frühgeschichte (Vortrag Dr. G. Dorka), in der Feuerwehrscheule in Tegel, in der Heimatschau „Das war in Schöneberg...“ (Vortrag K. Pomplun), im Museum für deutsche Volkskunst und in der Ausstellung im Berliner Hauptarchiv: Berlin, Brandenburg und Preußen im zeitgenössischen Kartenbild des 17. bis 19. Jahrhunderts (Vortrag Dr. B. Schulze, Bericht H. Methling im Jahrbuch 8 S. 42 ff.). 4 Führungen veranstalteten wir im Rahmen der „Interbau“: 1. Landschafts- und Baugestaltung im Berliner Tiergarten, 2. Corbusierhaus verbunden mit Besichtigung des Georg-Kolbe-Museums, 3. Vom Kielganzviertel zur neuen Diplomatenstadt, 4. Rund um die Sophienkirche. Der geplante Besuch der Fontane-Gedenkstätte auf Einladung der Bezirkskommission der „Natur- und Heimatfreunde“ in Potsdam mußte leider ausfallen, weil die hiesige Paßstelle die Zahl der Teilnehmer auf 20 Personen begrenzen wollte. Einer Besichtigung der Malzfabrik der Schultheiss-Brauerei schloß sich der froh verlaufene Brandenburgische Kommers VII an.

14 Vortragsabende fanden im Auditorium der Amerika-Gedenkbibliothek statt und wurden durch Auslage entsprechender Bilder und Bücher in den Vitrinen im Vorraum von Fräulein A. Meinecke geschmackvoll angezeigt. Wir hörten am

11. 1.: Dr. Hans E. Pappenheim: **Pariser Platz 3.** Zur Geschichte der französischen Botschaft in Berlin (1835—1945) — mit Lichtbildern —.
25. 1.: Dr. Gerhard Richter: **Stendal — Herz der Altmark** — mit Lichtbildern —.
8. 2.: Bodo Küttler: **Der Berliner Gendarmenmarkt** — mit Lichtbildern —.
22. 2.: Dr. Ruth Westermann: **Die Brüder Grimm in Berlin.**
8. 3.: Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe: **Paul Gerhardt.** Zum 350. Geburtstag (12.3.1607).
22. 3.: Dr. Ernst Kaeber: **Henriette Paalzow.** Die Lieblingsschriftstellerin Friedrich Wilhelm IV.

5. 4.: Alwin Arndt: **Reichwalde.** Ein Beitrag zur Vegetations-, Siedlungs- und Wirtschaftsgegeschichte der Niederlausitz.
26. 4.: Hans Huskobra: **Aus der Geschichte des Ordens der Tempelherren.**
17. 5.: Dr. Günter Stein: **Neues zum märkischen Burgenbau** — mit Lichtbildern —.
31. 5.: Dr. Otto-Friedrich Gandert: **Die Vor- und Frühgeschichte Berlins nach dem Stand neuerer Forschung** — mit Lichtbildern —.
25. 10.: Dr. Hermann Fricke: **Gesicht und Maske der brandenburgischen Landesuniversität 1506 bis 1811.**
8. 11.: Dr. Martin Jacob: **Wandernde Ärzte und Komödianten im 17. und 18. Jahrhundert** — mit Lichtbildern —.
22. 11.: Dr. Willy Lademann: **In Jehöfte vā ach-Bich, hundert Joar in'n ollen Telschen Kres.**
6. 12.: Prof. Dr. Willy Kurth: **Das Werk Christian Rauchs** — mit Lichtbildern —.

Vor den Vorträgen und an 30 weiteren Nachmittagen fanden Bibliotheksstunden statt, an denen der Bucheraustausch für Mitglieder möglich war. Eine Mitgliederversammlung und eine stimmungsvolle weihnachtliche Lesung begann und schloß die Reihe dieser Veranstaltungen.

Herzlich zu danken ist auch an dieser Stelle Herrn Dr. Hermann Fricke, der seinen Vortrag „Gesicht und Maske der brandenburgischen Landesuniversität 1506 bis 1811“ in einem schönen Privatdruck den Mitgliedern der Vereinigung und seinen Freunden in der Mark zur Verfügung stellte.

An dem Ausbau der Bibliothek, die zur Unterhaltung größere Mittel erforderte, ist weiter gearbeitet worden. Wie in den Vorjahren konnten wir an unsere Mitglieder drei Mitteilungsblätter von je 12 Seiten Umfang und den 8. Band vom Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte senden. Den Mitarbeitern am Jahrbuch und an den Mitteilungsblättern, den Vortragenden und den Mitgliedern der Führerschaft und des Bibliotheksausschusses sei für ihre selbstlose Tätigkeit im Namen der Vielen gedankt, die Freude und Gewinn davon hatten.

Über der Freude an einem reichen Jahr vergessen wir die Verstorbenen nicht und gedenken ehrend der Damen Cläre Renschuch und Martha Hagemann und der Herren Gustav Onigkeit, Paul Thebs und Adolf Schrenpf, der über 60 Jahre die Entwicklung der Vereinigung miterlebte und mitgestaltete.

M. Henning

# Personenverzeichnis

- Ahrenstedt, Dorothea geb. Gradehandt, Prenzl. Bürgerin 53  
 Ahrenstedt, Joh. Heinr., Prenzl. Schlächter 53  
 Alexis, Willibald (1798—1871) 10, 34  
 Amalie, Prinzessin v. Preußen (1723—1783) 6  
 d'Argens, Jean Bapt. de Boyer, Marquis (1704—1771) 6, 9, 12  
 v. Arnim-Boitzenburg, Friedr. Wilh. Abrah. (1767—1812) 59, 62  
 v. Arnim, Georgine Auguste geb. Gräfin v. Wallmoden-Gimborn 61 f.  
 v. Arnstedt, Emil Otto Friedrich († 1837) 15 f.  
 Auerbach, Berthold (1812—1882) 28  
 August II. (der Starke) Kq. v. Polen (1670—1733) 6, 9  
  
 Balcke, Emilie Mathilde († 1805) 55  
 Balcke, Georg Ludwig (\* 1801) 55  
 Balcke, Friedrich Wilhelm (\* 1801) 55  
 Balcke, Johanna Charlotte Friederica geb. Rehfeldt (1777—1834) 55 ff.  
 Balcke, Luise Alexandrine verh. v. Enckevort (1818—1876) 61  
 Balcke, Samuel Friedrich (1774—1834) Oberpostdirektor 54 ff.  
 Balcke, Wilhelm, Kantor 54 f.  
 v. Bandemer, Ritterschaftsrat 25  
 Barbiquiers, Dr., Leiter d. Hofpostamtes 57  
 Barnim I. († 1278) Hgz. v. Pommern 63  
 Bathe, Max (\* 1904) Mundartforscher 46  
 Beckmann, Friedrich, Theologe 62 f.  
 Beckmann, Joh. Christoph (1641—1717) Historiker 62 f.  
 v. Beeren, Fam. 17  
 v. Beeren, Hans Heinrich Arnold gen. Geist v. Beeren (1747—1812) 17 ff.  
 Beeren, Carl Friedrich Erdmann (1780—1814) 23  
 v. Beeren, Henr. Fried. Alb. Dorothea geb. Eisenberg (\* 1787) 17, 25 f.  
 v. Beeren, Karl Friedrich Erdmann (\* 1749) 17  
 v. Beeren, Karl Ludwig Ernst 26  
 v. Beeren, Ottonita Rudolphe geb. v. Otterstedt 17, 26  
 von Beeren, Matthias (um 1350) 24 f.  
 v. Beeren, Theoderich (1267) 17  
 Beham, Barthel (1502—1540) Maler und Kupferstecher 48, 51  
 Berghaus, Heinrich (1797—1884) Geograph 19  
 Bernadotte (1763—1844) franz. Marschall, Kg. v. Schweden 57, 60  
 Besthorn, Friedrich (1888—1946) Vorgesichtsforscher 44, 47  
 Biedermann, Karl (1812—1901) Historiker 27  
 Biese, Alfred (1856—1930) Lit.-Hist. 35 f.  
 Biester, Johann Erich (1749—1816) 12  
 Blechen, Carl Ferd. (1798—1840) Landschaftsmaler 34  
 v. Blomberg, Hugo (1820—1871) Maler, Dichter 28  
 v. Blücher, Gebh. Leber. (1742—1819) Feldmarschall 9  
 v. Boguslawsky, Frau 61  
 v. Bönigke, Hauptmann 55  
 Bormann, Karl (1802—82) Schulrat 28  
 Bouman, Georg Friedrich (1737 bis n. 1800) Baumeister 12  
 v. Boyen, Leop. Herm. Ludw. (1771—1848) Feldmarschall. 60  
 Bräker, Ulrik (1735—1798) 9  
 Brand, Jurist 38  
 Branig, Hans, Archivrat 64  
 Briesen, Gutsbesitzer 25  
 Brilling, Bernhard 62 f.  
 Buchholz, Divisionsprediger in Frankfurt 16  
 Buchholz, Justitiar 18  
 Buder, Johann Christian, Tuchgroßhändler 25  
 v. Bülow, Dietrich (1460—1523) Bischof v. Lebus 64  
 v. Bülow, Friedr. Wilh. (1755—1816) General 61  
 Bürger, Gottfr. Aug. (1747—84) 36  
 Calvin, Joh. (1509—1564) Reformator 33  
 Carlyle, Thomas (1793—1887) engl. Schriftst. 8  
 v. Carmer, Joh. Heinr. (1721—1801) Großkanzler 37  
 Casanova, Giov. Jacopo de Seingalt (1725—98) 9  
 de Catt, Heinrich (1725—1795) Vorleser Friedrichs II. 6, 21, 23  
 v. Chmielinsky, Hedwig geb. v. Ramin 54  
 v. Chmielinsky, Major 54  
 Christian, Hgz. v. Sa.-Merseburg 19  
 v. Cocceji, Samuel (1679—1755) Großkanzler 37  
 de Courbière, Wilhelm René de l'Homme (1736—1811) General 9  
 Cranach, Lukas d. A. (1472—1553) 51  
  
 Daru, General 57  
 Daum, Großhändler 25  
 Daumer, Georg Friedr. 33  
 Davoust, Louis-Nicolas (1770—1832) franz. Marschall 57  
 Delius 26  
 Dickens, Charles (1812—70) 36  
 Diltz, Wilhelm (1833—1911) 33  
 v. Droste-Hülshoff, Annette (1797—1848) 34, 36  
 Duncker, Alexander (1813—1897) Verleger 27  
 Dürer, Albrecht (1471—1528) 48 51  
  
 Eben, Bildh. 61  
 Eggers, Friedrich (1819—1872) Kunstschriftst. 26 ff., 32, 36 f.  
 Eggers, Karl (1826—1900) Senator in Rostock 28  
 v. Eichendorff, Jos. (1788—1857) 33  
 Elisabeth († 1555), Kurfürstin v. Brandenburg 47  
 v. Enckevort, Eduard Friedrich, Rittersgutsbesitzer 61  
 Ephraim, Veitel († 1775) Berl. Münzpächter 10  
 Epstein, Louis, Berl. Kaufmann 59  
 v. Etzlin, Hans (1412) 45  
  
 Ferdinand, Prinz von Braunschweig-Bevern (1721—1792) Gen.-Feldmarschall 6  
 Fichte, Joh. Gottl. (1762—1814) 59  
 Fleury, Claude (1640—1723) franz. Kirchengeschichtler 20  
 de Folard, Jean Charles (1662—1752) 6  
 Fontane, Emilie geb. Rouanet (1824—1902) 26, 30, 32, 36 f.  
 Fontane, Friedrich (1863—1941) 37  
 Fontane, George (1851—1887) 37  
 Fontane, Mete (Martha) (1860—1917) 37  
 Fontane, Theodor (1819—1891) 10, 14 f., 18, 24 f., 26 ff.  
 Fontane, Theodor (1856—1933) 37  
 Formey, Joh. Heinr. Samuel (1711 bis 1797) philos. u. theolog. Schriftsteller 13  
 Fournier, August (1800—74) Pfr. 33  
 Freiligrath, Ferd. (1810—1876) 31  
 Freischmidt, Prenzl. Kaufmann 55  
 Friedrich III. (1831—1888) Kaiser 27  
 Friedrich II. (1712—1786) 5, 6, 8 ff., 19 ff., 38  
 Friedrich (III.) I. (1657—1713) Kg. 53  
 Friedrich Heinrich (1709—1788) Markgraf v. Brandenburg-Schwedt 54  
 Friedrich Wilhelm d. Gr. Kurf. (1620—1688) 45, 62  
 Friedrich Wilhelm I. (1688—1740) 37  
 Friedrich Wilhelm III. (1770—1840) 20, 25, 56 ff., 61  
 v. Fürst, Karl Joseph Maxim. Frhr. (1717—1790) Großkanzler 20  
 Füssli, Joh. Heinr. (1742—1825) Schweizer Maler 33  
  
 Geibel, Emanuel (1815—1884) 32, 35 f.  
 Geiger, Ludwig (1848—1919) Lit.-Hist. 13  
 Geist von Hagen, Carl Ferd. Frhr. († 1786) Gen.-Maj. 17  
 Geist von Beeren s. v. Beeren  
 Gellert, Christ. Fürchtgott (1715 bis 1769) 9  
 Gerhardt, Paul (1607—76) 19  
 Gibbon, Edward (1737—1794) engl. Historiker 6  
 v. Goethe, Joh. Wolfg. (1749—1832) 14, 35  
 Gotthold, Justitiar 22 f.  
 Gottschalk, Michael (um 1693) Frankfurter Drucker 63  
 Gradehandt, Dorothea s. Ahrenstedt  
 Grashoff, Friedr. Karl Aug., Prenzl. Rektor 58, 60 ff.  
 Grillparzer, Franz (1781—1872) 33  
 Grimm, Heinr., Landrat a. D. 64  
 v. Groeben, Fam. 43  
 Groth, Klaus (1819—1899) 27, 35  
 Grüneband, Christian Ernst (1666 bis 1735) Prenzl. Bürgermeister 53  
 Grüneband, Katerina geb. Hufnagel, Prenzl. Bürgerin 53  
 Grüneband, Christian Ernst († 1705) Prenzl. Bürgermstr. 53  
 Grüneband, Michael († 1638) Prenzl. Notar  
 Guichard, Henriette geb. Steinhäuser 5, 13  
 Guichard, Johann Philipp 5  
 Guichard, Karl Theophil gen. v. Quintus Icilius (1724—1775) 5 ff.  
 Günther, Joh. Christ. (1695—1723) 35  
  
 v. Hacke, Fam. 45  
 v. Hacke, Hans (1412) 45  
 v. Hake 18 f.  
 v. Hattorff, Hauptmann 55  
 Haude & Spener, Buchhandlung 10  
 Hauptmann, Gerh. (1862—1946) 33  
 Heiberg, Hermann (1840—1910) Schriftsteller 26  
 Heine, Heinr. (1797—1856) 35  
 Heinrich, Prinz v. Preußen (1726 bis 1802) 5  
 Helmholz, Prenzl. Inspektor 55  
 Herwegh, Georg (1817—75) 31  
 Hertz, Wilhelm (1822—1901) 36  
 Herz, August, Registrator 62  
 Herz, Heinrich, Prem.-Leutn. 62  
 Herz, Henriette (1764—1847) 62  
 Herz, Johanna geb. de Lemos, Schwester von Henriette 62  
 Herz, Simon, Dr. med. Prenzl. Arzt 62  
 v. Hessen, Kurf. 56  
 v. Heyden, August (1827—1897) Maler 28  
 Heyse, Paul (1830—1914) 27 f., 32, 35 ff.  
 Heyse, Witwe, Prenzl. Bürgerin 53  
 Hintze, Otto (1861—1940) Historiker 19  
 Hoffmann, Richard (\* 1891) Vorges. Forscher 39, 46 f.  
 v. Hohenlohe, Ludwig (1746—1818) Fürst, General 55, 58  
 Hohn, Herbert (\* 1904) 52  
 Holtze, Friedr. Wilh. (1820—1908) Bibliothekar 37  
 l'Homme de Courbière s. de Courbière  
 Hoppe, Willy (\* 1884) 64  
 Hufnagel s. Grüneband, Katerina  
 Hugo, Prenzl. Bürger 55 f.  
  
 Icilius, Friedrich Quintus (1773 bis 1799) 13  
 Icilius Quintus s. Guichard, Karl 7  
 Irwing, Jurist 38  
  
 Jensen, Wilhelm (1837—1911) Schriftsteller 34 f.  
 Joachim I. (1484—1535) Kurf. 47 f., 64  
 Joachim II. (1505—71) Kurf. 37, 64  
 Johann (Hans) v. Küstrin (1513 bis 1571) Markgraf 64  
 Johann, Markgraf (1406—64) 45  
 Johann Georg (1525—98) Kurf. 64  
 Joseph, Kaiser (1741—90) 13  
  
 Kaeber, Ernst (\* 1882) 15  
 Kahl, Hans-Dietrich, Stud.-Assess. 64  
 v. Kaminski, Obristlieut. 55  
 Kampffmeyer, Joh. Georg Karl (1864—1936) Slawist u. Orientalist 40  
 Kannegießer, Amtmann v. Drewitz 23  
 Kanzow, Frl. Prenzl. Bürg. 55  
 Karl IV. (1316—78) 39  
 Karl August, Großherzog v. Sachsen-Weimar (1757—1828) 14, 55  
 Karl II. Wilhelm Ferdinand (1735 bis 1806), Herzog zu Braunschweig Lüneburg 9  
 Keith, Jakob (1696—1758) Feldmarschall 9  
 Kenkel, Christian Ernst, Prenzl. Bürgermstr. 54  
 Kensingner du Verger, Bataillonskommandeur 8  
 Kieser, Richard 18 ff., 25  
 Kindermann, Christoph Friedrich (etwa 1725—74) Pfr. v. Pawesin 38  
 v. Kleist, Heinrich (1777—1811) 19  
 Klotz, Christ. Ad. (1738—71) Archäologe u. Philologe 12  
 Knappe, David Friedrich (1758—1828) Prenzl. Pfr. 59  
 v. Knebel, Karl (1744—1834) 14  
 Kohlhasse, Hans († 1540) 19  
 v. Königsmark, Aurora (1662—1728) 6  
 Koppe, Assessor 56, 58  
 Kortum, Joachim Gottlieb (um 1718 bis 1785) Pfr. 21 ff.  
 Krafel, Prenzl. Bürgermstr. 55  
 Krenzlin, Anneliese 47  
 Kretschmann, Hans-Heinrich 45  
 Krull, Joh. Heinr., Bürgermeister von Charlottenburg (1775—88) und Potsdam 20  
 Krünitz, Joh. Georg (1728—96) Arzt. Enzyklopädist 20, 23  
 Kügler, Hermann (1889—1955) Volkskundler 26  
 Kugler, Franz Theodor (1808—1858) 26, 28, 32, 36  
  
 Lachert, Prenzl. Kaufmann 55  
 Lacy, Franz Moritz Graf (1725 bis 1801) österr. General 10  
 Landvoigt, Packhof-Inspektor in Frankfurt (Oder) 16  
 Lange, Eduard, Schriftsteller 11  
 Lange, Karl Julius, Journalist 62

- Laue, Kriegs- und Steuerrat 59  
Lazarus, Moritz (1824—1903) Psy-  
chologe 28  
Lenau, Nikolaus (1802—50) 31  
v. Lepel, Bernh. (1818—1835) 28, 35  
Lessing, Gotth. Ephr. (1729—1781)  
9, 11, 20  
v. L'Estocq, Anton Wilhelm (1738  
bis 1815) preuß. General 58  
Lewin, Ascher, Prenzl Kaufm. 56  
Lichtenberg, Prenzl. Konditor 54  
Lindau, Paul (1839—1919) Schriftst.  
34  
Lindau, Rudolf (1829—1910) Schrift-  
steller 35  
v. Lingg, Herm. (1820—1905) 35  
Lübke, Wilh. (1826—1893) Kunst-  
hist. 28  
Lucae, Richard (1829—1877) Archi-  
tekt 28 f.  
Luise, Kgn. v. Pr. (1776—1810) 58,  
61  
Luther, Martin (1483—1546) 22, 64  
  
Macaulay, Thomas Babington (1800  
bis 1859) 33  
Machiavelli, Niccolo (1469—1527) 5  
Mann, Thomas (1875—1955) 33  
Maria Theresia (1717—1780) 6  
Marianne v. Hessen-Homburg (1785  
bis 1846) Gem. d. Prinzen Wil-  
helm 61  
v. d. Marwitz, Friedrich Aug. Ludw.  
(1777—1837) preuß. General 20 f.,  
58  
v. d. Marwitz, Johann Friedrich  
Adolf († 1781) Oberstleutnant 10  
Mathilda, Abtissin zu Quedlinburg  
(993) 39  
Melms, C. Ph., Schriftst. 65  
Menz, Hoffisclal 55 f.  
v. Menzel, Adolf (1815—1905) 11,  
26  
v. Merkel, Wilhelm (1803—1861)  
Kammergerichtsrat 28, 34  
v. Meuring 56  
Meyer, Rich. M. (1880—1914) Lit.-  
Hist. 34  
Milton, John (1608—1674) 33  
Mommson, Theodor (1817—1903) 26,  
34  
v. Montecuccoli, Raimund (1609 bis  
1681) Graf 8  
Moreau, Jean Victor (1763—1813)  
General 61  
Mörcke, Eduard (1804—75) 28, 33,  
35  
Moritz von Oranien (1567—1625) 6  
Moritz von Sadisen (1696—1750)  
franz. Marschall 6  
v. Mühler, Heinrich (1813—1874)  
pr. Kultusmin. 38  
Müller, Matthias (1588) Fährmann  
45  
Nagel, Max. Schriftst. 65  
Napoleon I. (1769—1821) 33, 56 f.,  
59 f.  
Nicolai, Friedrich (1733—1811) 8,  
11 ff., 20  
Niendorf, Mart. Anton (1826—1878)  
33, 35  
Nietzsche, Friedr. (1844—1900) 33  
  
v. Otterstedt, Fam. 17, 26  
Otto III. (980—1002) Kaiser 39  
  
Pascal, Paul Isaac (1767—1849) Pfr.  
in Prenzlau 60  
Pauli, Joh. (1455 bis um 1530) 52  
Pauli, Michael (1651—1723), Prenzl.  
Pfr. 53  
Paulsen, Friedrich (1846—1908),  
Pädag. u. Philos. 26  
de Pernety, Anton Joseph (1716 bis  
1807) Domherr aus Lyon 12  
Pernety, Jacques (1696—1777) franz.  
Schriftsteller 12  
Perty, Joseph (1804—84) 33  
Pfau, Ludwig (1821—94) Dichter,  
Übersetzer 35  
Pietsch, Ludwig (1824—1911) 26 f.,  
29, 33 f.  
Pogge, Teltower Landreiter 22  
Pomplun, Kurt (\* 1910) 26, 52  
Prange, Georg (\* 1924) 64  
Puhlmann, Christian, Schulze von  
Groß Beeren 20  
  
v. Ramin s. v. Chmielinsky  
Redde, M. Johann Friedrich (1738  
bis 1806) Pfr. in Gröben 13 f.  
Rehfeldt, s. Balcke, Joh. Charl. Frie-  
derica  
Rehfeldt, George Carl, Oberamt-  
mann 55  
Rehfeldt, Christian Ludwig (1741  
bis 1804) Amtmann  
Rehfeldt, Prenzl. Medizinalrat 55 f.  
Rodenberg, Julius (1831—1914)  
Schriftst. 35  
v. Romberg, Gen.-Leutn. 56  
Roquette, Otto (1824—1896) 37  
Rousseau, Jean Jacques (1712—78)  
33  
v. Rüchel, Ernst Friedr. Wilh. (1754  
bis 1823) General 55  
  
de Saint-Germain, Graf Louis Claude  
(1707—78) franz. General 9  
Saint-Hilaire, franz. General 57  
v. Saldern, Friedrich Christoph  
(1719—85) preuß. General 10  
Sauvage, Prenzl. Senator 55  
v. Sayn-Wittgenstein, Wilhelm,  
Fürst (1770—1851) 56, 57 f., 62  
v. Scharnhorst, Gerh. Joh. Dav.  
(1755—1813) General 14  
  
Scherenberg, Christian Friedr. (1798  
bis 1881) 27  
v. Schill, Ferd. (1776—1809) 58  
Schiller, Friedr. (1759—1805) 36  
Schivelbein, Prenzlauer Familie 64  
v. Schlabrendorff, Henriette Helene-  
Albertine verw. Icilius (1747 bis  
1783) 12, 14  
v. Schlabrendorff, Gustav Albrecht  
(1750—1824) 13  
Schleiermacher, Friedr. Ernst Daniel  
(1768—1834) 62  
Schreinert, Kurt (\* 1901) Lit.-Hist.  
36  
Schütze, Paul, Lit.-Hist. 35  
Schwartz, Emil, Historiker 63 f.  
Schwarz, Ernst (\* 1895) Germanist  
47  
v. Schwerin, Leopold Graf, Gen.-  
Maj. 23  
v. Seers, Ing.-Oberst 6  
Selwelangk, Jesper (1521) Fähr-  
mann 45  
Semple, Robert, engl. Journalist  
60 f.  
Soul, Nicolas (1769—1851) franz.  
Marschall 56  
Splittgerber, David (1685—1764) 25  
Stahr, Adolf (1805—1876) 58 f.  
v. u. zu Stein, Karl Frhr. (1757 bis  
1831) 37, 56, 58, 62  
Stengel, Walter (\* 1882) Kunsthst.  
48, 53  
v. Steuben, Friedrich Wilhelm (1730  
bis 1794) 9  
Stiewe, Willi, Brgmst. 65  
Storm, Theodor (1817—1888) 26 ff.  
Streckfuß, Adolf (1823—95) 12  
Struve, Prenzl. Bürgermstr. 59  
v. Stülpnagel, Ferdinand (1781 bis  
1839) General 59, 62  
Suarez, Karl Gottlieb (1746—1798)  
Geh. Justizrat 37  
de Suchodoletz, Samuel (17. Jh.)  
Landmesser 42, 45  
  
Teller, Wilhelm Abraham (1734 bis  
1804) Propst v. Cölln 20, 22 f., 24  
Terrasson, Jean (1670—1750) franz.  
Abbé 12  
Tewendeil, Frankfurter Handels-  
mann 63  
Thaer, Albr. Dan. (1752—1828) 18  
Thoma, Frau 30  
Tottleben, Gottl. Heinr. Graf (um  
1710—1773) russ. General 10  
v. d. Trenck, Friedr. Frhr. (1726 bis  
1794) 9  
Tuillie, franz. General 5  
  
Uhland, Ludwig (1787—1862) 35  
Unger, Georg Christian (1743—1802)  
Architekt 12  
  
Voltaire (1694—1778) 12  
v. Voss, Ernst Joh. (1726—1793)  
pr. Minister 57  
v. Voss, Sophie Marie Gräfin geb.  
v. Pannwitz (1729—1814) Ober-  
hofmeisterin 57 f.  
  
Wellich, Paul, Berl. Bankier 36  
Washington, George (1732—99) 9  
Welper, Kfm. 61  
v. Wellington, Arthur Wellesley.  
Herzog (1769—1852) brit. Staats-  
mann 59 f.  
Wendland, Dr. lic. theol. Walther  
(1879—1952) Pfr. 20  
Wenzel († 1836) Leutnant 15  
Weppler, Johann Philipp, Ober-  
förster 55  
Weppler, Johanna Magdalene  
(† 1791) 55  
Wetzel, Prenzl. Rektor 59  
Wilhelm, Prinz von Preußen (1783  
bis 1851) 61  
Wilhelm IX. v. Hessen-Kassel  
(† 1821) 56  
Wilhelmine Friederike Sophie,  
Markgräfin v. Bayreuth (1709 bis  
1758) 8  
v. Willich, Ehrenfried († 1807) 59  
Winckelmann, Johann Joachim  
(1717—68) 12  
v. Winterfeld, Adam, Ernst Dietloff  
54  
v. Winterfeld, Detlef auf Freyen-  
stein 57  
v. Winterfeld, Henriette, Freyen-  
stein 57  
v. Winterfeld-Warnow, Emmy geb.  
Oelrichs (\* 1861) Schriftstellerin  
55  
v. Winterfeld, Gotthilf, Geh. Ober-  
finanzrat 54  
v. Winterfeld, Ludwig Adolph,  
Groß-Spiegelberg (Landrat bis  
1834) 59  
Wolf, Phil. Wilh. (1766—1822) Pro-  
rektor, Diakon 59, 62  
Wolf, Siegm. A., Sprachforscher 47  
v. Wunsch, Johann Jakob (1717—88)  
General 54  
v. Wussow, Alexander, Landrat v.  
Heiligenstadt 26  
  
York von Wartenburg, Hans Dav.  
Ludw. Graf (1759—1830) Feldmar-  
schall 9  
  
Zoeben, N. Pfr. in Rummelsburg 55  
Zollfeldt, Anton, Superintendent  
55 f.  
Zoellner, Karl (1821—97) Sekr. d.  
Akad. d. Künste 26, 28

# Ortsverzeichnis

Altdamm 56  
Altona 28  
Angermünde 52  
Aschersleben 44  
Auerstedt (1806) 55

Ballenstedt 44  
Bautzen (1813) 59  
Berlin:  
Akademie 10, 13, 15  
Bibliothek, Kgl. 12, 14 f.  
Gießhaus 14  
Gendarmenmarkt 10  
Militär-Gesellschaft 14  
Judenschaft 10  
Porzellanmanufaktur 13  
Seehandlung 12  
Charlottenburg 10  
Dahlem 64  
Giesensdorf 23  
Köpenick 39  
Lichterfelde 17, 25  
Niederschönhausen 10  
Spandau 40, 47 ff., 56  
Boitzenburg (Uckerm.) 55, 57  
Bornim 39, 43 f., 45  
Bornstedt 39 f., 43 ff.  
Brandenburg 40  
Breslau 6, 8, 60  
Erüssow 54  
Burg (Bez. Magdeburg) 55

Caputh 39

Diedersdorf (Teltow) 25  
Doberan 56  
Dolgelin 21  
Dresden 48, 61  
Drewitz (Teltow) 23  
Düsterförde 57

Eberswalde 59  
Eiche (b. Potsdam) 43 f., 46  
Eisleben 44  
Erfurt 55

Fahrland 45  
Ferch 39  
Flieth 61 f.  
Franeker (Holland) 5

Frankfurt (Oder) 15, 17, 55, 62 ff.  
Frankfurt (Main) 51  
Freyenstein 57  
Friedersdorf (Seelow) 20

Geltow (Alt-) 39 ff., 43 ff.  
Genshagen 18  
Genthin 55  
Golm (b. Potsdam) 39 ff., 43 ff.  
Görlitz 60  
Coslar 48, 52, 55  
Grabow (Meckl.) 57  
Gransee 55  
Greifswald 27, 51  
Gröben 13 f., 43  
Großbeeren 17 ff.  
Großgörschen (1813) 59  
Groß Raden (Meckl.) 40  
Groß-Spiegelberg (Prenzlau) 59  
Grube (b. Potsdam) 39 f., 43 ff.  
Güstrow 57

Haag 5  
Haldensleben 44  
Halle 5, 12 f.  
Hamburg 56 ff., 60  
Heiligenstadt 26, 34, 55  
Herborn 5, 13  
Hochkirch (1758) 8, 21  
Hubertusburg (bei Oschatz) 9 f., 14, 15  
Husum 26 ff., 34, 36 f.

Idstedt, Schlacht (1850) 27, 36  
Jena (1806) 55

Kammerode 39  
Karlsbad 12  
Klausthal 55  
Kleinbeeren 17 ff.  
Klein-Paaren 45  
Kollin (1757) 6  
Königsberg (Nm.) 61  
Königsberg (Pr.) 56 ff.  
Küstrin 60  
Kutzerow 54

Langensalza 14  
Langmeil (b. Züllichau) 54 f.  
Lebus, Bistum 64

Leest 44  
Lehnin 39, 46  
Leiden (Holland) 5 f.  
Leipzig 9 f., 61  
Leuthen (1757) 6  
Löcknitz (Pasewalk) 56  
London 5, 26, 34  
Lübben 19  
Lübeck 57  
Ludwigslust 57  
Lychen 57

Machnow (Klein-) 45  
Madrid 9  
Magdeburg 5, 10, 13, 39, 55  
Marburg 5  
Marquardt (b. Potsdam) 45  
Mechow (Meckl.) 57  
Meißen 39  
Melvendorf (WFM) b. Großbeeren 20  
Menkin 54  
Merseburg 39 f., 46  
Meyenburg (Prign.) 57  
Minden i. W. 61  
Mirow 57

Naugard (Pomm.) 56  
Nedlitz 39, 43 ff.  
Neubeeren (Großbeeren) 20  
Neubrandenburg 57  
Neuhof 55  
Neuruppin 55  
Neustadt a. d. Haardt 5  
Neustrelitz 57  
Neuzelle 64  
Nürnberg 48

Oranienburg 60  
Oschatz 10  
Paaren s. Klein-Paaren  
Perleberg 57  
Petersburg 9  
Petzow 39  
Potsdam 12 ff., 26, 28, 39 ff.  
Prenzlau 53 ff., 63 f.  
Putlitz 57

Quedlinburg 39

Rathenow 55  
Rom 13  
Roßbach (1757) 6  
Rügen 27

Saarmund 39  
Sacrow-Paretzer Kanal 45  
Schenkendorf 55  
Schönefeld (Barnim) 17  
Schönfeld (Barnim) 17  
Schorin (-Marquardt) 45  
Schwielowsee 39  
Silberberg (Schles.) 60  
Sperenberg 23  
Spiegelberg s. Groß-Spiegelberg  
Stettin 55 f., 60 f.  
Stolzenhagen (Bernau) 17  
Stralsund 27, 60 f.  
Straßburg (Els.) 5  
Stülpe 55  
Sydow (Eberswalde) 17

Templin 60  
Töplitz 40  
Torgau 10  
Trachenberg 60  
Trebbin 39

Undersdorf 61  
Utrecht 5

Vogelsang 61

Warnow 57  
Warschau 40  
Wassersuppe (Rathenow) 13  
Weimar 55  
Wendisch-Buchholz 19  
Wesenberg 57  
Wien 9, 48  
Wittstock (Ostprign.) 51, 57  
Woldhow 56  
Wolfenbützel 55  
Wolzig 55  
Wublitz (Fl.) 44 f.  
Wünsdorf (Zossen) 55

Zehdenick 60  
Zernsdorf 55  
Zorndorf (1758) 6





## Veröffentlichungen der Landesgeschichtlichen Vereinigung

### Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

Herausgegeben im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V.  
von Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt  
Din A 4, zweispaltig, kartoniert und bebildert, mit Register **DM 4,50**

- 1950** Stadtrat W. May: Zum Geleit / H. Lucke: Theodor Fontane — ein Vermächtnis / Dr. H. Fricke: Fontanes Bild berlinisch-brandenburgischer Dichtung / Dr. E. Faden: Berlin Hauptstadt — seit wann und wodurch? / A. Ludewig: Die Askanierhofburg Spandau / J. Seeger: Gemälde im Jagdschloß Grunewald / G. Michel: Auf dem Wege zu einer Grabstättenbildkartei für Berlin und die Mark Brandenburg / B. Stephan: Der Hermsdorfer Milow, seine Familie und seine Zeit / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Luther und die Mark Brandenburg / Dr. E. Schwartz: Die Kalandbruderschaft in Prenzlau / Der Neuruppiner Kaland (Urkunde von 1391) / H. Methling: Schifffahrt auf der Ucker / M. Henning: Vom Wanderbericht zum Jahrbuch / Bücherschau
- 1951** Dr. G. Stein: Berlins Stadtmauer / E. B. Zornemann: Berlin im Leben und Werk Wilhelm Raabes / G. Schacht, geb. Mengel: Meine Erinnerungen an Theodor Fontane / Dr. M. Krammer: Aus Theodor Fontanes Jugendland / H. Fricke: Dobbertin. Eine erhalten gebliebene Fontanestätte / Dr. B. Schulze: Der Anteil der Zisterzienser an der ostdeutschen Kolonisation, besonders in Brandenburg / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Biesenthal, Zur askanischen Besitzergreifung des Barnim / H. Methling: Das Wunderblut zu Wilsnak / Dr. E. Schwartz: Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg. I. Das Ausscheiden der nördlichen Uckermark aus der Diözese des Bistums Kammin. II. Der Prozeß des Prenzlauer Kalands gegen Dorothea Sander (1537 — 1543) / M. Krügel: Buckow in vor- und frühgeschichtlicher Zeit / Dr. G. Klünder: Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600 / Prof. Dr. H. Mitgau: Alt-Frankfurter Studententrachten / Bücherschau
- 1952** Dr. B. Schulze: 200 Jahre staatlicher Verwaltungsbezirk Berlin / Dr. H. Fricke: Louis Vogel, Kleists Freund im alten Landeshause der Kurmark / E. B. Zornemann: Brückenbauer zwischen Stadt und Land — Dem Berliner Heinrich Sohnrey zum Gedächtnis / Beiträge zur Baugeschichte Dahlems. I. Dipl.-Ing. U. Stroschein, Das Gutshaus, II. Dr. H. E. Pappenheim: Das Rätsel der Dahlemer Dorfmauer / Dr. H. Kügler: Gräberts Berliner Volkstheater. Mit einem Anhang: Wer war Pietsch? / Dr. G. Stein: Burg Liebenwalde in der Mark / H. Hohn: Karl Ernst Albrecht Kunth. Zur Lebensgeschichte des Berliner Geologen / M. Krügel: Buckow als Mediatstadt. Ein Beitrag zur 700-Jahrfeier 1953 / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben unserer Vereinigung
- 1953** Dr. J. Schmidt: Die steinerne Chronik am Rathaus von Berlin / F. Raede: Das „Graue Kloster“ / Dr. H. Fricke: JEAN PAULS Berliner Abenteuer / Dr. C. Meyer: Aus den Akten der alten preußischen Theaterzensur / Dr. H. Kügler: Fischersteden und Hallonen / Dr. H. E. Pappenheim: Karten und Vermessungswesen im Schaffen Theodor Fontanes / Dr. G. Stein: Zur Baugeschichte der askanischen Burg Spandau / Dr. E. Schwartz: Die Gilden der Gewandschneider, der Krämer und der Höker in Prenzlau / Prof. Lic. Dr. W. Delius: Peter Gustav Schweitzer, Oberprediger zu Kremen / M. Krügel: Buckow, Kämpfe um die Selbstverwaltung / Dr. R. Lehmann: Niederlausitzer Ständevertreter im preußischen Hauptquartier im Dezember 1762 / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben der Vereinigung
- 1954** Dr. E. Kaeber: Willy Hoppe als märkischer Historiker (mit Anhang „Veröffentlichungen von Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe“) / Dr. H. Fricke: Fontanes Historik / A. Ludewig: Markt und Kaufhaus im mittelalterlichen Spandau / Dr. E. Faden: Der Berliner Tumult von 1615 / Dr. R. Lehmann: Lübbenau im Revolutionsjahr 1848 / Dr. C. Meyer: Das Theater Franz Wallners (1855-1867) / W. Eulert: Julius Schöppe — ein Maler des Biedermeier / Dr. H. Kügler: Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe / Univ.-Prof. Dr. F. Solger: Die Entstehung der Buckower Landschaft / Dr. O. Korn: Wabrenze — Lorenzfeld. Zur Wüstungskunde der Altmark / Dr. E. Schwartz: Der Handelsstand in Prenzlau vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Einführung des Gewerbefreiheit / Dr. H. E. Pappenheim: Geographie als Rüstzeug Theodor Fontanes / M. Henning: Das festliche Jahr
- 1955** Univ.-Prof. Dr. F. Solger: Heimatliche Geschichtsforschung und Volksbildung / Univ.-Prof. Dr. Dr. L. Richter: Kierkegaard in Berlin / A. Ludewig: Die Ausgrabungen in der Nicolaikirche zu Berlin / Dr. H. Branig: Aus den späteren Lebensjahren der Gräfin von Lichtenau / Dr. M. Krammer: Clemens Brentano und Berlin. Bilder aus den Tagen der Romantik / Dr. P. Klein: Ein Menzelbrief aus dem Nachlaß von Linda Kögel / Prof. Dr. A. Suhle: Die Münzprägung in Brandenburg von den Anfängen bis zum Tode Ottos I. / Dr. R. Lehmann: Tagebuchaufzeichnungen der Frau von Thielau auf Neu-Döbern vom 13. Mai bis zum 3. Juni 1813 / Dr. G. Stein: Zur Datierung des Bergfrieds der Burg Stolpe a. d. Oder. — Der Bergfried im märkischen Bereich / E. B. Zornemann u. Dr. E. Faden: Dr. Hermann Kügler — Dr. Hermann Küglers Schriften zur brandenburgisch-berlinischen Volkskunde / Veröffentlichungen von Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe (Nachtrag) / Dr. H. Fricke: Bibliographie der dichterischen Werke von Martin Anton Niendorf / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben der Vereinigung
- 1956** Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Bekenntnis zur Kurmark / Dr. R. Lehmann: Die Erforschung des Spreewaldes / Dr. E. Schwartz: Die Tuchmachergilde in Prenzlau / Dr. H. Fricke: Die Ellora und das Rytly. Zwei Seitentriebe des Tunnels über der Spree / Dr. H. E. Pappenheim: Das Belvedere auf dem Pichelsberg / Dr. Hans Soring: Karl Friedrich von Beyme / K. Pomplun: Das Gutshaus in Steglitz / Dr. C. Meyer: Hundert Jahre „Aktienbudiker“. Ein Beitrag zur Berliner Theatergeschichte / Dr. M. Krammer: Clemens Brentano und Berlin / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben der Vereinigung
- 1957** Dr. H. Fricke: Joachim Christian Blum. Der Spaziergänger von Ratenu / Prof. Dr. J. Wütschke: Der „Brückenkopf Magdeburg“ nach dem Slawenaufstand von 982 / Prof. Dr. W. Delius: Der Jurist Johannes Brunnemann (1608-1672) und der Pietismus / J. Wiese: Sprachgrenzen in der Mark Brandenburg / Prof. Dr. E. Unger: Chorgestaltung und Ostgiebel der Hauptkirchen von Gransee, Prenzlau, Wittstock und Neubrandenburg / H. Methling: Geschichtliche Entwicklung im Kartenbild / Dr. J. Seeger: Der Berliner Kupferstecher Eduard Eichens und seine Künstlerfahrt nach Paris und Parma / Dr. G. Stein: Ein Schloßbau Joachims I. Baugeschichtliche Untersuchungen auf der Spandauer Zitadelle / Dr. O. Kohut: Aus der Geschichte der Kolonie Grunewald / Dr. E. Faden: Uran in Berlin / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben der Vereinigung

**Schriften 1 W. Wohlberedt, Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung. IV. Teil** **DM 2,75**

**Schriften 2 W. Wohlberedt, Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung I. Teil (Neudruck I)** **DM 4,—**

**Mitteilungsblatt.** Erscheint dreimal im Jahr mit je 12 Seiten Umfang

**Märkischer Wandergruß.** Beiträge zur Landesgeschichte.

Herausgegeben von Dr. Heinz Gebhardt (1951)

Wertvolle Arbeiten von E. Dux, Dr. E. Faden, Dr. M. Krammer, M. Krügel, Dr. H. Kügler, A. Ludewig, H. Methling, W. Schmidt, Dr. B. Schulze, Prof. Dr. F. Solger, B. Stephan. **Fast vergriffen!** **DM 3,—**

Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54 / 62 63 00



KARL SALOMO

Berlin - Neukölln

800 Expl. / Dez. 1958



[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)